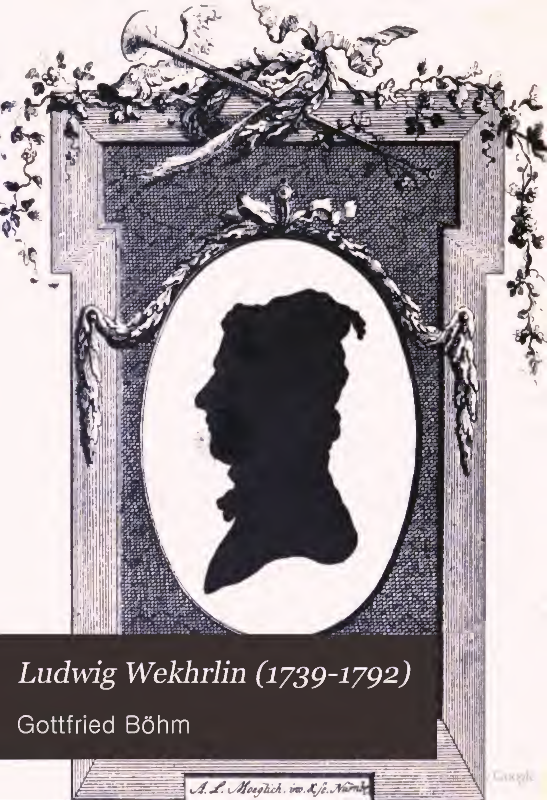
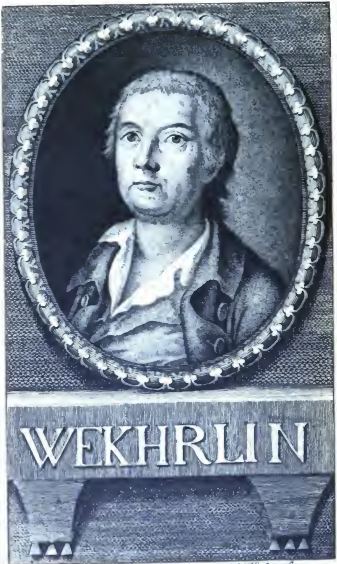


Ludwig Wekhrlin (1739-1792)

Gottfried Böhm



Schreyländer pinx. A. W. Kufner sc. 1788.


WEKHRLIN

Ludwig Wekhrlin

(1739—1792).

Ein Publizistenleben des achtzehnten Jahrhunderts

von

Gottfried Böhm.

Mit zwei Porträts.

München 1893.
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
Oskar Beck.

C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen.

Meinem verehrten Freunde und Mitarbeiter

Herrn Dr. phil.

Karl von Knoblauch auf Hatzbach

in Marburg

gewidmet.

Inhaltsverzeichnis.

Kapitel I.

Die Existenzberechtigung dieses Buches. Wekhrlins bisherige Biographen: Schubart d. j., Schlichtegroll, Zapf, Haug, Vocke, Jördens, Baader, Rötger, Meusel, Baur, Bülau, Gödeke, Weber, Ebeling, Dr. Karl von Knoblauch. Meine Quellen. Akten. Briefe.

Ludwig Wekhrlin, der, wie Schlichtegroll sich ausdrückt, „eine Zeit lang die Aufmerksamkeit von Deutschland beschäftigte", ist eigentlich nie ganz vergessen gewesen und wird heute wieder häufiger von allen denen citiert, welche die Denkungsart des achtzehnten Jahrhunderts zum Gegenstande von Forschungen machen. Er hat in der unblutigen Umwälzung der religiösen und politischen Anschauungen, welche das Ende des vorigen Jahrhunderts auch in Deutschland bezeichnet, eine nicht unbedeutende und jedenfalls charakteristische Rolle gespielt. Seine Beanlagung, sein Temperament, ja seine Fehler selbst bestimmten ihn zum Streiter für das, was man damals „die Aufklärung" nannte. Seine Waffen konnten nicht immer ganz blanke sein; er mußte häufig mit geschlossenem Visir kämpfen, aber alle seine Zeitgenossen bestätigen die tiefe und weitgehende Wirkung, die er hervorgebracht hat.*

* Noch nach seinem Tode schrieb die Jenaer Allgemeine

Die zahlreichen Schriften Wekhrlins, die für uns wahre Quellenwerke für die Anschauungen und die geistige Bewegung des achtzehnten Jahrhunderts sind, können ohne den Kommentar seiner Lebensgeschichte in ihren feineren Beziehungen wohl kaum verstanden werden. Liegt schon darin Grund genug, die spärlichen Nachrichten, die wir über ihn besitzen, vom Standpunkt der neueren Kritik aus einer Sichtung zu unterziehen und soviel wie immer möglich zu vermehren, so dürften hierfür auch noch Erwägungen allgemeiner Natur sprechen.

Wenn man einen ästereichen Baum aushebt, bleibt an seinen Wurzeln festes Erdreich kleben, und wenn man den Beziehungen einer typischen Zeiterscheinung nachgeht, stößt man auf eine solche Fülle von gleichsam angewandter Kulturgeschichte, wie sie in gleicher Gedrängtheit und Anschaulichkeit allgemeine Darstellungen niemals zu geben vermögen.

Neben dem kulturgeschichtlichen Interesse scheint aber auch ein menschliches vorzuliegen. Denn, obwohl in dem abenteuerlich zerfahrenen Leben Wekhrlins der Roman im höheren, idealeren Sinne des Wortes gänzlich fehlt, muß die Betrachtung seiner verschlungenen Lebenspfade doch oft spannend wirken, wie ein Werk der Phantasie, und es gewährt einen seltsamen Reiz, den Knäuel falscher Nachrichten seiner bisherigen Biographen zu entwirren und die Schleier allmählich zu lüften, in die er sich selbst aus sehr verschie-

Litteraturzeitung vom 8. Mai 1793 von ihm: „Der unlängst verstorbene Wekhrlin erregte bei seinem Debüt als periodischer Schriftsteller ein Aufsehen und fand einen Beifall, dessen nur wenig angehende Journalisten sich rühmen können.“

denen Motiven und mit einem unverkennbaren Hang zum Versteckspiel gerne gehüllt hat. —

Die erste Biographie Wekhrlins hat kurz nach dessen Tode Legationssekretär Ludwig Schubart* geschrieben und als Beigabe zu einem Porträt des berühmten Publizisten (del. Hessell, gest. von C. W. Bock 1792) im elften Hefte (1793) von Bock's „Sammlung von Bildnissen gelehrter Männer und Künstler nebst kurzen Biographien derselben" (Nürnberg 1791—1802) erscheinen lassen. Derselbe Aufsatz wurde unverändert auch im Juniheft der deutschen Monatsschrift, Berlin 1794, abgedruckt.

Schubart bemerkt ausdrücklich, daß „die bei dieser Skizze zu Grunde liegenden Thatsachen nicht von ihm, sondern bisweilen wörtlich aus dem schriftlichen Aufsatz eines Freundes genommen seien, der in den letzten Jahren sehr vertraut mit Wekhrlin umgegangen sei und sie großenteils aus seinem Munde erfahren habe." — Nichtsdestoweniger — ja vielleicht gerade darum — enthalten sie eine Reihe sehr wesentlicher Unrichtigkeiten und falscher Angaben, die aus dem Werke des Kupferstechers Bock in alle späteren Biographien unseres Schriftstellers übergegangen sind.

Schubart hatte in seinem Aufsatz die Erwartung ausgesprochen: „der würdige Herausgeber des „Nekrologs der Deutschen" werde diesen Charakter auch in seiner Galerie aufstellen und ihm alle die Sorgfalt widmen, die er vor Hunderten verdiene.

* geb. 1766. Sohn des bekannten Chronikschreibers. Sein Pseudonym war Lovis. Die Schreibweise Schubert im Inhaltsverzeichnis des II. Bandes der deutschen Monatsschrift beruht nur auf einem Druckfehler.

Diese Erwartung erfüllte Friedrich Schlichtegroll — wenigstens zum Teil — im ersten Supplementband des Nekrologs für die Jahre 1790—93 (Gotha 1798, Perthes). „Was man hier lesen wird“, schreibt er, „ist das Resultat der nicht vergebenen Bemühungen, zu dem, was in jener kurzen Biographie gesagt ist, noch mehrere Beiträge zu erhalten; man muß aber freilich dabei nicht vergessen, daß die Materialien zur Geschichte eines so unruhigen und herumschweifenden Lebens unter allen am schwersten in einiger Vollständigkeit zusammenzubringen sind.“

Schlichtegroll nimmt das von Schubart Gebrachte kritiklos und vollständig auf und begnügt sich damit, dem Lebensbilde Wekhrlins einige neue Züge aus seinem Baldinger Aufenthalt, aus seinen letzten Tagen zu Ansbach und zu seiner Charakteristik beizufügen.

Auf den erwähnten beiden Aufsätzen, wozu etwa noch einige Angaben in den „Bemerkungen über Anselmus Rabiosus“ des Kurmainzischen Geheimrats Zapf, Ohrdruf 1778, kommen, fußt zur Zeit die ganze Biographie Wekhrlins; alle die zahlreichen folgenden Artikel in den Gelehrten-, Schriftsteller- und Konversationslexicis haben auch nicht eine neue Thatsache hinzugefügt, oder auch nur einen Irrtum berichtigt; ja lange Zeit selbst die litterarische Würdigung Wekhrlins lediglich aus Schubart und Schlichtegroll abgeschrieben!

Nur die Litteraturangaben sind da und dort mehr oder weniger vollständig, überall aber ohne Kritik. Sehr zutreffend äußert Ebeling: „Welche Unwahrheit, Verworrenheit und Oberflächlichkeit herrscht in den Mitteilungen der Litterarhistoriker über den Mann, der einst, so zu sagen,

alle Welt in Spannung hielt, ja wie grundverkehrt sind hie und da die Beiträge zur Kennzeichnung seines litterarischen Schaffens! Grobe Unkenntnis und handwerksmäßiger Dilettantismus bemächtigten sich seiner, um ihn als Sternschnuppe im Dunstkreise des Schriftentums verschwinden zu lassen, ihn, der nach Schlözers Ausspruch als ein Komet über Deutschland aufging!"

Vergebens suchen wir in Haugs gelehrtem Württemberg* irgend welche Nachrichten über seine Jugendjahre in der Heimat, vergebens in Vocke's „Geburts- und Todten-Almanach Ansbachischer Schriftsteller" rc.** Aufschlüsse über seine letzten Tage. Jördens*** hat sich die Mühe genommen, die Inhaltsverzeichnisse aller ihm bekannten Schriften Wekhrlins abdrucken zu lassen, und Baader† lieferte eine gute Angabe der einschlägigen Litteratur. Allein alle ältern und neuern Sammelwerke, Rötger, Meusel, Baur, Bülau, Gödeke u. s. w. u. s. w., schreiben immer wieder nur die verjährten Irrtümer ab.

An selbständigen Werken über Wekhrlin sind im neunzehnten Jahrhundert zwei erschienen. Der Verfasser des ersten,†† Karl Julius Weber, behauptet, im Ries und zu

* Stuttgart 1790. Die Bezeichnung Wekhrlins als „ehmaligen Lieutenants in kaiserlichen Diensten" beruht auf Verwechslung mit einem Vetter des Schriftstellers.

** Augsburg 1796. Th. II.

*** Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten. Leipzig 1810. Bd. V S. 207 f.

† Lexikon verst. Bayerischer Schriftsteller. Augsburg und Leipzig 1825. Bd. II S. 226 f.

†† Der Geist Wilhelm Ludwig Wekhrlins von Wekhrlin jun. Zweite Aufl. Stuttgart 1837. C. J. Webers sämtliche Werke Bd. 15.

Ansbach Nachrichten über Wekhrlin eingezogen zu haben, und er wäre allerdings hierzu in der Lage gewesen, da die erste Auflage seiner Schrift schon im Jahre 1823 erschien. Allein es ist in seiner Biographie Wekhrlins kaum etwas davon zu bemerken. Das Urteil, welches Ebeling über das Buch fällt, „es sei eine der allerelendesten und schamlosesten Sudeleien, welche sich jemals auf den Markt gewagt haben", erscheint uns nicht zutreffend. Wir dürfen nicht vergessen, daß Weber zuerst wieder auf den damals verschollenen Wekhrlin aufmerksam gemacht und die erste Auswahl seiner Werke veröffentlicht hat.

Das neueste Buch über Wekhrlin ist von dem Archivrat Dr. Friedrich W. Ebeling.* Ihm gebührt das Verdienst einer stilistisch vorzüglichen Form und eingehender Behandlung des Gegenstandes. Er war der Erste, der durchweg mit Achtung, ja mit Wärme und Verehrung von Wekhrlin schrieb. Zuweilen will es uns fast scheinen, als ob er die Bedeutung unseres Aufklärers etwas überschätzte und in den Fehler der meisten Porträtmaler verfiele — seinem Gegenstande zu schmeicheln. Seine Darlegung der Denkungsart Wekhrlins, seine Auszüge und Auswahl von dessen Schriften verdienen alle Anerkennung. Der biographische Hauptwert seines Buches aber besteht darin, daß er auf Grund eines ihm zur Verfügung gestandenen, ziemlich vollständigen Handexemplars von Wekhrlins periodischen Schriften die Namen der hauptsächlichsten Mitarbeiter Wekhrlins feststellen konnte.**

---

* W. L. Wekhrlin. Leben und Auswahl seiner Schriften. Berlin 1869. J. J. Köppen.

** Dr. Ebeling ist leider nicht mehr im Besitz von Wekhrlins

Im übrigen aber hat Wekhrlins Biographie durch Ebelings Buch wenig Förderung erfahren. Er hat neue Quellen nicht aufzufinden gewußt und das für einen Historiker bedenkliche Verfahren eingeschlagen, sich da, wo sich Lücken fühlbar machten, auf Kombinationen zu werfen, welche er mit zu großer Sicherheit als Thatsachen hinstellt.

Für die „Allgemeine Deutsche Biographie" von Liliencron und Wegele hat Dr. Karl von Knoblauch in Marburg, der Nachkomme eines der Mitarbeiter Wekhrlins,* die Besprechung dieses Autors übernommen und hierbei das rühmenswerte Bedürfnis empfunden, an das bisher Erschienene die kritische Sonde zu legen und neues Material ausfindig zu machen. Bei diesem Anlaß hat er sich auch mit mir in Verkehr gesetzt und mich veranlaßt, einen älteren, von der Zeitschrift für Deutsche Kulturgeschichte kurz vor ihrem Eingehen angenommenen Aufsatz „über Wekhrlins letzte Lebensjahre" wieder aufzunehmen und auf das ganze Leben desselben auszudehnen. Die vorliegende Arbeit verdankt Dr. von Knoblauch somit nicht nur ihre Entstehung, sondern bis an ihr Ende eine Fülle wertvoller kritischer Bemerkungen und schätzbarer Winke.

Einen anderen Wekhrlinforscher lernte ich in meinem Landsmanne, Herrn Redakteur Hermann Keßler, kennen.

Handexemplar; es ist ihm genommen worden, ohne daß er angeben kann, in welche Hände es geraten.

* des Justizrats von Knoblauch in Dillenburg, Verfassers zahlreicher anonymer Schriften, sowie vieler Beiträge im Deutschen Merkur, Wekhrlins Journalen, Archenholz Minerva u. s. w. S. über denselben die Deutsche Biographie.

Derselbe beabsichtigte, eine Monographie über Wekhrlins litterarische Bedeutung, über seinen Einfluß auf Mit- und Nachwelt zu liefern, und erklärte sich in der Lage, „Wekhrlin eine Unmasse von Plagiaten, die er an seinen französischen Zeitgenossen beging, nachzuweisen, wie denn auch Nachgeborene, unter diesen sogar Heine, sich wiederum nicht gescheut hätten, geistige Anlehen bei Wekhrlin zu machen.“ — Leider ist dieser Plan bisher nicht zur Ausführung gelangt. Herr Keßler hat mir jedoch seine sämtlichen Vorarbeiten, bestehend in einer kleinen schätzbaren Regestensammlung mit großer Uneigennützigkeit abgetreten, und ich bin hierdurch auf manche ergiebige Fährte geleitet worden. —

Was nun die Quellen der vorliegenden Schrift anbelangt, so bestehen sie in erster Linie in der sehr umfangreichen und zerstreuten Litteratur, die in gleicher Vollständigkeit keinem der bisherigen Biographen zugänglich gewesen ist. Es handelt sich hierbei zum Teil um äußerst seltene Drucke (z. B. die Zeitungen „Das Felleisen“, „Die Ansbachischen Blätter“, die Schrift „über Wasers zweite Verurteilung“, Wekhrlins Pasquille, die Gegenschriften gegen den Anselmus Rabiosus u. s. w.).

Noch wichtiger erwies sich die Einsichtnahme der Wallersteiner, Nördlinger, Augsburger und Berliner Akten, die mir von den Archivaren Freiherrn W. Löffelholz von Colberg, Rektor Christ. Mayer, Dr. Buff und Geheimrat von Sybel mit großer Liberalität gestattet wurde.

Mit nicht geringen Mühen ist es mir ferner gelungen, 79 eigenhändige Briefe Wekhrlins zusammenzubringen, die im Autographenhandel selten sind und zum Teil ziemlich hohe Preise haben. Für die Mitteilung von solchen bin

ich zum Danke verpflichtet: Herrn Pastor Baethke, Herrn Rudolf Brockhaus, Herrn Prof. Carrière, Herrn Dekan Encke, Herrn Karl Geibel, Freiin von Koenig-Warthausen, Herrn Adolf Wohlwill und ganz besonders Herrn Alexander Meyer Cohn in Berlin, der mit seinen reichen Autographenschätzen schon so viele litterarische Arbeiten förderte, sowie Frau Prof. Margarete Mörike in Neuulm, der Witwe des Dichters, welche eine ziemliche Anzahl von Briefen Wekhrlins, des Großonkels Mörikes, pietätvoll unter Familienpapieren verwahrt.

Hingegen hatten die von mir bei der k. k. Polizeidirektion in Wien, bei dem k. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv, bei dem k. und k. Reichsfinanzarchiv, bei dem k. Allgem. Reichsarchiv zu München, bezw. bei den Kreisarchiven Nürnberg und Bamberg, sowie bei der Kreisregierung zu Ansbach gepflogenen Erhebungen kein Ergebnis.

Wenn sich daher in der vorliegenden Schrift, besonders in deren ersten Hälfte noch manche Lücke fühlbar macht, die vielleicht später glücklichere Hände auszufüllen in der Lage sind, so darf ich mich doch der Hoffnung hingeben, die Sache in richtige Bahnen eingelenkt und überhaupt zum ersten Male eine aktenmäßige Darstellung des Lebens eines der interessanten Publizisten des vorigen Jahrhunderts geliefert zu haben.

Kapitel II.
(1739—1766.)

Abstammung und Familie. Die Schreibweise des Namens. Der Adel. Wekhrlins Stiefvater. Die ersten Lebensjahre. Wekhrlins Bildungsgang. Der angebliche Aufenthalt auf der Universität Tübingen, in Straßburg und Paris. Das „Schreiberhandwerk".

Wilhelm Ludwig Weckherlin entstammte einer angesehenen und, wie es scheint, wohlhabenden Familie,* welche ihrem Vaterlande Württemberg viele höhere Staatsbeamte, darunter einen verdienten Finanzminister, lieferte und zu verschiedenen Zeiten (1588 und 1864) in den Adelstand erhoben worden ist. —

Vor unserem Publizisten hat sich bekanntlich ein Georg Rudolph Weckherlin (1584—1651) als Dichter einen Namen gemacht.

Im Gegensatz zu allen übrigen Mitgliedern seiner Familie schrieb Ludwig Wilhelm seinen Namen später „Wekhrlin" und legte sich zuweilen das Adelsprädikat bei. Als ihn ein Vetter über die erstere Abweichung zur Rede stellte, gab er in einem Briefe vom Dezember 1780 folgende Erklärung ab: „Warum ich das „e" im Namen der Weckherlin auslasse?" — „Ein sehr spezifischer und hinreichender Zufall gab mir den Einfall zu dieser Schreibart: Als ich einst während meiner, bei der französischen Ambassade zu Wien gehabten Bedienstung mit dem verstorbenen k. k. Staats-Archivar, dem würdigen Herrn von Rosenthal,

* S. Stammbaum der Familie Weckherlin mit geschichtlichen Nachrichten von C. F. W. Huber. Stuttgart 1857. Quack'sche Buchdr. von Georgii-Georgenau, Biographisch-genealogische Blätter aus und über Schwaben. Stuttgart 1879. Emil Müller.

zu conferiren hatte, und er bei dieser Gelegenheit meinen Namen erfuhr, bemerkte er mit seiner gewöhnlichen Gesprächigkeit und Freundlichkeit, daß ihm derselbe von seinem Archive aus sehr bekannt und selbst venerabel wäre; er versicherte mich, daß die Familie aller Wahrscheinlichkeit nach aus Böhmen herrühre, oder wenigstens einmal dort im Flor, oder ansässig gewesen wäre, indem er unter der Korrespondenz, welche der kaiserliche Hof wegen der Wallensteinischen Unruhen gepflogen, viele Briefe von einem Wekhrlin gefunden hätte, mit welchem Ferdinand III. in vertrautem Briefwechsel gestanden wäre, und der ein treuer Anhänger der kaiserlichen Partei gewesen sei. Zu gleicher Zeit erinnerte ich mich, von Ihrem unvergeßlichen sel. Herrn Vater, der meine früheste Jugend beschützte und mich bis in's 8. Jahr bei sich zu Schorndorf erzog, einstens gehört zu haben, daß unsere Voreltern wegen der Religion Vieles gelitten hätten und aus ihrem Vaterland vertrieben worden wären. Ich nahm also ohne Bedenken Böhmen für das Stammland der Wekhrlin und jenen Kaiserfreund für meinen Ahnherrn an. Des anderen Tages zeigte mir Herr von Rosenthal Originalunterschriften von dem genannten Mann. Er drückte sich einmal, wie das andere Mal constanter aus „Wekhrlin" (ohne e, noch c). Von nun an schrieb ich mich so. Ich glaube, daß diese Schreibart der Grammatik des böhmischen Idioms gemäß ist." —

Auf eine hierauf erfolgte Einrede seines Vetters kommt Wekhrlin wenige Tage später auf die Sache zurück: „Gesetzt, ich sei im Irrtum, wenn ich Böhmen als Stammland der Wekhrlin annehme, da ich ein Hagestolzenleben führe und mein Name wahrscheinlich mit meiner Existenz auf

immer untergehen wird, so kann dieser Irrtum keine sonderlichen Folgen in die Familie einführen."

„Indessen erinnere ich mich einer Betrachtung, die meine Annahme vom Ursprung der Wekhrlins von einer neuen Seite zu unterstützen scheint. Unter anderem Kram der Eitelkeit, den mir Major Weckherlin auflegte, befand sich auch die Kopie einer Adelsurkunde für das Weckherlin'sche Geschlecht. Zufolge dieser lebte einer unserer Ahnherrn unter Karl V. in Ungarn. Wie ungezwungen läßt sich denken, daß er seine Güter und seine Familie ins benachbarte Böhmen ausgebreitet hat?" —

Die oben angeführten genealogischen Werke wissen anzugeben, daß der fragliche Adelsbrief vier Brüdern Weckherlin von Kaiser Rudolf d. d. Prag den 5. Dezember 1588 ausgestellt wurde, „weil ihr Vater Hans Weckherlin in vielen ansehnlichen Feldzügen, sonderlich in der Schlacht vor Pavia dem Kaiser Karl V. und dann Johann Weckherlin dem Kaiser Maximilian II. in Ungarn wider den Türken zu Kriegs- und Friedenszeiten Dienste erzeigt." —

Wenn demnach unser Publizist zuweilen das Adelsprädikat führte, so geschah dies nicht bloß darum, „weil ihm die Wiener Novellisten dies unverdiente Prädikat beilegten, da bekanntlich in Wien jeder Schreiber „Herr von" heißt (Schubart), sondern es lag eine der auch heutzutage nicht seltenen Adelsanmaßungen vor, bei denen Seitenverwandte, welche nicht vom Erwerber eines Adelsdiploms abstammen, an dem in ihrer Familie existierenden Adel teil zu haben wähnen.

Wilhelm Ludwig Wekhrlin* — wir wählen die Schreib-

* Sein Rufname war Ludwig. Familiäre Briefe unter-

art, in der er seinen Namen berühmt gemacht hat — wurde am 7. Juli 1739 zu Bothnang, einem damals kleinen Dorfe bei Stuttgart, geboren.

Sein Vater war der Pfarrer Johann Marzell Weckherlin (geb. 1704), seine Mutter Dorothea Barbara Andler (geb. 1712), eine Tochter des Friedrich Isaak Andler, Kellers (d. h. Finanzbeamten) zu Hoheneck, „auch Stadt- und Amtsschreibers zu Ludwigsburg".

Auf der Pfarre zu Bothnang verbrachte Johann Marzell Weckherlin die Jahre 1735—1741. Ein Amtsnachfolger von ihm, Herr Pfarrer Dr. Camerer, stellt Johann Marzell folgendes Zeugnis aus: „Soviel ich aus den von ihm geleiteten und protokollierten Kirchenkonventsverhandlungen schließen kann, hielt er in maßvoller Weise auf gute Zucht und Ordnung. Seine Einträge in das Kirchenkonventsprotokollbuch beginnt er mit der Überschrift: „Justitia non novit Patrem, non novit Matrem, veritatem novit, personam non accipit, Deum imitatur." Cassiodorus. „Ut sol non alius est pauperi, quam diviti, sed omnibus communis, ita judex personam spectare non debet, sed rem." Erasmus. —

„Seine Erziehung nahm größtenteils sein Vater selbst auf sich", fährt Wekhrlins erster Biograph fort, und Ebeling paraphrasiert: „um des Knaben auffallend gute Anlagen nicht durch ungeschickte Pädagogen im Keime zu ersticken, oder verkümmern zu lassen, leitete dessen Erziehung der Vater bis zum vollendeten dritten Lustrum selbst." —

---

zeichnet Wekhrlin häufig mit seinem Rufnamen, oder „Lepidus", „Orestes", „Peregrinus" u. s. w.

Beide scheinen nicht zu wissen, daß damit nur der Stiefvater gemeint sein könnte, indem Pfarrer J. M. Weckherlin bereits am 24. April 1745 zu Obereßlingen, wohin er seit April 1741 versetzt worden war, an einem bösartigen Fieber starb. Aus seiner Ehe waren sechs Kinder hervorgegangen, von denen außer Wilhelm Ludwig besonders Augustine Friederike (geb. 1741, gest. 1809) Erwähnung verdient, indem sie als Gattin des Pfarrers Beyer zu Grafenberg die Großmutter des Dichters Mörike geworden ist.

Nach vierjährigem Witwenstande gab Frau Dorothea Barbara ihren Kindern einen Stiefvater, indem sie am 31. Juli 1749 zu Pflugfelden den Stadtschreiber Johann Martin Heuglin zu Ludwigsburg (gest. 1783) heiratete.

Diesen Mann hat Wekhrlin, so lange er lebte, aufrichtig gehaßt, und die Ausdrücke seines Abscheus gegen ihn nehmen mit den Jahren nur an Stärke zu. „Ach, ich kenne diesen unglücklichen Mann nur zu gut:

„Wer sich zu keiner Pflicht, als für das Geld versteht,
„Der rührt sich ewig nicht."

Gellert."

3. Februar 1768.

„Man wirft mir ewig vor, daß ich die Hochachtung für meine Familie vernachlässige, daß ich nicht schreibe. . Wie, denkt man nicht daran, daß ich keine Antwort bekomme? Wie viele Briefe voll Wärme, voll Affect, voll Unterwürfigkeit liegen verachtet im Pulte meines Stiefvaters!" — „Je mehr ich meinen Oheim Kommerell mit dem Charakter meines Stiefvaters, „des niederträchtigen", ins Gegenlicht setze, desto glänzender wird er, und desto

scheußlicher fällt der Charakter des letzteren aus.“ (2. August 1771.)

Ja, selbst der Tod vermag hier nicht zu versöhnen. — „Dahin ist also der Herr Stadtschreiber Henglin — der Allgeliebte — der Edle — der Unvergeßliche! Ach, daß ihm der Engel der Verwesung sein Bett recht sanft machen möge! Ich bin von Herzen froh, daß dieser teuere Stiefvater die Partie erwählt hat, zu sterben. Dies erwirbt mir den Wiedergewinn meiner Freunde (5. Dezember 1783).“

„Wollte nur der Himmel, daß mit dem Tode meines Stiefvaters, des heftigsten und unversöhnlichsten Feindes meines Lebens, alle üblen Eindrücke in meiner Familie aufhören möchten! — Ich kenne die allgemeine Regel der Natur wohl: der Abwesende hat immer Unrecht; aber meine Erfahrung überzeugt mich, daß man sie übertreiben kann.“ (1783.)

Aus einer oben angeführten Briefstelle haben wir schon entnommen, daß ein anderer, als der Vater, Wekhrlins „früheste Jugend beschützte“ und ihn bis ins achte Jahr bei sich in Schorndorf erzog. Dieser andere war ein Bruder seines verstorbenen Vaters, der Stadtschreiber Wilhelm Fried. Weckherlin (geb. 1706, gest. 1759). Der Schorndorfer Aufenthalt ließ in Wekhrlin angenehme Erinnerungen zurück, und viele Jahre später (1780) schreibt er darüber dem Sohne seines Wohlthäters: „Ach, die Zeit, die ich im Hause Ihres Herrn Vaters zu Schorndorf im Kreise Ihrer Geschwister verlebt habe, jene glückliche und goldene Zeit, welcher meine gegenwärtige gar nicht gleichkommt, schwebt nur noch in dunklen Vorstellungen vor meinen Augen!“ „Irre ich nicht, so müssen Sie eine Schwester haben, ein reizendes und

munteres Mädchen zu ihrer Zeit.“ „Diese vortreffliche Verwandte erinnert mich an eine Beschämung, die sie mir, ohne ihr Wissen verursachte. In einer Gesellschaft zu Wien — wenn ich mich recht entsinne bei Frau von Heß — wobei Herr von Schimmelmann, der, wie ich glaube, einst beim preußischen oder dänischen Gesandtschaftssekretariat zu Stuttgart stand und zur Zeit Hofrath in Diensten des Herzogs Joseph von Hildburghausen ist, anwohnte, war einst die Frage von der Schönheit und dem Verstand der Schwäbinnen. Ich war sehr unzufrieden damit. „Wie“, sagte Herr von Schimmelmann, „Sie wollen den Schwäbinnen das Merite absprechen und haben doch eine so liebenswürdige Base, welche allein schon Ihr Vorurteil widerlegt?“ — Er setzte hinzu, daß die Demoiselle Weckherlin aus Schorndorf, die er zu Stuttgart kennen gelernt habe, das gesellschaftlichste und reizendste Frauenzimmer wäre, das er in Schwaben gesehen hätte.“ —

Einen Bruder derselben, den mit ihm gleichalterigen Karl Weckherlin, späteren Stiftsverwalter zu Ludwigsburg (geb. 1739, gest. 1795), nennt unser Publizist seinen „unvergessenen Jugendfreund, mit welchem er während seines Substituts bei seinem Oheim, dem Amtsschreiber Kommerell in Ludwigsburg, eine intime und sympathische Freundschaft unterhalten habe.“ —

Daß Wekhrlin das Gymnasium zu Stuttgart besuchte, scheint nicht zweifelhaft zu sein.* — Ebeling behauptet, er

* S. Prof. Dr. Otto Schanzenbach, Aus der Geschichte des Eberhard-Ludwigs-Gymnasiums. Festschrift. Stuttgart 1886. Liebich. S. 98.

habe zwei Jahre auf dieser Anstalt zugebracht — hingegen wird der Besuch der Universität Tübingen von der dortigen Universitätsbehörde in Abrede gestellt. Das Album der Universität, in das sich jeder neu eintretende akademische Bürger eigenhändig einzuzeichnen hat, zählt in den Jahren 1753—1765 zwar seine beiden Schorndorfer Vettern, nicht aber unseren Wilhelm Ludwig auf.*

Auch ohne einen sogenannten regelmäßigen Bildungsgang konnte es dem regsamen Geiste Wekhrlins nicht schwer werden, sich die nötigen Kenntnisse und Einsichten zu erwerben.

Schon die ersten der mir vorliegenden Briefe aus den Jahren 1762/63, die er an den künftigen Schwager Beyer richtet, verraten sichtlich stilistische Bestrebungen und ein vielseitiges Interesse. Den jungen Mann beschäftigen nicht nur Ereignisse in der Familie und in der Politik, sondern auch neue litterarische Erscheinungen. Er schwärmt, wie andere seines Alters. „Ich sende Ihnen", schreibt er unter dem 16. Juli 1762, „Lessings Theatralische Bibliothek wieder, aber den Tod Abels (von Geßner) müssen Sie mir noch einige Zeit lassen. Ich kann ihn nie genug lesen und ich fühle mich nie genug, wenn ich ihn lese. Gewiß, man sollte die Poeten nirgends als zu Ludwigsburg lesen, weil wir so viele Fluren, Geisblattlauben und alle übrigen Hilfsmittel zu schönen Empfindungen haben." —

Nach einem nicht langen Aufenthalte in Tübingen läßt Schubart d. j. unseren Schriftsteller als Hofmeister*

* Die Schülerlisten aus früherer Zeit sollen übrigens zu Grunde gegangen sein.

* In den Chronologen (Bd. II S. 168) druckt Wekhrlin Re-

nach Straßburg gehen „und von da nach Paris, wo er, seiner Aussage nach, etliche Jahre verweilte und sich zu jedem Dienst und Broterwerb erhob und herabließ.“ „Hier faßte er seine hervorstechende Liebe zur französischen Litteratur, hier lernte er lebenslänglich den Flittern des Auslandes nachjagen.“

Dieser, wahrscheinlich auf einer Mystifikation von seiten Wekhrlins beruhenden Stelle des ersten Biographen fügte der letzte (Ebeling) weitere Züge bei.* Er weiß bestimmt anzugeben, daß Wekhrlin im Herbst 1763 nach Paris ging und dort neun Jahre verweilte. Sein Geist und seine persönliche Liebenswürdigkeit hätten ihm nicht nur in den geachtetsten litterarischen Kreisen, sondern auch in hocharistokratischen Regionen Zutritt verschafft und ein paar politische Artikel sogar die Aufmerksamkeit des Hofes auf ihn gezogen; unter den Staatsmännern habe sich kein geringerer, als der große Choiseul für ihn interessiert u. s. w.

Dem gegenüber müssen wir mit gleicher Bestimmtheit unsere Überzeugung dahin aussprechen, daß Wekhrlin viel-

flexionen über das Frohnsystem ab „von einem jungen Herrn, bei dessen Erziehung er Antheil gehabt und den Geburt und Reichthum aller Wahrscheinlichkeit nach zum künftigen Minister bestimmt haben“. —

* Im Widerspruche mit meinen obigen Ausführungen schrieb mir Herr Dr. Ebeling unterm 30. November 1890: „Während meines Aufenthaltes zu Paris im Sommer 1878 bin ich selber auf Spuren einer weiland mehrwöchentlichen Anwesenheit Wekhrlins daselbst gestoßen. Auch existieren Briefe Wekhrlins, die er von Paris aus nach Deutschland (Stuttgart) geschrieben, wie mir der verstorbene J. D. Weigel mitteilte.“

leicht niemals, sicher aber nicht in den Jahren 1766—1789, in Paris gewesen ist.

Der Beweis hiefür dürfte in folgendem liegen:

In einem Briefe an einen Vetter, der ihn unterstützte und die Verhältnisse jedenfalls so gut kannte, wie Wekhrlin selbst, so daß die Annahme, Wekhrlin habe ihn belügen wollen, ausgeschlossen erscheint, nennt sich unser Schriftsteller am 1. November 1780 „einen seit 14 Jahren in der Fremde irrenden" und an einer anderen Stelle desselben Briefes sagt er ausdrücklich: „als ich vor 14 Jahren meiner Eltern Haus verließ".*

Dies muß also um das Jahr 1766 geschehen sein. Daß er dann bereits im Jahre 1776 in Augsburg war, bestätigen weitere Stellen in den mir zugänglich gewesenen Briefen Wekhrlins, die Gegenschrift Zapfs gegen den Anselmus Rabiosus und die Augsburger Akten.

Es kann sich also nur um die Zeit von 1766—1776 handeln. Diese aber hat Wekhrlin nach der folgenden Stelle in dem Artikel „Dissidentisch Wien" (Chronolog. I S. 199) in Wien zugebracht: „Es giebt kein liebenswürdigeres, freundlicheres und geselligeres Publicum, als die Wiener. Wenn ich binnen zehn Jahren, als ich unter ihnen lebte, jemals einen Anfall auf meine Religion erfuhr, so war es dieser, daß irgend ein artiges Mädchen in der Unschuld seines Herzens, zu mir sagte: ‚Sie wären so ein wackerer Mann, wie sehr ist es Schade, daß Ihre Seele verloren geht!'" —

* Damit stimmen auch die Angaben anderer Briefe Wekhrlins überein.

Die Stelle ist an sich ganz unverdächtig, wird aber auch durch die mir vorliegenden Wiener Briefe Wekhrlins unterstützt, deren ältester vom Januar 1768 darauf schließen läßt, daß Wekhrlin sich damals schon längere Zeit in Wien aufhielt.

Angesichts dieser Beweise müssen gelegentliche Äußerungen in Wekhrlins Schriften,* er sei in Paris und London gewesen, insofern die betreffenden Artikel überhaupt von ihm herrühren und nicht bloße Übersetzungen sind, in das Bereich der Ausschmückungen verwiesen werden.

Als Hauptbeweis für Wekhrlins Pariser Aufenthalt hat man, wie es scheint, den Aufsatz in Bd. IV (S. 39) der Chronologen angesehen, in dem Wekhrlin darzuthun sucht, daß „alle damaligen Früchte des deutschen Parnaß aus französischen Boden überpflanzt wurden", und unter anderem den Ausspruch thut: „Ich habe meinen Geist größtentheils an der Quelle der französischen Pieriden genährt. Schon sehr früh tränkten sie mich mit ihrer heiligen Milch. Der Muse Galliens bin ich mein weniges Wissen ganz schuldig." „Ewig werde ich mich der Hochachtung erinnern, die ich dem Namen der Männer von Genie schuldig bin, durch deren Hände sie mir den kastalischen Becher reichte."

Allein muß man denn, weil man sich frühe und viel mit der französischen Litteratur beschäftigt hat, neun Jahre in Paris gewesen sein?

Gerade der Mangel an tieferen und zahlreicheren Spuren, wie sie ein mehrjähriger Aufenthalt in Paris in

* S. Felleisen N. 38, Chronolog. II S. 176. III S. 203. VIII S. 281. Hyper. Briefe S. 18. 40. 42. Paragr. II S. 158.

Wekhrlins Schriften wohl sicher in der Form interessanter persönlicher Erlebnisse und eigener Eindrücke zurückgelassen haben würde, hätte die bisherigen Biographen in diesem Punkte stutzig machen sollen!

Während seines zehnjährigen Aufenthaltes in Wien mag nun Wekhrlin allerdings gelegentlich in Paris gewesen sein (vielleicht als Kurier, wenn er wirklich bei der französischen Botschaft bedienstet war), allein es kann sich dabei nur um vorübergehende Besuche handeln, und wir werden auch daran erst dann glauben, wenn uns bessere Belege hierfür erbracht sein werden, als bisher.

Wenn nun aber unser Publizist nicht in Paris war, wo und womit verbrachte er denn die Zeit vom Austritte aus dem Gymnasium bis zu seiner Wiener Reise, d. i. vom 17.—27. Lebensjahre? —

Auf die richtige Spur leitet auch hier eine Stelle in Wekhrlins Werken.

„Württemberg", schreibt er in Anselmus Rabiosus Reise durch Ober-Deutschland S. 105, „ist das Reich der Magister und der Schreiber. Die letzteren sind eine Gattung Kunstverwandte, welche in Schreibstuben in den Städten und auf dem Lande tagwerken. Diese Schreibstuben sind der Lymbus der Württembergischen Beamten. Aus ihnen entstehen die Räthe beim Finanzwesen, die Oberamtleute, die Städtesyndiker und die Landverwalter. Die Kunst dieser Leute besteht in der Praxis."*

* In der Erwiderung und Ablehnung des nun folgenden harten Urteils Wekhrlins im „Schwäbischen Magazin" (Jhrg. 1778 N. 4 S. 467) wird darauf angespielt, daß er selbst aus dem geschmähten Stande hervorgegangen sei.

Auch die anderweitig gepflogenen Erhebungen bestätigen, daß die Laufbahn der württembergischen höchsten Bezirksbeamten in jener Zeit, der Stadt- und Amtsschreiber, welche den heutigen Oberamtmännern und Oberamtsrichtern gleichkamen, in der Schreibstube begann, und daß somit damals der vorherige Besuch einer Universität nicht erforderlich war, um sich der noch ungetrennten Justiz und Verwaltung zu widmen. Man trat bei einem Amtsschreiber gleichsam als Lehrling (Substitut) ein, wie man heutzutage bei einem Gerichte oder einer Verwaltungsbehörde Praxis nimmt.

Was lag näher, als daß auch der junge Ludwig für die „Schreiber“- bezw. Beamtenlaufbahn bestimmt wurde, der seine Oheime, seine Vettern und sein Stiefvater angehörten? Sehr treffend wurde von einer Seite hervorgehoben, daß diese Annahme auch durch Wekhrlins Schriften unterstützt werde, welche mannigfache Beschäftigung mit juristischen und administrativen Gegenständen ohne tiefere juristische Schulung verraten.

Die letzten Zweifel über diesen Punkt müssen aber angesichts der Stellen in Wekhrlins Briefen schwinden, in denen er „von dem Lehrgeld für das elende Schreiberhandwerk“ spricht, „in dem er erzogen wurde“, von seinem „Substitut bei seinem Oheim, dem Amtsschreiber Kommerell in Ludwigsburg“ und von seiner „Galeere am Schreibtisch zu Ludwigsburg“.

Also nicht unter den Schöngeistern und in der großen Welt von Paris, sondern in einer bescheidenen deutschen Amtsstube müssen wir die Anfänge unseres Aufklärers suchen.*

* Die obige Annahme wird neuerdings durch einen Brief des Staatsrats von Weckherlin in J. W. Petersens handschriftlichem

Kapitel III.

(1766—1768.)

Wekhrlin in Wien. Bruch mit den Eltern. Der Schwager und die treue Schwester Beyer. Ankunft und Lebensunterhalt in Wien. Litterarische Thätigkeit. Der „natürliche Geist der Geschichte". Lettres mexicaines. Die karaibischen Briefe. Gesandtschaftsschreiber oder Professor. Aufenthalt in Mercopail. Reisen nach Italien. Kardinal Albani. Clemens XIV. Heiratsplan.

Nach den Ausführungen des vorhergehenden Kapitels wäre Wekhrlin bereits im Jahre 1766, also im Alter von 27 Jahren, nach der Kaiserstadt gekommen.

Daß er die Reise nur nach einem vollständigen Bruche mit seiner Familie, insbesondere mit seinen Eltern, antreten konnte, scheint keinem Zweifel zu unterliegen. Staatsrat von Weckherlin schrieb darüber an J. W. Petersen,* Rabiosus sei mit Vorwissen seines Stiefvaters und seiner Mutter, die ihn beide gehaßt hätten, von Ludwigsburg aus mit einer Schauspielerin in die weite Welt, zuerst nach Wien, dann nach Rom u. s. w. gegangen.

Daß dieses gestörte Verhältnis mit den Eltern Wekhrlin beständig quälte, geht aus vielen seiner Briefe hervor. Gleich in einem der ältesten der mir vorliegenden klagt er seinem Bruder: „Es ist ein großes schwerdrückendes Unglück für mich, daß ich das beleidigte Herz meiner Mutter

Nachlaß (k. öffentl. Bibliothek zu Stuttgart) bestätigt, in dem es heißt: „Rabiosus sei zuerst Schreiber in Maulbronn, dann zu Ludwigsburg bei seinem Stiefvater Heuglin gewesen." —

* Bes. Beilage des Staats-Anzeigers für Württemberg N. 18 1890. Besondern Wert darf man freilich der Äußerung dieses Vetters nicht beimessen, der nicht einmal richtig anzugeben weiß, wer des Rabiosus Vater gewesen ist.

verloren habe! Es ist nur allzu wahr, daß diese beste Mutter ein unglückliches, leidendes Instrument in der Hand ihres grausamen Gemahles ist" . . . „Umsonst suche ich ihn durch die ehrfurchtsvollsten Unterwerfungen zu versöhnen; die Zugänge zu seinem Gemüth sind mit ehernen Siegeln verschlossen. Ich kann nicht bergen, daß mir die grausame Stille, in der er sich verhält, anfängt, suspect zu werden."

In der gleichen Bedrängnis wendet er sich auch noch später (28. Oktober 1771) von Sanct Veit, „einem Landhaus unweit Wien", an seinen Oheim, den Amtsschreiber Kommerell: „Ich bin so sehr von dem Ew. Hochedelgeb. beseligenden Triebe, Gutes zu stiften, überzeugt, daß ich es für überflüssig halte, Sie aufs Neue um Dero großmüthigen Beistand zur Eroberung des Herzens meiner Mutter — dieses wichtigen und einzigen Gegenstandes, der mich bekümmert, — anzurufen! — Wüßte diese gütige Mutter die Empfindungen, die mich beleben und den Grad der Treue und der Aufopferung, den ich ihr im Geiste widme, so würde sie gewiß die Fesseln entzwei brechen, die ihr angelegt sind. Sie hat von Natur ein zärtliches und flüssiges Herz: aber das Gift der Verläumdung, von dem sie durch die Dämonen angehaucht wird, die sie umgeben, schlägt die Wallungen nieder, die sie gegen ein unglückliches und in der Entfernung lebendes Kind haben könnte. Die Vorsicht wache über ihre Tage: sie streue Ruhe und Zufriedenheit darüber aus — Tage, die mir kostbar sind, ob sie schon nicht für mich schimmern, weil sie diejenigen glücklich machen, die mit mir unter ihrem Herzen entsproßen sind."

Von allen seinen Verwandten scheinen nur sein

Schwager, Pfarrer Beyer zu Grafenberg,* und seine Schwester Friederike,** dessen Frau, durch dick und dünn zu dem verlorenen Sohn gehalten zu haben. Mit dem Austritt der letzteren aus dem Familienkreise riß wohl auch für Ludwig das letzte Band, das ihn inniger an denselben gefesselt hatte. Ein kurz nach der Verheiratung der Schwester (12. Februar 1763) geschriebener Brief schildert den Eindruck, den diese Trennung auf den Zurückgebliebenen hervorbrachte: „O könntest du doch alle die Liebe sehen, die in meinem Herzen ist, und all das Unglück erkennen, das mich seit deiner Abwesenheit verfolgt! — Vergebens fliehe ich von meiner Stube zum Herrn Vetter und vom Herrn Vetter in meine Stube -- nichts als Erbarmuns, nichts als Elend und Verdruß! Aber zu Fritz und zu Charlotte,*** zu diesen zwei erschrecklichen Strafgeschöpfen, mag ich gar nicht fliehen. Nun ich Dich, die einzige Erheiterung, die ich, wie sie wohl wissen, in dunkeln Zeiten gehabt habe, verloren, so peitschen sie unbarmherzig auf mich ein. Wie wohl wird es Dir nun sein und wie gerne gönne ich Dir dieses!“ — „Um meinen Schmerz über Deine Entfernung zu mäßigen und um das Andenken deines Ehrentages zu feiern, lud ich an deinem Hochzeitstag alle meine guten Freunde zusammen. Allein es half nichts. Als wir wieder auseinander gingen, fing ich meine Klagelieder an, wo ich sie gelassen hatte. Ich gehe in des Herrn Vetters Haus und muß in der Stille weinen, daß ich Dich nimmer an

* (1735—1808) 1762 Pfarrer in Grafenberg, 1779 Pfarrer in Beuren.

** (1741—1809).

*** Zwei Geschwister von Wekhrlin.

den Orten antreffe, an denen ich Dich sonst zu sehen gewohnt war. Man redet von Dir — ich muß wieder weinen — so, daß ich Dir nimmer erzählen kann, was man geredet hat. — Um wie viel mehr muß das Herz, das ich besitze, Dein sein, als mein, da ich über meine eigenen bedrängten Umstände nicht weinen kann!" — In derselben Stimmung schreibt er ein paar Tage später dem Schwager: „Ich kann mich noch nicht über den Verlust der Friederike trösten. Die Folgen ihrer Abwesenheit, diese schrecklichen Folgen, offenbaren sich täglich mehr." „Die Natur hat mir ein redliches Herz und eine fähige Seele gegeben" — aber „ein traurig Schicksal hat schwarz Geblüt in meine Adern gegossen." —

Die treue Freundschaft von Schwester und Schwager goß auch in den ersten Jahren des Wiener Aufenthaltes einigen Balsam auf die Wunden seines Herzens. „Was für eine köstliche, was für eine liebenswürdige Frau haben Sie!" — ruft er dem Schwager im Mai 1768 zu. „Hat jemals ein Bruder Ursache gehabt, so stolz zu sein, wie ich? — Ein Brief voll Sanftmuth, voll Wärme in der Freundschaft, voll Gerechtigkeit und Gesundheit des Geistes! — In Wahrheit, Mann, das ist über meine Erwartung, das ist über das, was man von der Stieftochter des Stadtschreiber Heuglin und von der Schwester des Friedrich Wekhrlin hoffen konnte! Ich bin gerechtfertigt — ich bin in dem Geiste meines liebsten Freundes und seiner liebsten Freundin gerechtfertigt! Dieß ist mir genug! — Ihr Brief ist das Denkmal der Vernunft und der Tugend; mir soll er das schätzbarste Kleinod sein, das ich in der Fremde erworben, wenn ich einst im Triumph bei — meinen Feinden einziehen

werde." Seine Schwester Friederike ist ihm noch immer „das gefühlvolle, edle und rechtschaffene Herz, das sich in jedem Zuge seines Lebens äußerte," „das mitten aus der Dunkelheit, da seine Tage mit Verdruß und Schande umhüllt waren, herfürstrahlte." —

Über den Schwager schreibt er der Schwester kurz vorher (unterm 9. März 1768 aus Wien): Unendlich entzückt mich die Ehre, die mir Ihr vortrefflicher Gemahl erwiesen hat, an mich zu schreiben. Ein edler Mann! — Seine Seele sitzt an der Spitze seiner Feder. Redlichkeit, Religion und Vernunft begleitet sie. Schätzen Sie ihn hoch, meine Werthe; der Himmel hat nichts so Kostbares in seinem Vermögen, wodurch er Ihnen seinen Verlust ersetzen könnte."

Viele solcher Versicherungen finden sich in Wekhrlins Briefen. „Wollen Sie wissen, was ich von Ihrem Gemahl denke? Daß er ein sehr würdiger und artiger Mann ist, daß ich ihm alle möglichen glücklichen Begegnisse von der Welt wünsche, daß ich ihn als Erzbischof zu Stuttgart, oder sonst auf einer reichen Pfründe, oder wenigstens als Deputirten zum Religionscongreß in Berlin sehen möchte und glaube, daß er diesen Posten besser versehen würde, als der Abbt Jerusalem, oder der Cardinal Bernis." (Währing 22. Mai 1771.)

Und lange Jahre später, als seine Laufbahn sich schon ihrem Ende zuneigt und nachdem er die Treue von Schwager und Schwester auf manche harte Probe gestellt hatte, schreibt er mit unveränderten Gefühlen vom Schlosse Hochhaus am 10. März 1790: „Daß Sie meine beste Schwester sind, das fühle ich ewig. Ich lobe mir mein Schicksal dafür und schätze und liebe und ehre Sie, so sehr Sie es ver-

dienen. Hätte es der Himmel in meine Wahl gestellt, meine Schwester und meinen Schwager herauszusuchen, ich konnte kein besseres Loos treffen. Deswegen habe ich ihm einen Schwur gethan, Sie so fest, so innig, so bündig zu lieben, daß die Nachwelt davon sprechen soll: ‚Sie liebten einander wie Ludwig und Ricke‘.“ —

Die nicht zahlreichen Briefe, welche heute noch einiges Licht auf die intimen Lebensschicksale Wekhrlins werfen, rühren denn auch vorzugsweise aus dem Nachlaß der Schwester und des Schwagers Beyer her.

Über die Ankunft in der Kaiserstadt und die ersten Eindrücke derselben enthalten die „Denkwürdigkeiten von Wien“ einige Angaben, die Wekhrlin zwar einem Franzosen in den Mund legt, die aber zweifellos aus eigenen Erinnerungen geschöpft sind.

„Endlich bin ich in der Stadt angelangt. Der Weg durch Tirol ist unendlich beschwerlicher, als ich vermuthete; ich werde mehr, als einen Tag nöthig haben, um meinen Körper wieder in Ordnung zu bringen, so zerschmettert ist er.“ „Ich bewohne einen Felsen, den man hier Gasthof nennt.“* „Kaum graute der Tag, so fand sich ein Haufe Trödlerinnen in meinem Zimmer ein. Sie trugen theils ihre Waaren, theils sich selbst an.“ — Später nimmt er das für ihn bestimmte Mietzimmer in Augenschein. „Die Dame, die es zu vergeben hatte, nannte sich gnädige Frau; sie zierte sich sehr viel umsonst: denn von Leuten, die Zimmer vermiethen, erwartet man Nichts.“ „Nun bin ich also eingewohnt, das heißt, ich befinde mich zwischen vier alten

* Wekhrlin wohnte zuerst im „Auge Gottes“, dann in „Asia“.

Stühlen mit neuem Cotton übertüncht und einer Matraze. . ."

Das Leben in dem damaligen Wien scheint nicht sonderlich theuer gewesen zu sein. In den bekannten „Briefen eines reisenden Franzosen über Deutschland" (2. Auflage, 1784) wird zwar geklagt, daß im „wilden Mann", „einem der 4 oder fünf ersten Gasthöfe" des damaligen Wiens, ein sehr einfaches, hochgelegenes Zimmer täglich 42 Kreuzer gekostet habe, und daß man für eines der besseren Zimmer in einer gangbaren Straße monatlich 6—8 Gulden und für das schlechteste unter dem Dache 3 Gulden gefordert habe. Allein derselbe Gewährsmann fand doch in der Vorstadt Mariahilf, „einer der gesundesten Gegenden der Stadt", ein sehr gemächliches und luftiges Zimmer mit schöner Aussicht für 3 Gulden den Monat und seine Äußerungen über die Preise der Lebensmittel lauten noch günstiger. Man bekam nämlich trinkbaren Wein um 6 Kreuzer die Maß und um 12 Kreuzer ein gutes Mittagessen. —

Wie gering indessen Wekhrlins materielle Bedürfnisse auch immer gewesen sein mögen, so drängt sich doch vor allem die Frage auf, aus welchen Mitteln er sie bestritten haben mag? — Von seinem elterlichen Hause war er weder mit Geldmitteln zur Reise ausgestattet worden, noch wurden ihm solche in die Fremde nachgeschickt. „Als ich", lautet eine Stelle in einem Briefe vom 1. November 1780, „vor 14 Jahren meiner Eltern Haus verließ, um mir Wissenschaften zu erwerben, zu denen mich mein Genie mit feurigen Zügen drängte, und die ich bei dem Geize meines Stiefvaters zu erwerben keine Hoffnung hatte und um mir ein Glück zu machen, wozu mir mein Vaterland keine Aus-

sicht ließ, — verband man mich, einen Vorempfang von 400 Gulden zu quittiren. Diese Summe gründete sich auf Kleider, Lehrgeld für das elende Schreiberhandwerk, in dem ich erzogen wurde und andere dergleichen Posten. Seitdem habe ich mehr nicht, als 115 Gulden nach Regensburg und Augsburg überschickt erhalten."

Es dürfte ein Anachronismus vorliegen, wenn Schubart d. j. Wekhrlin in Wien die Schriftstellerlaufbahn betreten, „Zeitungen, Gelegenheitsverse, Pro- und Epiloge schreiben" läßt. Wenigstens enthalten die vorhandenen Briefe nur ganz schwache Anhaltspunkte für diese Annahme. Unter dem 6. Jannar 1768 erwähnt Wekhrlin seinen „natürlichen Geist der Geschichte", der vor einigen Wochen im Wiener Verlag herausgekommen sei und ein anderes Mal nennt er sich den Verfasser der „lettres mexicaines", aus denen er eine Stelle in französischer Sprache anführt.

Sollten diese „lettres mexicaines" vielleicht identisch sein mit den „Karaibischen Briefen", die in dem Vorbericht der Chronologen erwähnt und später mehrfach citiert sind? (Chron. Bd. II S. 329. Gr. Ung. Bd. VI S. 36.)

Ich habe nach den letzteren in allen mir zugänglichen Bibliotheken vergebens gefahndet; will aber deshalb die Möglichkeit ihres Vorkommens nicht in Abrede stellen, wie dies meine Vorgänger mit Unrecht betreffs des „Felleisens" und der „Ansbachischen Blätter" gethan haben. Vielleicht handelt es sich dabei um eine der damals üblichen „geschriebenen" Zeitungen, die im Manuscript in Umlauf gesetzt wurden.

Über die Frage nach den Existenzmitteln Wekhrlins in der fremden Stadt dürfte mehr als Schubart ein Aufsatz

im ersten Bande der Chronologen Aufschlüsse darbieten, der auch sonst nicht ohne Beziehungen auf die vorliegende Lebensgeschichte zu sein scheint.

Wahrscheinlich hatte die Erwägung, daß in Wien für einen Protestanten nicht viel zu holen sei, einen der Gründe der Abneigung der Eltern Wekhrlins gegen dessen Plan gebildet, sich dort niederzulassen. Gegen eine solche Annahme nun wendet sich Wekhrlin aus Anlaß der Ernennung des Protestanten Wolfstein zum öffentlichen Lehrer an der neuerrichteten Tierarzneischule zu Wien in dem schon citierten Artikel „Dissidentisch Wien".

„Die Meinung, als ob man zu Wien nicht Protestant sein, als ob man die Freiheit seines Gewissens und seines Gottesdienstes nicht ruhig genießen könne, — diese vom evidentesten Parteigeiste erzeugte und durch die verächtlichste Unwissenheit fortgepflanzte Meinung — hat sich in den meisten Provinzen des protestantischen Deutschlands so festgesetzt, daß ein Vater, der sein Kind nach Wien gehen sieht, es in demselben Augenblicke für verloren hält." Allerdings „hatte Österreich, wie alle Nationen eine Epoche der Finsterniß und Kindheit". „Zu dieser Zeit war ein Fremder, der mit einigem Talent nach Wien kam, gesucht. Man fetirte ihn, man sorgte für sein Glück. Darf ich es sagen, ohne ächten Österreichern ein innerliches Erröthen abzulocken, man glaubte, daß Vernunft und Wissenschaft nur bei den Ausländern zu suchen wäre, und daß diese himmlischen Geschenke vorzüglich den Lutheranern zu Theil geworden wären. Dieß ist die Epoche der Bartenstein, der Knorr und ihresgleichen. Diese Männer kamen auf dem Wege des Abenteuers nach Wien. Sie wurden anfäng-

lich Schreiber in den Kanzleien der lutherischen Reichsagenten, oder Faktors in den Handlungshäusern, oder auch Hausinformatoren." —

Wenn auch Wekhrlin damit eine frühere Generation schildern will, so liegt doch die Vermutung nahe, daß er hierzu Züge und Erfahrungen aus seinem eigenen Leben benützt hat.

Bei dieser Annahme gewänne sogar die Angabe, welche er in einigen seiner Briefe und im Jahre 1777 vor dem Bürgermeister von Augsburg gemacht hat, er sei Sekretär des französischen Botschafters in Wien, Prinzen Rohan,* gewesen, einige Wahrscheinlichkeit.** Der Titel eines französischen Legationsrates beruhte freilich wohl ebenso auf Flunkerei, als der Adel und der Titel Kommerzienrat.

Ein viel vorteilhafteres Bild von den Erwerbsquellen Wekhrlins in Wien gewinnt man jedoch aus dessen Briefen. Sie verraten zum Teil einen Überblick über das geistige und soziale Leben Wiens, wie ihn sich Wekhrlin in einer ganz untergeordneten Stellung wohl schwerlich hätte erwerben können. Wir lassen die einschlägigen Stellen hier folgen, glauben aber, daß sie mit besonderer Vorsicht aufgenommen werden müssen, da Wekhrlin nicht nur gerne aus allgemeiner Ruhmredigkeit eine Aussicht für eine Thatsache ausgab, sondern auch in dem gegebenen Falle ein besonderes Interesse daran hatte, die Folgen seines Schrittes seinen Anverwandten im günstigsten Lichte darzustellen:

* Louis Prince de Rohan war von 1771—1774 französischer Botschafter in Wien.

** S. darüber auch die unten angeführte Kritik im „Schwäbischen Magazin" von 1778 S. 175.

An den Schwager. Wien den 16. Januar 1768.

„Es giebt gewisse Katastrophen in unserem Leben, da es ein Verbrechen ist, seinen Freunden nicht zu schreiben und es giebt wieder andere, da man sie ohne Empfindung nicht an unseren Umständen Theil nehmen lassen könnte. Die letztere ist bei mir vorüber und nun widme ich mich Ihnen mit der ganzen Fülle meiner Seele.“ — „Ich bin glücklich, ich liebe Sie; ich denke sehr oft an Sie und wünsche Ihnen und Ihrer Frau unaussprechliches Vergnügen.“ „Soll ich von dem Orte meines Aufenthaltes anfangen? Das Sehenswürdigste an demselben ist ein Hof, der ganz Leutseligkeit, ganz Schönheit ist. Ich habe die Königin gesehen, die das allgemeine Wehklagen rechtfertigt, welches die Nation über die Gefahr erhob, von der ihre Tage bedroht waren. Ich habe den Fürsten gesehen, der den richtigsten Weg zur Unsterblichkeit wählt, da er seine Größe in sich selbst sucht. Ich habe die Grazien in einem Kreise mit Liebesgöttern gepaart gesehen (so muß man unsere Erzherzogliche Familie nennen). Ich möchte nun dieser Geschichte allein willen meine Reise nach Wien unternommen haben.“ „Die Bilder und Alterthümergalerien übertreffen selbst, was man in Büchern davon liest. Auch trifft man bei Privatpersonen schöne Kunst- und Raritätenkabinete an. Das Naturalienkabinet des Grafen Thurn; das Raritätenkabinet der Madame de France; das Conchilienkabinet des Dänischen Kaplans; das mathematische Kabinet des Herrn von Eberl und der große Saal zur Experimentalphysik auf dem Universitätshause sind lauter Schatzkammern der Natur, der Künste und des menschlichen Fleißes. Der berühmte Büchersaal, der von dem großen Winkelmann einem epischen Gedichte verglichen wird, ist ungemein erweitert worden. Die Herrn Bibliothekarii sind nicht nur gelehrte, sondern, was noch mehr ist, höfliche Männer. Er wird täglich von den berühmtesten Kritikern besucht. Man trifft auch viele Fremde an, die alle von dem Bibliothekar höflich aufgenommen werden.“

„Die Akademie, welche Wills Genie und Kunst in unsere Gegenden verpflanzt hat, ist noch erst in ihrer Kindheit. Und die zweite Akademie der bildenden Künste springt eben jetzt aus der

Knospe. Man findet viele einzelne geschickte Männer; hier und dort selbst Talente unter den Landsleuten. Aber es scheint, als wisse man diese Funken noch nicht zusammenzuhalten, um Licht in dem Geist der gesamten Nation zu verbreiten." „Unterdessen entschädigen uns die Ausländer. Frankreich, Italien, England und die nordischen Staaten schicken uns die Zöglinge ihres glücklichen Himmelsstriches haufenweise zu. Wir besitzen einen Metastasio, einen Beccaria, um den uns selbst die Monarchin Rußlands beneidet, einen Pater Mastalier, einen Freiherrn von Moser — — und im Felde der schönen Künste einen Hasse, einen Meidens und einen Novarra, beinahe die Erschaffer ihrer Künste. Alles blüht — ein mächtiger, wirksamer Staat — Systeme im Finanzwesen, in der Polizei und in den Wissenschaften — Harmonie in allen Theilen — große Männer — Gesetze — Sitten — Wetteifer — Verdienste — Belohnung — Gnade auf dem Thron und Treue in der Brust der Bürger — dieß sind die Gegenstände, die mich umgeben, die meinen Geist mit Wärme und Eifer anfachen und die angenehme Blicke in die Zukunft für mich erschaffen." —

„Im Fache der Litteratur, stricte genommen, haben wir die würdigsten Leute. Herr van Swieten, der an der Spitze der Universität steht, der Nebenbuhler Hallers und selbst ein großer Polyhistor, der im Stande war, Boerhaven zu commentiren, zieht die Federn im Uhrwerke auf und es gehet. Unter ihm blüht das schönste Amt der Menschheit, die Arzneilehre, mit ihrer Gefährtin, der ausübenden Heilkunst, wie eine männliche Rose. Auch haben die holderen Musen ihre Gönner, unter deren pflanzenden Händen man moralische Wochenblätter* und Dramaturgien aufsprossen sieht. Die letzteren sind eine neue Erscheinung des gegenwärtigen Jahrhunderts, deren Schöpfung wir dem Herrn Lessing zu danken haben." „Die Religion übt ihre Rechte mit einer Leutseligkeit und Freiheit aus, die, Rom ausgenommen, nirgends erhört ist. Man sieht ihre Altäre

* Viel weniger günstig lautet das Urteil Wekhrlins über die litterarischen Verhältnisse Wiens in den Denkwürdigkeiten von Wien: „Die Zahl der Lokalschriftsteller ist so unbeträchtlich, wie ihre Werke. Alles schreibt hier Wochenblätter."

auf allen Seiten rauchen — ohne jenen drückenden Geist des Fanatismus und der Eifersucht, der unsere ehemaligen Zeiten so verdunkelte. Ich habe selbst in Venedig und Genua trotz der Freiheit eines Reisenden, die Nachsicht nicht erfahren, wenn mir das Venerabile begegnet ist, die ich — Dank sei es der Großmuth einer erlauchten Kaiserin! — in Wien genieße." „Die zwei evangelischen Kapellen sind mit sehr verdienstvollen Superintendenten versehen." „Unser Häufchen beträgt ungefähr 12000 Seelen. Aber je und je giebts was Räudiges." —

„Meine Sphäre ist beinahe völlig verändert. Ich habe mich um meine Achse gedreht. Da mich mein gütiges Gestirn unter die Glieder der k. Ministerialbank angereiht hat, so bin ich mit keinen anderen Ideen mehr beschäftigt, als mit den Gegenständen der Finanzwissenschaft, der Staatswirtschaft, der Industrie, der Agricultur und der Handlung. Weit entfernt, ihr Rechenpfennige — und Du verwaistes Inventurbüchel! — Kaum bleibt mir noch eine Stunde übrig für meinen lieben Horaz und für seine Schüler und auch die wird mir öfters von einem neidischen, murrenden Kritiker entrissen, wie Fabrizius und Bayle." —

Etwas verdächtig klingt, daß er in demselben Briefe weiter unten mit weitschweifiger Motivirung die nähere Bezeichnung seiner Stellung ablehnt.

„Wollen Sie mich jemals mit Ihren Briefen a drittura beehren, so ist meine Adresse: à — Wekh. Homme de lettres und sonst nichts. Denn die Mode hat diese kurzen Titel unter den meisten wohlbelebten Leuten eingeführt, um den gothischen Weitläufigkeiten mit den Amtstiteln abzuhelfen, die zu nichts dienen, als die Postämter zu verwirren und unseren kleinen Geist zu zeigen." Und unten: „abzugeben in der Friderich Bernhard'schen Buchhandlung. Dieß ist der Tempel, dem wir unsere Abende täglich zu weihen pflegen und wo ich die Briefe somit allzeit richtig antreffe." —

Einer Nachschrift des sehr langen Briefes entnehmen wir noch folgendes Persönliche:

„Ich muß Ihnen also noch sagen, daß ich im Französischen, Italienischen und Englischen soweit gekommen bin, als man auf alle

Fälle des gemeinen Lebens nöthig haben kann. Item, daß ich einen Kern von einer Bibliothek habe, item, daß ich Lehrsätze aus der Finanz- und Polizeiwissenschaft öffentlich vertheidigt habe."

An seinen Bruder. Wien den 3. Februar 1768: „Ich stehe am Eingang meiner Laufbahn. Ein huldreicher Blick, den eine größte Maria Theresia auf mich warf — von meinen Gönnern und von meinen Verdiensten geleitet — hat mich glücklich gemacht. Ich besitze Freunde, Auskommen und — was über Alles geht — Liebe zu den Wissenschaften. Gewiß, mein Geist ist in einer glücklichen Zufriedenheit." — „Die Gesichtspunkte, wozu mich mein Amt leitet, sind die Arbeiten der Staatswirthschaft, des Finanz-, Kommerz- und Handlungswesens, die Gegenstände der Agricultur, der Industrie und der politischen Rechenkunst. Über diese Wissenschaften habe ich öffentliche Lehrsätze vor der Akademie und den Delegaten des Staatscomptoirs vertheidigt. Dieß ist der Leitfaden zu meiner Versorgung. Ich habe zu diesem noch die englische, italienische und französische Sprache gefügt. Mittelst dieser Hülfsmittel hoffe ich mein Glück zuzubereiten. Meine Sphäre hat sich also ganz verändert. Unter die Glieder der Ministerialhofbank angereihet, würde ich, — um den Maßstab zu einem Gleichnisse von der Verfassung meines Vaterlandes zu borgen — dem Effect nach ungefähr soviel als ein Mitglied der Herzoglichen immediaten Öconomie-Verbefferungsgesellschaft — dem Charakter nach aber soviel, als ein geheimer Rechnungsrath Mohl sein."

Zwei Jahre später (2. August 1771) berichtet er dann dem Schwager:

„Am 2. November werde ich meine Vorlesungen über die Geschichte der Künste und des Geschmacks bei der k. k. Normal-Akademie* durch eine öffentliche Rede eröffnen." „Mein Thema ist die Stelle aus der ‚Philosophie du bon sens' des Abbé Nollet: was die allgemeine Natur betrifft, so ist der Mensch nicht groß durch das, was

* Vielleicht ist die Real-Handlungsakademie in Wien gemeint, welche Maria Theresia i. J. 1770 errichtete. Ihre Bestimmung war, junge Leute über 15 Jahre zur Erlangung von Dienstposten in kommerziellen und Fabrikgeschäften vorzubereiten. Arneth, 9. Bd. S. 242.

er weiß; er ist vielmehr klein dadurch; aber er ist groß durch das, was er muthmaßt. Dieses Thema habe ich auf die Abhandlung angewandt, daß man die Menschen nicht unterrichte, wenn man ihnen nur dasjenige beibringt, was sie schon wissen: man unterrichte sie aber sehr, wenn man mache, daß sie dasjenige in sich selbst finden, was durch die Vorurtheile der Gewohnheit in ihnen vergraben liegt. Ich werde Ihnen mein Programm schicken, sobald die Druckerei fertig ist." —

In demselben Briefe spricht er weiter von seiner „Installation als öffentlicher Lehrer der bürgerlichen Staatswissenschaft und der Geschichte der Künste und des Geschmacks."

In einer Nachschrift fügt er an:

„Morgen gehe ich mit dem Grafen Lascary nach Ungarn, um die Bergwerke von Schemnitz und die merkwürdigsten Manufakturen des Reiches zu besehen."

Merkwürdig für die Zeit des Wiener Aufenthaltes ist ferner folgende Bemerkung in einem späteren Briefe (vom 6. Mai 1780), mit dem er einem Vetter einen Tractat — über Schafzucht übersendet:

„Diese Schrift ist die Frucht meines Aufenthaltes in der von Maria Theresia gestifteten Schaflehrschule zu Mercopail in Friaul. Denn zu den wunderlichen Schicksalen meines Lebens, oder vielmehr zu den unnützen Anstrengungen meines Geistes gehört auch dieß, daß ich ein ganzes Jahr lang mitten unter den gemeinen Schäfern in der Schule zu Mercopail practizirte, um die Schafzucht ex professo zu studiren als einen Zweig der Ökonomie, welchen ich bei den mir damals noch angeklebten Aussichten auf eine Versorgung in meinem Vaterland für ein wichtiges Attribut meiner in mein Vaterland zurückzubringenden Verdienste ansah, weil ich in öffentlichen Schriften gelesen hatte, daß die Schafzucht in Württemberg ein vorzüglicher Gegenstand der Landesprodukte sei. Diese Aussichten sind verschwunden und mein Studium zu Mercopail mag unter die übrigen Unnützlichkeiten meines Lebens fallen."

Soll man dieses angebliche Jahr der Praxis vor oder nach die angebliche Professur setzen? — Wir wissen es nicht; ebensowenig, als, mit welchen Mitteln, zu welchen Zwecken und in der Begleitung von wem er die weiten Reisen unternommen hat, von denen außerdem in seinen Briefen die Rede ist. —

„Im verwichenen Jahre (1767) war ich in Venedig und Genua und auf die Erndteferien hoffe ich in Begleitung eines guten Freundes nach Dresden und Leipzig zu kommen." „Ich habe Ihnen nur zwei Worte zu sagen, um mein langes Stillschweigen zu entschuldigen: ich war in Italien" (2. August 1771). „Es ist wahr, ich hätte Ihnen das, was ich Ihnen jetzt schreibe, von Rom, von Bologna, von Florenz aus schreiben können. Aber es giebt Zeiten, in denen man sich selbst vergißt, um der Welt überhaupt zu sein." „Ich könnte Ihnen hundert artige Geschichten erzählen, die mir auf meiner Reise begegnet sind, und die den duldsamen Charakter unseres Jahrhunderts beweisen. Als ich dem Kardinal Albani,* als dem National-Protector der Deutschen — in der Vaticanischen Bibliothek vorgestellt wurde und mich Seine Eminenz bei Gelegenheit eines Gedankens, den ich über den Lukrez, der uns in der schönen Greechischen Ausgabe gezeigt wurde, um meine Meinung vom Religionssystem befragte, so antwortete ich durch eine Strophe aus Milton, welche der deutsche Übersetzer so gab: ‚eine schreckbare Hölle von allen Seiten wie ein großer Ofen flammend. Doch diese Flammen erregen nicht das mindeste Licht, sondern vielmehr eine sichtbare Finsternis, die nur dazu dient, den Abscheu dieses Wohnsitzes zu enthüllen.' ‚Und dieß', versetzte der Kardinal, ‚lehret Sie der Glaube?' ‚Monsignore', war meine Antwort, ‚ich bin unter einer protestantischen Sonne geboren.' — ‚Deßwegen ist Ihre Komplexion so kalt; Sie befinden sich jetzt unter einer helleren Sonne; ich rathe Ihnen, davon zu profitiren und Sich zu wärmen.' — Diesem gelinden und verbindlichkeitsvollen Verweise eines der ehrwürdigsten Väter der Religion

* Der bekannte Sammler. Er war diplomatischer Vertreter Österreichs bei der Kurie.

folgten die rührendsten Zeichen seiner Gnade und seines Schutzes. So bestrafte man in Rom an einem Protestanten eine Kühnheit des Ausdrucks, die er selbst in seinem Vaterlande nicht hätte wagen dürfen, ohne den Scheiterhaufen zu fürchten." — „In Bologna traf ich ein noch edleres Beispiel der Duldung an." — „Durchgehends fanden wir — ich war mit dem Chevalier Dutens* — viel Leutseligkeit, Höflichkeit und einen edelmüthigen Empfang unter der Geistlichkeit an, ob wir schon bekannte Ketzer waren: — er, der Herausgeber der neuen Auflage des Leibniz, der Autor der kühnen Vorrede und Noten, ich, der Verfasser der ‚lettres mexicaines'." — „Alles dieses bestätigte uns in der Überzeugung von dem Vorübergange der Morgenröthe der Vernunft in dem Geiste unseres Jahrhunderts und von der Annäherung des Mittags." „Clemens XIV. ist der Mann, der dazu erschaffen ist, diese glückliche Revolution zu befördern; er ist der angenehmste, sittsamste und liebenswürdigste Mann seines Jahrhunderts, sowohl von der Seite seiner Person, als seines Geistes. Ich sah ihn zwei Mal und niemals konnte ich ihn ohne starke Wallung meiner Seele und ohne ein Vergnügen sehen, das mein ganzes Geblüt erwärmte. Einen Clemens, einen Joseph II., noch einen Friedrich und ein Ministerium in Kopenhagen (Struensee): so sind die Zeiten des Augusts, die Republiken des Plato und Thomas Morus hergestellt!"

Kehren wir mit Wekhrlin nach Wien zurück, so wäre dort wenigstens in den ersten Jahren seines Aufenthaltes alles gut gegangen; unser Autor ist in der Lage, sich einen Bedienten zu halten, sich Silber anzuschaffen; er nennt sich einen guten Wirt, dessen Hoffnungen sich „auf die Wirkung seines Fleißes und die Verdienste, die man ihm beimißt," gründen.

Unter dem 22. Mai 1771 schildert er der Schwester einen Sommeraufenthalt in Währing:

* Nach den Mémoires d'un voyageur qui se repose (London 1806 Bd. 1) war der Verfasser Chevalier Dutens im Jahre 1768 in Rom, wo er viel mit dem Kardinal Albani verkehrte.

„Ich wohne auf dem Lande eine Viertelmeile von Wien, wo ich für den Sommer ein Häuschen gemiethet habe und mit meinen zwei Bedienten, einem Papagei und einer afrikanischen Katze ein einsames Leben lebe.“ „Sie können nicht glauben, was die Unterhaltung einer Ökonomie einem Menschen, der niemals eine ordentliche Ökonomie hatte, für Geschäfte macht! Man hat junge Hühner einzukaufen, um sie aufzufüttern, man hat eine Henne auf Enteneiern sitzen und ein räuberischer Marder kommt und erwürgt sie.“ „Man hat Salz, Schmalz, Mehl zur rechten Zeit einzukaufen und Vorrath zu machen. In Summa, es ist des Sorgens und Geldausgebens kein Ende. Als ich mich noch in dem Kreise der Städtergesellschaften herumtummelte, ging mich der Sonnenschein weiter nichts an, als wenn er mir eine Promenade, oder eine Partie de plaisir begünstigte. Jetzt bitte ich den Jupiter so demüthig darum, wie der Mann in der Fabel, weil ich es für das Gedeihen meines Gartens nöthig habe.“

Aus dem Ende der sechziger oder aus dem Anfang der siebziger Jahre scheint auch ein undatierter Brief an den Schwager zu stammen, der folgende günstige Nachrichten enthält:

„Sie sind ein Mann, Ihnen darf ich also sagen, daß ich glücklich lebe. Ja, Mann meiner Friederike, recht vergnügt bin ich. An jenem dunklen Tage, da ich mit Verachtung und schuldloser Schande bedeckt, mich von meinem Vaterlande wegschlich, da ein locus communis mein ganzer Zehrpfennig war, wer sollte es da vermuthet haben, daß das Glück einst einen günstigen Blick auf mich werfen würde?“ — „Wie, wenn ich Ihnen schreibe, daß mir die größte Maria Theresia einen goldenen Gnadenpfennig mit ihrem Brustbild ‚zur Aufmunterung meiner Verdienste‘, wie sie sich ausdrückte, zugeschickt hat! Zwar ist ein Medaillon, das auf 30 Dukaten geschätzt wird, kein großes Argument, um mit dem Glück zu prahlen, allein ich betrachte es, wie ich die sichtbaren Mittel meiner Religion betrachte, um meinen Geist zu etwas Höherem zu leiten.“

Wie viel Zweifel wir auch in alle diese Angaben setzen mögen, so müssen wir doch annehmen, daß Wekhrlins Ver-

hältnisse damals ganz ungünstige nicht gewesen sind, da er sonst gewiß, wie er es später gethan hat, Schwester und Schwager um Hilfe angegangen hätte.

In dem lebensfrohen Wien taucht sogar einmal — um spurlos auf immer unterzugehen — ein Heiratsplan, wie es scheint, mehr in seinem Geiste, als in seinem Herzen auf.

„Weil Sie", schreibt er dem Schwager im Mai 1768, „so freundschaftlich, so brav, so edel, so gerecht, so männlich und so göttlich sanftmüthig sind, so sollen Sie das Geständniß, das ich aus keinem anderen Beweggrunde in der Welt ausantworten würde, empfangen, — daß ich die beste Apologie für mich aufbehalten habe. Dieß ist die Demoiselle Kraus, ein feines junges Frauenzimmer, die evangelisch ist und zwischen vierzig bis fünfzig tausend Argumente besitzt, mich über die Logik meiner Feinde und über ihre Divinationen hinwegzusetzen!"

Aus einer „Note zum Text" erfahren wir, daß

„Mademoiselle Kraus ein vierzehnjähriges, reizendes und à la Vienne erzogenes Frauenzimmer ist. Ihr Herr Vater ist unter den Protestanten wegen seiner Superiorität, unter dem Publico wegen seines Geldes und bei mir und anderen Gelehrten wegen seiner Buchhandlung bekannt. Damit Sie aber meinen Commerce mit seinem Hause nicht ernsthafter auslegen, müssen Sie ihn bis jetzt für nichts anderes, als eine Galanterie ansehen, aus der man sich auf beiden Seiten einrichtet, einst Ernst zu machen."

Kapitel IV.

(1772—1776.)

Lücke in dieser Biographie. Wekhrlins angebliche Ausweisung. Die „Denkwürdigkeiten von Wien". Die Zensur unter Maria Theresia. Mutmaßliche Gründe von Wekhrlins Abgang. Gleichzeitige Äußerungen darüber. Wekhrlins spätere Haltung gegen Österreich.

Über den Zeitraum von 1772—1776, welchen Wekhrlin wieder in Wien zubrachte, sind mir weder schriftliche noch gedruckte Quelle zugänglich geworden.

Alle meine Vorgänger haben mit mehr deutscher Treue als deutscher Gründlichkeit die folgende Stelle von Wekhrlins erstem Biographen abgeschrieben:

„Einem Manne mit so schönen Kenntnissen und Erfahrungen ausgerüstet, hätte es in einer Stadt wie Wien nie an Zutritt und Unterhalt fehlen können, wenn er sich nur einigermaßen in dem Geleise der Konvenienz und des gesellschaftlichen Lebens hätte erhalten können. Kaum aber war der neue Stern voll über ihm aufgegangen, als er seine besseren Freunde verließ, sich mit Spielern und Pflastertretern herumtummelte, Buhldirnen nachjagte, und sich zu elenden Pasquillen und Schmähschriften — mitunter selbst gegen seine Wohlthäter — herabließ. Lange blieb sein Name verborgen, und das Talent, das selbst durch seine verlorensten Flugstücke durchschimmerte, hätte den Verrath noch eine Weile bestochen. Aber er selbst ward sein Angeber; er selbst hatte die Frechheit, die berüchtigten „Denkwürdigkeiten von Wien" als sein Machwerk in den angesehensten Häusern Wiens einzuführen. Sein Honorar für

diese Schandschrift war ein halbjähriger Arrest und sodann — Verweisung."

Diese an sich nicht trockene Darstellung, zu deren Begründung keinerlei aktenmäßiges Material vorliegt, weiß Ebeling durch Anbringung einiger „Drücker" noch zu würzen und dramatisch zu beleben.

Wir wollen den Rat des letzteren, die „Denkwürdigkeiten von Wien" etwas näher anzusehen, beherzigen. Dieselben* sind weder eine Schandschrift, noch konnten wir darin den „äußersten in allen Phasen sich tummelnden Spott" entdecken.

Wie so viele seiner Zeitgenossen mystifiziert Wekhrlin seine Leser, indem er sein kleines Buch für eine Übersetzung aus dem Französischen ausgibt und in einer Anmerkung von einer Stelle bemerkt, sie verrate „den schwindelnden, läppischen und über die Oberfläche hinschwebenden Franzosen."

In Wahrheit ist das französische Vorbild des Stiles deutlich erkennbar. Die feuilletonistische Darstellungsweise war damals in Deutschland neu, und mit Grauen gewahrte eine altkluge Kritik, wie in dem Streben, graziös, witzig, abwechslungsreich zu schreiben, und um Gotteswillen nicht zu ermüden, die Geschichte zur Anekdote, die Politik zur Hypothese, die Philosophie zur Plauderei wird, wie zuweilen das Stoffliche nur als das gefügige Instrument erscheint, auf dem ein blendender Geist in allen Tonarten seine „Variationen" und „Etüden" abspielt.

Die „Denkwürdigkeiten von Wien" sind mehr noch,

* Aus dem Französischen übersetzt. Gedruckt für Henrich Lyonel Herrn von Visp 1776—77. (Nördlingen, Beck.) 3 Tle. Der dritte Teil kommt auch mit der Jahreszahl 1779 vor. Im Jahre 1786 erschien ein unveränderter Abdruck.

als des „Anselmus Rabiosus Reise durch Oberdeutschland" eine nach unseren Begriffen recht harmlose Touristenschrift, die, wie schon die Überschriften der einzelnen Paragraphen verraten, sich größtenteils mit äußeren Erscheinungen beschäftigt, mit den Gebäuden, den Straßen, dem Belvedere, dem Prater, dem Augarten, der Kaiserburg, den Vergnügungen, den Kuriositäten des Tages. Aber auch die Schilderung der Sitten und des sozialen Lebens kommt nicht zu kurz, und ein Teil der zweiten Lieferung und fast die ganze dritte sind der Besprechung der ernsten Fragen gewidmet, welche jene Zeit bewegten.

Wekhrlins Auffassung des Wiener Volkscharakters ist eine günstige. „Der Charakter des ursprünglichen Österreichers ist bieder. Eine gewisse Weichheit der Seele nebst dem unüberwindlichen Drange zur Bequemlichkeit, welcher allen Wienern anklebt, lassen nicht zu, sich in merkwürdige Verbrechen zu verwickeln." „Die Männer sind wohl gebildet und wohl gekleidet. Man muß zum Lobe der Wiener sagen, daß sie nichts sparen, ihre Kinder für die Societät zu erziehen. Das Frauenzimmer lernt französisch, wälsch, und deutsch sprechen, wenn es die Situation zuläßt, wohl auch englisch und latein. Sie haben ihre Meister in der Zeichenkunst, in der Musik, in der Geschichte, in der Erdbeschreibung. Sie tanzen vortrefflich und verstehen die Konversationsregeln. Die Jünglinge treiben die Sprachen, sie tanzen, reiten, fechten, manövriren, malen, musiciren und sind Meßkünstler." „Übrigens ist ihr Umgang natürlich leicht und ungezwungen; ihr Witz fließt von ihrem Geiste weg; er ist glücklich. Zwischen einer Sächsin und einer Wienerin ist eben der Unterschied, der sich zwischen einer

Drehpuppe und der Natur befindet.“ „Diese Eigenschaften werden durch eine unverzeihliche Schwachheit für den Müssiggang und ein bequemes Leben ins Gleichgewicht gesetzt. Wer das Sinnbild einer Wienerin malen wollte, müßte sich nach der Zeichnung des Carracci richten: er müßte eine Venus malen, zu deren Füssen eine Schildkröte sitzt.“ — „Die Wiener besitzen alle Tugenden, welche die Bürger zu Paris berühmt machen und keines der Laster, welche die Bürger zu London beschimpfen. Sie besitzen Vaterlandsliebe, Treue für den Regenten, den Ehrgeiz eines Bürgers und den Fleiß eines Unterthanen.“

Ein launiges Stimmungsbild der herrschenden Indolenz gibt Wekhrlin anläßlich der Besprechung der öffentlichen Bibliotheken. „Um in der Windhagischen Bibliothek einen Autor zu finden, werden ungefähr zwei Stunden erfordert. Nun ist aber die Bibliothek nicht länger als so lang geöffnet; folglich ist es unmöglich, zu etwas zu gelangen, es sei denn, daß der Bibliothekar und das Buch einander auf dem Wege begegnen. Der Bibliothekar ist ein ganz feiner, junger Mönch, der vielleicht einiger Erleuchtung fähig wäre, wenn ihn die Regel nicht daran verhinderte. Als ich in die Bibliothek trat, betete er an einem Pulte sein Brevier. Zu seiner Seite saß ein Schreiber, der einen Roman las, welcher „das Reich der Geister“ betitelt war. Diese Umstände erweckten in mir traurige Ahnungen. Ich bat mir den zweiten Band von Bayles Wörterbuch aus. Erstlich fragte mich der fromme Pater, ob dieser Autor unter die Philosophos, unter die Theologos, unter die Juristas oder unter die Medicos gehöre — denn in diese vier Klassen war sein Katalog eingeteilt. Zweitens, ob er hebräisch,

griechisch oder lateinisch geschrieben habe? Ich antwortete, daß er weder zu der einen, noch zu der anderen Klasse zu gehören die Ehre hätte: es wäre ein Kritikus und hätte französisch geschrieben. Hier runzelte der Bibliothekar die Stirne."

Wie die Mehrzahl der sogenannten „Aufklärer" seiner Zeit, erblickte Wekhrlin in einer Stärkung der fürstlichen Macht gegenüber der Kirche und dem Adel den Fortschritt; er ist ganz frei von dem platonischen Republikanismus einiger seiner Fachgenossen und durchdrungen von dem Gedanken, „daß die Welt niemals zu gleicher Zeit so viel vollkommene Fürsten, niemals so viel rühmliche Regierungen beisammen blühen, niemals die Privattugend auf den Thronen also zum Wetteifer vereinigt gesehen habe."

Es war nach ihm der „Schutzengel Österreichs, welcher Franz I. krönte". „Niemals hat die Staatskunst eine glücklichere Vereinigung gestiftet, niemals Hymen ein liebenswürdigeres Paar mit seinem Bunde umschlungen. Das Heil des Staates erwartete diese Verbindung. Franz und Maria Theresia rechtfertigten eine solche Erwartung durch eine zahlreiche Familie, die sie dem Staate schenkten, vermittelst deren alle Reiche Europas sich so untereinander verknüpft befinden, daß Friede und Ruhe zum gemeinschaftlichen Interesse geworden sind."

Joseph II. ist ihm „der Erbe aller Größe und aller Tugenden seiner Ahnen", er findet, daß er binnen der ersten drei Jahre seiner Mitregierung „mehr für die Menschheit gethan habe, als Antonin und Aurel in der glänzendsten Zeit ihrer Regierung".

Noch ist keine der kühnen Hoffnungen enttäuscht worden,

welche Wekhrlins Gesinnungsgenossen in den Sohn Maria Theresias setzten, noch weiß er nur Beispiele für seine Seelengröße und Menschenliebe zu berichten:

„Eine der liebenswürdigsten Partien der kaiserlichen Burg ist der sogenannte Gardegang. In diesem Gange erscheint der Kaiser zu verschiedenen Zeiten des Tags, sich persönlich umzuschauen, ob Niemand zugegen sei, welcher Gehör verlange, oder eine Bittschrift an ihn zu überreichen habe. Hier sieht man ihn zum öfteren mitten unter einem Haufen armer und geringer Leute stehen, wie einen Cherub, der die Geschenke der Gottheit unter die Menschen austheilt." „Der Gang bestehet aus weiß getünchten Wandungen: aber die Bildsäulen des Aristides und Antonins würden ihn kleiden."

Oder:

„Wenn die Tapferkeit unter den Tugenden der Könige die älteste ist: so ist die Gerechtigkeit die schönste. Sie ist die Lieblingstugend des Kaisers." — Nun wird folgendes Beispiel hierfür erzählt: „Man hatte einen der schönsten Hirsche eingefangen, um ihn für die Parforcejagd des Kaisers zu bestimmen. Während das Thier in einem gewissen Raume gehegt wurde, lief es täglich aus, die benachbarten Felder der Landleute zu zerstören. Ein Bauer, auf dessen Acker der Hirsch vorzüglich übel wirthschaftete, zeigte es dem Hegereuter an. Vergebens! — Das Thier war geheiligt. Man konnte keine Hülfe finden. Der Bauer faßte einen Entschluß. Er wußte zwar, daß der Hirsch für den Kaiser bestimmt war: er erinnerte sich aber auch des Ediktes, welches unser zärtlichster Landesvater vor einigen Jahren gegen die Beschädigung der Felder erlassen. . Es ist dem Grund-

besitzer erlaubt, wenn er nach vorgängiger Anzeige von den Forstbediensteten keine Hülfe erlangt, sich solche durch Erlegung des den Schaden verursachenden Thieres selbst zu verschaffen. — ‚Förster‘, sagte er, ‚ich ersuche Sie, auf meinen Acker zu schicken und den Hirsch abzuholen, den ich niedergeschossen habe. Sie wissen, daß er nicht aufhörte, mir zu schaden.‘ — Hier fiel der Förster in Ohnmacht. Morgen sollte der Hirsch gejagt werden. Es war bei Hofe schon angesagt. Man schickte eine Staffette an den Fürsten Clary nach Wien. Der Bauer wurde indessen in Eisen geschlossen. Die ganze Gemeinde zitterte für sein Schicksal. Kaum konnte der Obrist Hofjägermeister den Weg in die Burg finden, so erschrocken war er. Er erstattete dem Kaiser Bericht und endigte mit der Anfrage, was Seine Majestät in Ansehen des Verbrechens verordneten. — ‚Was ich verordne?‘ erwiderte der gleichmüthige Monarch — — ‚daß man den Hirsch verkaufe und dem Bauern das für die Erlegung der Raubthiere bestimmte Schußgeld bezahle.‘“

Die „Denkwürdigkeiten von Wien“ erörtern auch eine Reihe ernsterer Tagesfragen: die Todesstrafe, die Nutzbarmachung der Klöster, die Zwecke der Polizei, die Förderung des Handels. Die Ähnlichkeit einiger Ideen Wekhrlins mit denen, welche Joseph II. später aussprach und verwirklichte, ist eine so große und auffallende, daß man sie auf eine gemeinsame dritte Quelle zurückführen muß, insbesondere auf Sonnenfels und das physiokratische System.

So harmlos uns im übrigen das Buch heutzutage erscheint, so enthält es doch Stellen genug — wir wollen dies gerne einräumen —, welche der österreichischen Zensur Anlaß zu Beanstandungen hätte geben können, die aber des-

halb das Werkchen noch lange nicht zu einer „Schand- und Lästerschrift“ machen.*

Auf die glänzende Regierung Maria Theresias wirft ihr engherziges und kleinliches Vorgehen gegen die Denkfreiheit einen tiefen Schatten. Wekhrlin entwirft in seinen Denkwürdigkeiten von Wien selbst ein Bild von der „Censurboutike“, wo er in einer Ecke einen Menschen sitzen sah, der, mit einer großen Schere in der Hand, beschäftigt war, den Autoren die Köpfe abzuzwicken, welche die Zensur bei ihrer letzten Sitzung verurteilt hatte.** Mit Verwunderung lesen wir in neueren Werken,*** wie die Kaiserin sogar fremden Botschaftern Bände von Voltaire und Montesquieu vorenthalten ließ, wie ängstlich, kleinlich und gewaltthätig in diesem Punkte vorgegangen wurde.

Die in der fernen Reichsstadt Nördlingen erschienenen „Denkwürdigkeiten von Wien“, wären denn wohl auch kaum unangefochten durch die österreichische Maut gekommen. „Denn in Ansehung der einzuführenden fremden Schriften hatten die Buchhändler bei Einführung jedes neuen Verlags, der Censur einen Abdruck zu behändigen und durften

* Auch in den Augen der damaligen Kritik fand es, wie es scheint, wenig Gnade. S. die wegen ihrer Grobheit bekannten „Litterarischen Monate“. Wien, Trattner. Dezemberheft 1776 S. 251. Februarheft 1777 S. 92.

** Dr. von Knoblauch bezieht wohl mit Recht auch eine Stelle in den hyperboreischen Briefen I S. 312 hierher: „Als ob man zu Mezzorania (Oranien-Nassau, wo Justizrat v. Knoblauch zu Hause war) nicht gehört hätte, daß die Kritik in *** (Wien) alle Philosophen in die Beine beißt, und ein gewisser Spötter (Wekhrlin) umsonst seinen Stock auf ihr entzwei geschlagen hat“.

*** v. Arneth. Geschichte Maria Theresias. Bd. 7 S. 197.

vor erhaltenem Admittitur bei Strafe der Konfiscirung und unter Umständen an Leib und Gut keinen Bogen verkaufen."* Und diese Bestimmungen scheinen keineswegs lax gehandhabt worden zu sein. „Vor den Linien Wiens wurde nicht bloß das Gepäck der Reisenden aufs sorgfältigste durchstöbert, auch die Koffer, Kisten und Kasten der vom Lande in die Stadt zurückkehrenden Wiener wurden eröffnet und bunt durcheinander geworfen; ja man schnitt sogar die Bettsäcke auf, um verbotene Bücher zu entdecken und in Beschlag zu nehmen. Der deutsche Kaiser, Zeuge dieser rohen Gewaltthaten, vermochte sie nicht zu hindern."**

Bei diesem Verfahren erscheint es höchst unwahrscheinlich, daß eine genügende Anzahl von Exemplaren der „Denkwürdigkeiten von Wien" eingeschmuggelt werden konnte, „um", wie Ebeling schreibt, „eine ungeheure Wirkung hervorzubringen und fast die ganze Residenz in Bewegung zu setzen." — Sehr möglich wäre es freilich gewesen, daß ein Autor, der so thöricht war, sich der Zensur selbst anzugeben, eine halbjährige Gefangenschaft und Stadtverweisung erntete, denn Maria Theresia war schnell fertig mit Leuten vom Schlage Wekhrlins. Ihr Regierungsgrundsatz war, verdächtige Fremde aus Wien abschaffen zu lassen, oder, wie sie am 11. Februar 1773 rescribierte, „solchen avanturiers gar nicht zu gestatten, ihre charlattaneries zu produciren."***

---

* Sonnenfels. Grundsätze der Polizei. 3. Aufl. Tl. 1 S. 98. Wien 1777.

** Wiesner. Denkwürdigkeiten der österreichischen Censur. Stuttgart 1847. Krabbe. S. 136.

*** Arneth. Bd. 9 S. 414.

Allein auch hier scheint eine thatsächliche Unmöglichkeit vorzuliegen, denn Wekhrlin befand sich zu der Zeit, da die drei Lieferungen der „Denkwürdigkeiten von Wien" erschienen (1776—77), wohl bereits in Augsburg.*

Es bleibt somit der Grund des Abschieds von Wien ein im doppelten Sinne des Wortes dunkler Punkt in Wekhrlins Leben, den wohl nur österreichische Quellen dereinst noch aufhellen können. Daß sein zehnjähriger Aufenthalt keinen harmonischen Abschluß fand, geht übrigens schon aus seinen eigenen brieflichen Äußerungen hervor. Sein Abgang von Wien bildete den Anlaß, aus dem ihm sein Stiefvater „bei Androhung seiner gänzlichen Verachtung" untersagte, jemals wieder an ihn zu schreiben.

Wekhrlin klagt mit Bezug darauf im Jahre 1777 dem Schwager: „Und was ist das Verbrechen, so ich in den Augen meiner Eltern begangen habe? Daß ich mein Glück verloren habe: ein Glück, an dessen Bau sie gleichwohl nicht den mindesten Antheil haben. Ach, Grausame! — seid Ihr denn hinlänglich von den Umständen unterrichtet? Wisset Ihr, ob mein Herz mit den Fehlern, die mich unglücklich gemacht, verknüpft war? Die Menschen

* Auch die oben erwähnten abfälligen Recensionen des Buches in den gleichzeitigen „Litterarischen Monaten" wissen nichts von Wekhrlins Ausweisung. Sie finden sogar, daß „er mehr lobt, als löblich ist." „Er scheint ein junger Mensch, oder ein alter Jüngling zu sein, der die Caféhäuser zu Wien besser kennt, als Wien und die Welt; der sich nach der Art dieser Herren eine Sammlung von Caféanecdoten gemacht hat und dieselben nun unter dem denkwürdigen Titel „Denkwürdigkeiten von Wien" zu Markte trägt, ohne studierte Bosheit, bloß in der Einfalt seines Herzens und seines Kopfes."

reisen bei Tag und die Verhängnisse reisen ihnen bei Nacht entgegen. Bin ich der erste Sterbliche, der ein Opfer der Politik geworden? Wenn ich in der Entfernung von 100 Meilen einen Staat beleidigt habe, habe ich jemals die Ehrfurcht gekränkt, die ich meinen Eltern schuldig bin? Und hat dieser Staat meinen Stiefvater zu seinem Rächer berufen?"

„Wenn mein Gewissen mir sagt, daß ich Thorheiten begangen habe, so erinnert es mich auch, daß der Mensch ein Sklave der Noth, ein Spiel der Begebenheiten ist. Indem die Natur mich zwischen die Klippen des Lebens hinwarf, verließ sie sich in Ansehen der Sorgfalt, meine Geschicke zu lindern, auf meine Eltern."

„Mit kaltem Blick", schreibt er der Schwester einige Jahre später (im Januar 1781), „sah ich mein ehemaliges glänzendes Glück wie einen Schatten verschwinden," und aus einem Brief vom 1. November 1780 erfahren wir, daß ihn die Wohlthaten eines Vetters in die Lage setzten, „einen Theil seines Silbers, seine Garderobe und die Bibliothek, die er in Wien zurückließ, auszulösen," eine Äußerung, die gleichfalls auf einen schnellen und mehr gezwungenen Abgang schließen läßt. Auch die Zeitgenossen, die sich hierüber ausgesprochen haben, betonen in auffälliger Weise den Mangel an Klarheit über diesen Punkt. „Er soll ein Abenteurer sein", heißt es im Schwäbischen Magazin (1778 S. 175). „Einige machen ihn zu Voltaires Sekretär, Andere verdingen ihn zu etlichen Gesandten in Wien. Aber der Abschied soll überall verdächtig sein."

Wurde er wegen eines anderen Erzeugnisses seiner Feder aus Wien ausgewiesen? Kam er mit der Keuschheitskommission Maria Theresias in Konflikt?

Ein paar nicht ganz klare Stellen in den sehr selten gewordenen zwei Gegenschriften gegen den Anselmus Rabiosus scheinen für beide Annahmen Raum zu lassen. — „Meine Achtung für Sie", schreibt die erstere,* „ward bei der Lektüre zu groß, als daß ich mich nicht sollte bemüht haben, Ihren wahren Namen auszuspähen; ich weiß ihn; aber ich sag' es Niemand, als Ihnen Selbst, und zwar ins Ohr, daß Sie W . . in heißen, von Geburt ein W . . . . ger sind, mit den Professoren einer gewissen Akademie, wie Scapin mit der Justiz, ein kleines Démelé, und das bloß um einiger Kleinigkeiten willen gehabt haben. Allein das thut nichts; großen Genies, welche zu erhaben sind, ihr Vergnügen um alter, heut zu Tage lächerlicher Gesetze wegen einzuschränken, gehet es nicht anders, und es ist zu beklagen, daß man Leute von den trefflichsten Eigenschaften, oft aus Eigensinn, oft aus Neid, auf eine altfränkische Art niederzuschlagen sucht; und wenn man nichts ausrichtet, gar auf's Relegiren bedacht ist."

„Es scheint allerdings, daß, als Sie die ‚Denkwürdigkeiten von Wien' gesehen und beschrieben, Sie mit den Gesetzvollstreckern in Wien müssen Verdruß gehabt haben. Sie schreiben wie ein Engel von den Gesetzen, wenn Sie den Sitten den Vorzug vor den Gesetzen beilegen und sagen: ‚Die Gesetze kommen sehr spät; sie lehren uns nicht, was wir lieben, sondern, was wir hassen sollen.' Das zusammen genommen mit dem Ausdruck in einer anderen von Dero Schriften, da Sie die aus Liebe unglücklich gewordenen

* Anselmus Rabiosus Reise durch Ober-Deutschland. Zweiter Teil. Frankfurt u. Leipzig 1778.

Frauenzimmer ‚unglückliche Opfer des Vergnügens und der Unvorsichtigkeit‘ nennen, bringen mich völlig auf den Gedanken, daß Sie in gewissen Fällen Sich mit der Polizei und folglich auch mit den Gesetzen müssen entzweit haben.“

Mit weniger Ironie, aber, wie wir unten sehen werden, mit noch größerer Grobheit hat der Kurmainzische Geheimrat Georg Wilhelm Zapf den Verfasser des Rabiosus traktiert. „Wekhrlin begab sich“, schreibt er in seinen Bemerkungen,* „aus seinem Vaterland und reiste nach Wien; aus welchem Beweggrund, kann ich auch nicht bestimmen. Dort soll er eine Bedienung als Sekretär, wie er selbst sagte, gehabt haben; der Abschied aber kam nicht zum Vorschein. Eben daselbst beschäftigte er sich mit einer geschriebenen Zeitung** und wagte darin über den allerhöchsten

* Bemerkungen über Anselmus Rabiosus Reise durch Ober-Teutschland in Briefen an Herrn Hofrath M.***. Ohrdruf 1778. Daß die Schrift von ihm ist, gibt Zapf selbst in seiner „Augsburgischen Bibliothek“ (S. 1098) an.

** „Die geistige Absperrung von den Weltgedanken wirkte um so tödtender, als in den ersten 25 Jahren der Regierung Maria Theresias auch nicht der Schatten einer nennenswerthen inländischen Tagespresse bestand.“ „Die geschriebenen Zeitungen unter den früheren Regierungen so oft verboten und nie gänzlich unterdrückt, tauchten unter diesen traurigen Verhältnissen wieder auf die Oberfläche des gedankenstillen öffentlichen Lebens. Sie wurden nicht nur in die Kaffeehäuser der Residenz geliefert, sondern auch in Briefform auf die Post gegeben und in alle Provinzen, ja auch über die Gränzen versendet.“ „Im Jahre 1751 wurden sie abermals mittelst eines Handbillets der Kaiserin verboten. Dem Denunzianten ‚eines solchen Winkelschreibers und Calumnianten‘ versprach man eine Belohnung. Die Kaffewirthe, die sie auflegten, wurden mit Gewerbsverlust bedroht. Dennoch verschwanden diese seltsamen Organe nicht, sie wurden in

Kaiserl. Königl. Hof sehr kühne Ausdrücke. Auf einmal verschwand seine Gestalt unter dem Volk und er wurde festgesetzt. Wie lange er gesessen und wie er entkam? Davon weiß Niemand einen richtigen Grund anzugeben. Genug, er entging vielleicht einer harten, aber verdienten Strafe und machte sich auf die Reise. . ."

Obgleich demnach Wekhrlin sich über die österreichische Regierung zu beklagen gehabt hätte, hat er doch zu derselben Zeit seines Lebens eine nur selten getrübte, freundliche und sympathische Haltung eingenommen, was mit der ihm sonst nicht ganz ohne Grund vorgeworfenen „Rachsucht" einigermaßen im Widerspruch stünde.

Insbesondere bewahrte er lange Joseph II., dem Aufklärer auf dem Thron, eine unbedingte Bewunderung und wie wenige seiner Zeitgenossen weiß er dessen Verdienste an dem Stand der Kultur vor ihm zu messen. „Wie lang ist's", ruft er in einem interessanten Artikel (graues Ungeh. Bd. III 1784) aus, „daß wir Hexen verbrannt und Teufels banner gefoltert haben?" Dann zählt er eine stattliche Reihe von Akten der Intoleranz auf, um, wie auf eine schwarze Folie, das leuchtende Bild „Josephs des Unvergleichlichen" zu malen. „Bei aller Größe seiner Macht wagte sich der Kaiser unstreitig an eine der schwersten Rollen,

der Residenz ‚ohne alle Scheu aller Orten abgegeben'. Man beschloß daher sie stillschweigend zu dulden. In einem im Oktober 1751 in Wien bei Trompetenschall kundgemachten Handbillete der Kaiserin wurden die unbekannten Verfasser der geschriebenen Zeitungen bloß ermahnt, sich aller unwahrhaften und nur im mindesten bedenklichen Nachrichten ‚bei Fustigation und Relegation' zu enthalten." Wiesner l. c. S. 124 f.

die je ein Reformator, oder vielmehr ein Gesetzgeber vor sich hatte. Ein weites Reich von Köpfen, von Vorurtheilen, von Mißbräuchen, ein Land, worin sich die Religion durch viele aneinander hängende Regierungen furchtbar gemacht, und der Same der Geistlichkeit ins Unermeßliche ausgebreitet hatte: dieß war sein Feld. Wenn der Erfolg, womit er seinen Plan unternahm, rar ist, so muß man auch gestehen, daß sein Muth übermenschlich war. Jedem Helden mußte das Blut dabei in den Adern stocken. Denn vergebens beruft man sich auf seine 300,000 gepanzerten Apostel. Es gehört unendlich weniger Herz dazu, sich über das Leben zu erheben, als über angeerbte Lehrsätze. Vielleicht ist im Heere des Kaisers nicht Einer, der nicht dem Tod zu trotzen bereit ist: aber ich sollte kaum den fünfzigsten Theil finden, der es wagt, dem Vorurtheil zu trotzen." — „Über Alles dieß setzte sich Joseph hinweg. Vergebens will man ihm das Verdienst absprechen, daß er der Held und der König seiner Zeiten ist; umsonst sagt man, Joseph ist nicht Schöpfer: die Toleranz war eine Frucht, die er schon reif fand, sie fiel ihm gleichsam in die Hände. Wahr ist's, der Kaiser fand uns Übrige ziemlich vorbereitet. Das Gesetz der Duldung hatte sich seit der Epoche der Locke, der Bayle, der Voltaire, wenn nicht in unseren Verordnungen, so doch in unseren Köpfen und Herzen ausgebreitet. Seit der Entstehung der encyclopädischen Schule sannen wir auf nichts, als die Rechte der Vernunft, der Menschheit, der geheiligten Denkfreiheit zu reklamiren. So aber war's nicht in Österreich. Hier schwebte, wie sich Jemand sehr gut ausdrückt, der Geist des Lichts, wie vor der Schöpfung, noch auf dem Wasser, nicht in den Köpfen. So gewiß ist's, daß die

Rolle des neuen Julian eine der größten und seltensten ist, daß ihm das übrige Europa seit sechs Jahren zusieht, ohne ein Beispiel daran zu nehmen."

Die österreichische Zensur scheint sich aber selbst unter der liberalen Regierung Joseph II. zuweilen mit Wekhrlins periodischen Schriften beschäftigt zu haben. Schon im Jahre 1785 paradierte Heft 12 des grauen Ungeheurs auf dem Index der k. k. Bücherzensur (Gr. Ung. X S. 6) und im folgenden Jahre lief die Nachricht durch die Zeitungen, der Verfasser desselben sei nach Wien abgeführt worden, um sich wegen Veröffentlichung eines Teilungsplanes zwischen den europäischen Mächten mündlich zu verantworten.

Vielleicht, daß ihm hiebei eine Gunst widerfuhr; wenigstens fühlt er sich verpflichtet, sich erkenntlich zu zeigen, indem er in einem juristisch ungemein schwachen Artikel sich zum Verfechter der Lieblingsidee Joseph II. machte, Bayern gegen die Niederlande einzutauschen. Der auch als Broschüre erschienene Aufsatz: „Die Einwilligung der Unterthanen zum Ländertausch, ein Hirngespinst" enthält folgende persönliche Beziehung: „Ich bin nicht berufen, der Advokat des Wiener Hofes zu sein; noch weniger dazu gedungen. Ich habe kein Interesse, den Plan Joseph II. zu vertheidigen, er bedarf keiner Vertheidigung. Ich bin unbestochen: ein Mirakel müßte dazu gehören, wenn der Kaiser mir eine Gunstbezeugung erwiese. Ob ich Ihm schon mehr schuldig bin, als ich der Welt sagen darf, so ist doch mein Herz völlig unbefangen beim Erfolg seiner Unternehmungen."

Die Schrift stellt die schon damals aufgegebene Theorie auf, „der Staat sei ein wahres und geheiligtes Eigenthum des Regenten". „Souveräne sollten ihre Krone niederlegen,

sie sollten über Land und Leute testiren können", ruft Wekhrlin aus, „aber nicht tauschen! — Sie sollten das Recht über Leben und Tod, über Ehre und Vermögen der Bürger haben, aber nicht über das Land! Sie sollten ihre Unterthanen exiliren, conscribiren, confisciren können, aber nicht vertauschen!" — „So lange wir uns geduldig ausheben, in den Krieg treiben, oder sogar an fremde Höfe verkaufen lassen; so lang wir uns einen Faden vor die Nase ziehen lassen, um nicht auswandern zu können; so lange wir das Recht, uns zu besteuern, zu schätzen, an die Frohn zu spannen der Willkür unserer Herrn anheimstellen, ist's Narrheit, ihnen das Eigenthum des Landes absprechen zu wollen."

Die Hinfälligkeit der Ausführungen Wekhrlins machten die Entgegnung diesmal leicht. „Die Manier dieses Schriftstellers ist bekannt", heißt es in einer Gegenbroschüre.* „Die Eigenheit seines Vortrags, die Kühnheit seiner Gedanken und seine angenehme Schreibart haben ihm viele Leser verschafft. Aber eben diese Eigenschaften machen ihn gefährlich. Zwar der ernste Leser, der gewohnt ist, mit Aufmerksamkeit und Nachdenken zu lesen, wird durch sein falsches Raisonnement, das er unter dem Gewande der Philosophie versteckt, gewiß nicht irre geführt werden; aber nicht so der flüchtige Leser, der weder Geduld, noch Kenntniß genug hat, durch seinen schimmernden Witz hindurch zu schauen und seine leeren Declamationen für das zu nehmen, was sie sind." „Selbst die Ersten unserer Monarchen geben öffentlich ihre

* Die Einwilligungsrechte des teutschen Bürgers bei Vertauschung ganzer Reichsprovinzen, vertheidigt gegen das graue Ungeheuer von Christ. Schr . . r . Heilbronn 1786.

Verehrung gegen die Volksrechte zu erkennen. Um so auffallender ist es, wenn ein Schriftsteller, der noch dazu Philosoph heißen will, als ein Sachwalter des Despotismus auftritt. Es mag nun aus Hang zum Sonderbaren, oder aus irgend einem anderen Grunde geschehen sein, es macht Herrn Wekhrlin wirklich keine Ehre."

Auch die österreichische Regierung schien ihm für diese unerbetene Dienstleistung wenig Dank zu wissen; wenigstens brachte die Augsburgische Ordinari Postzeitung vom 1. Februar 1788 die Notiz: „S. K. Majestät haben zu entschließen geruht, daß die periodische Schrift ‚das graue Ungeheur' von Wekhrlin vom 31sten Stück an* an Niemand ohne Unterschied und folglich auch an Jene nicht mehr verabfolgt werden solle, welche die vorhergehenden Stücke schon besitzen."**

Als wahrscheinlichen Grund dieser Maßregel bezeichnet

---

* Ebeling schreibt mit größerer Wahrscheinlichkeit „vom 35sten Stücke an".

** Wekhrlin tritt dem Gerüchte in den hyperboreischen Briefen (II S. 17 f.) entgegen: „Wenn Joseph, der Lichtvolle, jemals gewürdigt hat, einen Blick aufs Ungeheur zu werfen, so muß er wahrgenommen haben, daß dieses Insekt, mehr als irgend Eines der Ephemeren seiner Zeit, für ihn eingenommen ist. Es zeigt eine sichtbare Liebe für ihn. Mit Enthusiasmus spricht er von seiner Regierung. Mehr als Einmal nahm es ihn gegen die Schlangen, die ihr Gift auf ihn hauchten, in Schutz." — „‚Je nun', rufen sie, ‚nicht von Deinen politischen Grundsätzen ist die Rede, denn darin wirst du offenbar von der Kühnheit Anderer noch übertroffen; sondern Deine Moral und Deine Theologie ist's, was den Kaiser empört.' Theologie? Hem! — Sollte derjenige, welcher, wie die allgemeine Meinung behauptet, die Theologie nicht liebt, einen armen Schäcker hassen, der sich zuweilen ein wenig über sie lustig macht?"

die katholische Zeitschrift „Kritik über gewisse Kritiker, Rezensenten und Broschürenmacher (N. 41 vom 13. Oktober 1788) die „sehr pasquillantischen Briefe wider Österreich und Rußland, die Reise nach Taurien und den jetzigen Türkenkrieg". (Graues Ungeh. N. 32 S. 174.)

In der That enthalten die beiden letzten Bände des grauen Ungeheurs sehr Vieles, was ein Verbot der Zeitschrift in den österreichischen Staaten rechtfertigen konnte. Nicht bloß behandelt Wekhrlin darin religiöse Fragen mit sehr großer Freiheit, sondern er übt auch eine zum Teil sehr herbe Kritik an der österreichischen Regierung und fängt an, „wenn nicht an der Weisheit des österreichischen Kabinets, so doch an seinem Glück zu zweifeln".

Überhaupt finden sich da und dort in seinen Schriften Spuren, daß schließlich auch Wekhrlin die ungerechte Enttäuschung über den schließlichen Mißerfolg Joseph II. geteilt hat. Sein Nachruf an den Kaisers (Paragraphen S. 8) klingt matt und etwas schnell und freudig wendet er sich der neuen Sonne zu.

Wekhrlin hatte Gelegenheit, Leopold II. bei seiner Krönungsreise auf wallersteinischem Gebiete zu sehen. Und „was er dabei wahrnahm, das fiel nicht Jedermann auf". „Es war in der Ecke einer von jenen Poststellen, wo der König mit Kanonen, Paraden, Anreden und all dem betäubenden und kleinstädtischen Lärm von des heiligen römischen Reiches Hofkunst empfangen wurde. Drei Schritte vorwärts sah ich einen der Erzherzoge ein Buch aus der Tasche ziehen und es seinem Herrn Vater überreichen. Es scheint, daß der König im Wagen liest. Eines meiner Augen hätte ich in diesem Momente dafür gegeben, um zu erfahren, was

es für ein Buch war, um den beneidenswerthen Schriftsteller nennen zu können, der so glücklich war, dem Monarchen die Zeit zu verkürzen."

Kapitel V.

(1776—1777.)

Reise nach Schwaben. Regensburg. Die Reichsstädte gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Wekhrlin in Augsburg. Die „Denkwürdigkeiten von Wien" noch einmal. Die Ausweisung aus Augsburg.

In „Anselmus Rabiosus Reise durch Ober-Deutschland" können wir die Route verfolgen, die Wekhrlin von Wien nach Schwaben einschlug.

Sie führte ihn über Niederbayern, München und Landshut „auf elenden Straßen an schlechtbestellten Gasthöfen vorbei" — nach Regensburg. Damit hatte Wekhrlin die Sphäre der Reichsstädte betreten, und gleich, als hätte er etwas von dem Mißgeschick, das ihn seitens derselben bedrohte, vorausempfunden, schlägt er bei der Schilderung dieses Mittelpunktes der altdeutschen Politik einen trübseligen Accord an. „Regensburg ist eine finstere, melancholische, in sich selbst vertiefte Stadt. Kaum wird sie durch die Höfe der Gesandten, welche den deutschen Reichsconvent bilden, soweit aufgehellt, daß man sich von einer Straße in die andere finden kann. Nichts stellt ein lebhafteres Bild von dem schwermüthigen Reichsverfassungskörper vor, den sie verwahrt, als sie."

Zu der Zeit, da Wekhrlin sich seiner schwäbischen

Heimat wieder näherte, hatte die Stunde der Reichsstädte längst geschlagen. Der dreißigjährige Krieg hatte ihnen einen Stoß versetzt, von dem sie sich nie wieder erholen sollten. Aufstrebende Monarchien, mit allen Hilfsmitteln der Centralisation ausgestattet, teilten sich in die Kulturaufgaben, denen sie einst obgelegen, und die Erinnerung an die hohen Verdienste, die sie sich in alten Tagen um Recht und Sitte, um Kunst und Bildung erwarben, fingen an zu erblassen. Die zeitgenössischen Schriftsteller* räumen diesen auffallenden Rückgang offen ein und schreiben ihn mit seltsamer Einstimmigkeit dem herrschenden aristokratischen System zu. Dieses hatte dank der gewaltsamen Verfassungsänderungen Karl V. nicht nur in allen größeren Reichsstädten die Oberhand gewonnen, sondern auch in den kleineren und kleinsten, in denen kein eigentliches Patriziat bestand, wußten sich einzelne wohlhabende Familien dergestalt in den Besitz des „Stadtregiments" zu setzen, daß keiner der Bürger sich mehr mit der Hoffnung schmeicheln durfte, in den inneren Rat zu kommen. Infolge dessen erlahmte und erstarb allmählich das thatkräftige Interesse der Bürgerschaft an den öffentlichen Angelegenheiten; das Patriziat sah sich für die von Gott gesetzte Obrigkeit an und betrachtete die Regierung der Stadt als ein Monopol, ihre Einkünfte, ihre Stellen, ihre Ämter als ein Peculium für sich und ihre Söhne. Der Nepotismus, oder wie der deutsche Ausdruck dafür in einer

* Adolf Wohlwill. Weltbürgerthum und Vaterlandsliebe der Schwaben von 1789—1815. Hamburg 1875. Meißner. Von der reichen Broschürenlitteratur führen wir nur an: „Über einige Reichsstädte Teutschlands". Ein Wort zu seiner Zeit geredet von einem Staatsbürger o. O. 1786.

Satyre auf Eßlinger Verhältnisse lautete, „die Kettenfreundschaft“ blühte, und an die Stelle eines produktiven Gemeinsinns trat immer mehr das egoistische Privatinteresse einzelner Familien und der Dünkel der Kaste.

Daß unter einem solchen Regime, in welchem die öffentlichen Angelegenheiten oft genug zu geheimen Abmachungen unter wenigen Bevorzugten wurden, keine Freude an Publizität und politischer Diskussion reifte, versteht sich von selbst. Ja die sinnlose Angst davor nahm oft einen Grad an, der uns heutigen Tages ganz unverständlich ist und den man sicher viel häufiger auf ein nicht ganz reines Gewissen, auf die Sorge für die bedrohten Vorrechte, als auf die Bedachtnahme auf das allgemeine Wohl zurückführen darf.

Ebeling weiß, es sei Wekhrlin in Regensburg gelungen, durch den jedem Talente zugänglichen kaiserlichen Prinzipal-Commissarius, Fürsten von Thurn und Taxis, wünschenswerte Aussichten eröffnet zü erhalten, und auch bei dem Freiherrn von Erthal und dem Grafen Neipperg sei er günstig aufgenommen worden; aber einige sarkastische Äußerungen über den melancholischen Reichsverfassungskörper und die übrigen Gesandten, die er mit Lampen unter Hornblenden verglich, wie das Bekanntwerden seines Schicksals in Wien hätten ihm das Spiel verdorben, so daß er für immer den Gedanken aufgegeben habe, in der diplomatischen Sphäre eine Stelle zu suchen.

Von Regensburg wandte er sich an eine andere Reichsstadt — nach Augsburg. Der Ort war schlecht genug gewählt für einen Schriftsteller mit aufklärerischen Tendenzen, der darauf angewiesen war, von der Feder zu leben. „Die

Büchercensur", klagt 1½ Jahre später der Reisende selbst im Anselmus Rabiosus, „eine Muse, welche in Augsburg auf einem Auge blind ist, verjagt den Tag. Der Kaufmannsgeist, dessen Regungen Geiz und Sparsamkeit sind, läßt die Litteratur darben und die Polizei vollendet die Barbarei, indem sie geschickten Leuten den Aufenthalt versagt." —

In der That pflegte die Reichsstadt mit Leuten von Wekhrlins Beschaffenheit einen sehr kurzen Prozeß zu machen, wobei sie, wie der städtische Archivar Dr. Adolf Buff betont, fast mehr noch als die Angst vor dem Eindringen moderner Ideen die Sorge für den Stadtsäckel leitete, dem dergleichen verkannte Genies zur Last zu fallen drohten.

Das Schicksal seines Landsmanns Schubart,* das überhaupt mit dem seinen viel Ähnlichkeit hat, hätte Wekhrlin warnen sollen. Sollte es ihm nicht zu Ohren gekommen sein, daß der Druck von dessen schwäbischer Chronik in Augsburg gleich nach den ersten Nummern untersagt worden war? Sollte es ihm unbekannt geblieben sein, daß vor kaum zwei Jahren der Landsmann wegen einiger harmloser Äußerungen über den aufgehobenen Jesuitenorden und den Wunderthäter Gaßner eingesteckt und endlich aus der Stadt verwiesen worden war?

Offenbar viel zu rosig schildert der erste Biograph Wekhrlins dessen Erscheinen in Augsburg: Er sei dort, schreibt er, eine geraume Zeit angestaunt und von seinen gutmütigen Landsleuten auf den Händen getragen worden.

* Schubarts Leben von Dav. Strauß. Ges. Schrift. Bd. 8. S. 207.

„War er doch“, fährt er fort, „ein geistvoller Gesellschafter und hinreißender Erzähler; er hatte von seinen Lieblingen, den Franzosen, eine gewisse Geschmeidigkeit und Biegsamkeit angenommen, die ihn jedem Zirkel angenehm machen mußte. Bei Personen, die ihm zu gewissen Zwecken nothwendig waren und mit denen er seltener zusammentraf, konnte er seine Fehler und Unarten dergestalt verbergen, daß nicht selten der scharfe Prüfer an ihm zu Schanden wurde. Er war alsdann gefällig, zuvorkommend, ungemein unterhaltend, versprach viel, hielt — wenigstens mehr, als gegen seine Freunde; steckte sich hinter Weiber und ließ seine Talente im gefälligsten Lichte spielen. Kein Wunder, daß er in dieser Gestalt den besten Häusern willkommen war, kein Wunder, daß ihm die biederen Augsburger mit Freuden Herz und Börse öffneten.“

Viel realistischer klingt die allerdings gehässige Schilderung eines Augenzeugen, des Geheimen Rats Zapf, in den schon erwähnten „Bemerkungen über den Rabiosus“:

„In Augsburg kam er 1776 an und seine Residenz war beim Luzen am Block, einem Bierwirthshaus, welches auch die Residenz der Kutscher, Dragoner und Fuhrknechte ist.“ „Er gieng allenthalben herum und hörte bei einem Glas Bier, was man discurrirte, weßhalb ihn einige für einen Spion hielten.“ „Jedermann soll sich vor ihm gescheut haben.“

Sein äußeres Auftreten schildert Zapf als ziemlich verkommen: „er gieng in Augsburg in einem weißen, abgeschabten Friesrock, mit weißwollenen Strümpfen und heruntergeschlagenem Hute herum.“

Seine Mittel erlaubten ihm offenbar keine Ausbesserung

seiner Garderobe, und das bleiche Gespenst der Not, das ihn wohl niemals ganz verließ, scheint besonders damals ein häufiger Gast seines einsamen Herdes gewesen zu sein. Wir ersehen aus seinen Briefen, daß er nach Regensburg und Augsburg von zu Hause nur den Betrag von 115 fl. geschickt erhielt, und daß ihm der Stiefvater in einem Briefe nach Augsburg im Jahre 1776 in geschärften Worten verbot, sich jemals noch zu unterstehen, ihm eine Zeile zu schreiben, indem er jeden Brief unerbrochen zurücksenden lassen würde.

Was Zapf über Wekhrlins Verkehr mit den Augsburger „Gassen-“ und „Nachtnymphen“ berichtet, eignet sich wegen seiner Maßlosigkeit nicht zur Wiedergabe; hingegen ist noch folgende Stelle der Zapfischen Schmähschrift für unsere Biographie von Belang: „Seine Denkwürdigkeiten von Wien hat er in seiner Residenz (zu Augsburg) verfertigt und neben diesen auch seine Reise beschrieben. Allenthalben klopfte er an, um Bücher zu entlehnen, aber aus Mißtrauen zu ihm verweigerte man ihm solche. Als zu Anfang des Jahres 1777 die Denkwürdigkeiten von Wien erschienen und er wegen der darin vorkommenden Anzüglichkeiten zur Verantwortung gezogen wurde, erhielt er das Consilium abeundi. Dessen ungeachtet aber blieb er noch einige Zeit in Augsburg.“

Diese Angabe Zapfs wird durch folgendes Dekret des Geheimen Rats an den Bürgermeister Rehm in den Augsburger Akten bestätigt:

„Nachdem in dem Impresso, ‚Denkwürdigkeiten von Wien‘ betitelt, verschiedene anstößige Passagen enthalten sind, wird Herrn Amtsbürgermeister aufgetragen, den hiesigen

Buchhändlern den Verkauf dieser Piece zu inhibiren; die Herren Deputirten zur Büchercensur aber haben den hier sich aufhalten sollenden und beim Luz am Block logirenden Verfasser vor sich zu fordern, denselben über seine Herkunft, Umstände und Beweggründe zum hiesigen Aufenthalt zu constituiren und über den Erfolg mit Gutachten zu berichten."

Leider hat sich dieser Bericht der Deputirten zur Censur im Augsburger Stadtarchiv nicht vorgefunden; hingegen wirft ein Bericht des Amtsbürgermeisters Joh. Bap. von Rehlingen in der späteren Untersuchung gegen den Anselmus Rabiosus auf die ungemein peremtorische Art und Weise, wie Wekhrlin aus der Reichsstadt Augsburg ausgewiesen wurde, ein grelles Licht:

„Ich habe", berichtet Seine Herrlichkeit, „in meiner heurigen Amtirung bei dem nämlichen Menschen, weil er mir als ein verdächtiger Autor vorgekommen, durch meine Amtsbediente unterm 27. April (1777) unvermuthet einfallen und seine Scripturen wegnehmen lassen; sofort aber, da ich unter diesen Skripturen bekommendes Journal littéraire* als einen Verräther seiner Denkungsart angesehen, ihn unter Wegnahme dieses Journals von hier weggeschafft."

Angesichts dieser aktenmäßigen Konstatirungen dürfen die Angaben von Schubart in Mosers Sammlung, ein Pasquill auf eine Person, bei der er ehedem wohl gelitten war und gegen die er sogar auffallende Verbindlichkeiten hatte, hätte seinen Abzug von Augsburg beschleunigt, nebst dem

* Wahrscheinlich ist Linguets Journal de politique et de littérature gemeint.

daran geknüpften moralischen Exkurs über seine Undankbarkeit ebenso als hinfällig bezeichnet werden, wie Wekhrlins eigene Behauptung, sein Stiefvater habe die Hand dabei im Spiele gehabt. Wir wollen nichtsdestoweniger die dießbezügliche Stelle aus einem Briefe an den Schwager hier anführen, weil sie neues Licht auf das Verhältnis zwischen Sohn und Stiefvater wirft: „In der That dieser Zug des Herrn Stadtschreibers zu Ludwigsburg war zu grausam! Nachdem er mir den Vorschlag gemacht, nach Amerika zu gehen — ein Vorschlag, den kein Kannibal seinem Sohne in den gegenwärtigen Umständen thun würde, und den man nur einem galeerenmäßigen Verbrecher thun kann, trieb sein niederträchtiger Agent in Augsburg die Sache bis zur Thätlichkeit und veranlaßte den Magistrat, daß mir die Stadt plötzlich verboten wurde. Von dieser Übereilung rührt der Verlust meiner Aussichten, meine Krankheit, mein Elend, meine Reise und meine Verdrießlichkeiten her.“

Kapitel VI

(1777—1778.)

Reise über Dinkelsbühl. Dortige Begegnungen. Wekhrlin in Nördlingen. Baldingen. Aufenthaltsschwierigkeiten. „Anselmus Rabiosus Reise durch Ober-Deutschland“. Deren Aufnahme durch die zeitgenössische Kritik. Wekhrlin über Augsburg. Nachspiel des Augsburger Aufenthaltes. Die Zensur in Nördlingen. Federkrieg zwischen zwei Reichsstädten. Zapfs „Widerlegung“.

Nach seiner Ausweisung aus Augsburg zog Wekhrlin in das damals eine Tagreise entfernte Nördlingen. Und

zwar wäre er auf einem Umwege über Frankfurt dorthin gereist. „Im Durchzuge", berichtet er dem Schwager um jene Zeit, „verweilte ich mich zu Dinkelsbühl bei dem Obristlieutenant Mez, dem Commissarius Mez und dem Lieutenant Karl Weckherlin, welcher sich zur Zeit in Preußischen Diensten und auf Werbung zu Dinkelsbühl befindet. Von dem ersteren wurde ich dem Grafen Montmartin, der zu Dinkelsbühl residirt und dem Minister v. Pfeil vorgestellt. Beide Minister beehrten mich mit ihrer Gnade und zogen mich an ihre Tafeln. Lieutenant Weckherlin erleichterte meine Krankheit und meine Reise; er unterstützte mich edelmüthig mit Geld."

Hatte der Reisende sich in seinem bisherigen Aufenthaltsorte den Namen und Titel eines Kaiserlich Königlichen Kommerzienrats von Junius beigelegt, so figuriert er in den Nördlinger wöchentlichen Nachrichten vom 6. Juni 1777 als Gast des Gasthauses zum goldenen Reh unter der Bezeichnung eines „Kommercienkommissärs Junius von Wien".

Was ihn in die so viel kleinere Stadt führte, war sicher nicht die Erwartung einer größeren Anzahl von Schöngeistern und Gesinnungsgenossen, als er sie in Augsburg gefunden hatte. „Nördlingen", schreibt Zapf, der selbst ein geborener Nördlinger war, in der Streitschrift gegen den Rabiosus, „hat in älteren Zeiten in Bezug auf die Gelehrsamkeit nicht die allergeringsten Vorzüge und von Verdiensten läßt sich gar nicht reden. Dieser Ort glich einer dickfinsteren Nacht mit dunkelschwarzen Wolken behangen, aus denen manchmal ein ganz schwacher Blitz hervordrang, sich aber gleich wieder verhüllte. Erst in der neueren Zeit macht die

Stadt eine gewisse merkwürdige Periode in der Gelehrsamkeit durch." Zum Belege, daß es nun lichter in Nördlingen aussieht, werden die Namen Dolp, Thilo, Gessner, Schöpperlin, Boekh aufgeführt. „Die Buchdruckerei und der Buchhandel", fährt sodann Zapf fort, „wurden durch die unermüdlichen Bemühungen eines Beck lebhafter; er reizte zu Unternehmungen, zu gelehrten Arbeiten da, wo vorher Alles todt und ausgestorben war."

Dieser letztere Umstand war es, der auch unseren Reisenden in eine Stadt lockte, welche, wie der Geschichtsschreiber der Reichsstädte* etwas seltsam zusammenstellt, „durch die Schlacht von 1634 und den boshaften Witz Wekhrlins berühmt geworden ist." Wekhrlin fand in der kleinen Stadt, was Schriftsteller oft in einer großen vergebens suchen — einen Verleger. Karl Gottlob Beck aus Johanngeorgenstadt in Sachsen (geb. 1732) hatte im Jahre 1763 die schon bestehende Buchdruckerei und Verlagsbuchhandlung in Nördlingen erworben und legte durch seine Intelligenz und Thatkraft die Grundlagen zu dem schnellen Aufblühen eines Geschäftes, das noch heute zu den ersten Bayerns gehört. In den reichen Klöstern, Abteien und souveränen fürstlichen Familien der Nachbarschaft besaß Beck Kunden, wie sie heutzutage in kleineren Städten selten geworden sind. Schon die „Denkwürdigkeiten von Wien" waren in seinem Verlage erschienen und auch die beiden folgenden Unternehmungen Wekhrlins nahm er unter seine Fittiche.

---

* Dr. G. B. Schmid. Die mediatisirten freien Reichsstädte Deutschlands. Frankfurt 1861. Sauerländer.

Sei es, daß der Augsburger Flüchtling sich in den Mauern der Reichsstadt nicht heimisch fühlte, sei es, daß seinem Aufenthalte Schwierigkeiten entgegengesetzt wurden, schon am folgenden Tage (7. Juni 1777) begab er sich in das kaum eine Viertelstunde entfernte wallersteinische Dorf Baldingen. „Ich wohne jetzt zu Balding", meldet er dem Schwager, „einem 2000 Schritte von den Thoren der Reichsstadt Nördlingen gelegenem Dorfe, dem Fürsten zu Öttingen-Wallerstein unterthan. Meine Wohnung ist eine Bauernhütte bei zwei alten Leuten, die mir die Zeiten des Philemon und der Baucis in's Gedächtniß bringen. Sie theilen ihre Armuth mit mir und ich die meinige mit ihnen. Den Winter gedenke ich in dem eine Stunde weiter entlegenen Städtchen Wallerstein zuzubringen und aufs Frühjahr gedenke ich Deutschland, diese undankbare und unempfindliche Erde, auf ewig zu verlassen und meinen Sitz in Florenz zu heften, wo ich Freunde habe, auf deren Großmuth ich mich verlassen zu dürfen glaube."

Über zwei Monate verweilte er unangefochten in dem kleinen Dorfe, und erst durch einen Bericht vom 22. August 1777 kam die Sache zur offiziellen Kenntnis der fürstlich wallersteinischen Regierung. „Als man von Seite der beiden Oberämter Hochhaus und Wallerstein in dem gemeinschaftlichen Dorfe Baldingen die herkömmliche Jahresconferenz abhielt, erfuhr man, daß ein gewisser Studirter und zwar diejenige Person, welche ‚die Denkwürdigkeiten der Stadt Wien' geschrieben haben soll, sich bei dem Metzger und Zapfenwirth J. K. Thumm in gedachtem Baldingen schon etliche Wochen aufhalte, mit dem Beisatz, daß demselben von der Stadt Nördlingen, wo er sich vorher aufgehalten,

zu erkennen gegeben worden sein soll, sich einen anderen Aufenthalt außer der Stadt zu wählen."

Obwohl sein Hauswirt ausgesagt hatte, daß er die meiste Zeit in dem von ihm gemieteten Stüblein mit Schreiben zubringe und nur des öftern nach Nördlingen zu dem dortigen Buchhändler gehe, empfanden doch die vereinigten Oberämter das Bedürfnis, ihn persönlich „zu besprechen". Wekhrlin beschränkte sich jedoch darauf, ein Pro Memoria vom 28. Juli 1777 einzureichen, in dem er sich Louis Junius von Wekhrlin, k. k. Pensionair, nennt und als Grund seines Aufenthaltsgesuches angibt, „daß ihn ein Geschäft mit dem Buchhändler Beck in jene Gegenden geführt und daß er das Logis in dem Dorfe Baldingen zur Abwartung einer am Beine erhaltenen Krankheit gemächlich befunden habe."

Der wallersteinischen Regierung erschien es verdächtig, daß Wekhrlin sich der persönlichen Besprechung entzogen hatte und sie ordnete daher den Rat und Amtspfleger Wasser nach Baldingen ab, „um den besagten Fremden über seine Herkunft, Metier und Ursache seines dermaligen Aufenthaltes zu examiniren und ihm zu bedeuten, daß man ohne ausgewirkte landesherrschaftliche Erlaubnis nicht so schlechterdings seine Wohnung an einem fremden Orte aufschlagen dürfe."

In dem infolge dieses Auftrages mit Wekhrlin aufgenommenen Protokoll nennt derselbe sich abermals Louis Junius von Wekhrlin, aus Stuttgart gebürtig, bei J. K. K. Majestät Hofkommerzien-Rat in Wien angestellter Pensionär; er sei auf der Reise begriffen und habe sich seit dem 7. Juni 1777 in der öffentlichen Gastherberge zu Baldingen auf-

gehalten, um die Korrekturbogen eines dem Buchhändler Beck zum Verlag übergebenen Werkes in der Nähe zu besorgen.

Nachdem Beck diese Angabe bestätigt hatte, und auch der Wirt Wekhrlins „wegen dessen Conduite nichts Ungleiches aufführen konnte", wurde unserem Schriftsteller mit Regierungsentschließung vom 14. August 1777 der unbekümmerte Aufenthalt in Baldingen gestattet.

Das Werk, dessen Korrekturbogen Wekhrlin damals durchsah, war „Des Anselmus Rabiosus Reise durch Ober-Deutschland", Salzburg und Leipzig 1778 (Nördlingen, Beck).

Ebeling, auf dessen Inhaltsangabe des übrigens im Antiquariatshandel nicht gerade seltenen Buches wir verweisen, bemerkt mit Recht, „daß von allen Reisebildern der letzten Jahrzehnte des verflossenen Jahrhunderts nur wenige es so verstanden haben, in großen Contouren das Bemerkenswerthe mit ebenmäßiger Vertheilung von Licht und Schatten besonnen und doch pikant darzustellen und daß bei einiger Kenntniß der damaligen Zustände jener Länder Wekhrlins Buch weder ein den Thatsachen widersprechendes, oder unerhörtes, noch unverdienstliches genannt werden darf."

Wenn wir auch für die weitere Angabe Schubarts, drei Auflagen der Schrift* hätten in kürzester Zeit reißenden Absatz gefunden, keine Anhaltspunkte haben, so steht es doch außer Zweifel, daß die Schrift ziemlich großes Aufsehen erregt hat. „Sie wirkte", schreibt Schubart, „wie ein

* Mir ist nur eine Auflage und ein Nachdruck derselben zu Gesicht gekommen.

Komet auf jene friedlichen Gegenden.“ Aber während sie beim Publikum und in einigen „gelehrten Zeitungen“ Beifall fand, fielen die Vertreter des Bestehenden schonungslos über sie her und schlugen mit Keulen und Bärentatzen nach den Schmetterlingen utopistischer Ideen und feinsinniger Beobachtungen. Fast jedem Lande, dem Wekhrlin einige Seiten seiner Reisebeschreibung gewidmet, erstand ein Vertеidiger. Die Sache Bayerns und Österreichs führte noch in halbwegs maßvoller Weise der so betitelte: „Zweite Theil des Anselmus“ ꝛc. (Frankfurt und Leipzig 1778). Er findet wenigstens Wekhrlins Schreibart vortrefflich und läßt seiner Schilderungskunst Gerechtigkeit widerfahren. Einen viel rauheren Ton schlug schon das „Schwäbische Magazin“ an. Zapf hatte in seinen „Bemerkungen zum Anselmus“ die menschenfreundliche Ansicht ausgesprochen, die lebenslängliche Haft auf dem Hohentwiel wäre noch eine leichte Strafe für einen Mann, der so offen über Württemberg geschrieben habe; die Verfasser des schwäbischen Magazins sollten es für ihre Pflicht halten, die Ehre ihres Vaterlandes zu retten.

Dieser patriotischen Pflicht kam denn auch das Magazin alsbald sehr ausgiebig nach. In einem ersten Artikel (1778 St. 1 S. 174) gelangt es zu dem Schlusse: der Verfasser des Anselmus Rabiosus könne kein Württemberger sein, 1. weil er von Junius heißen solle, und keine Familie dieses Namens im ganzen Lande existiere, 2. weil er so unrichtige Begriffe von den Gelehrten, von der Universität Tübingen und von dem Gymnasium in Stuttgart habe, daß er unmöglich dort studiert haben könne, 3. weil er sich ein Geschäft daraus mache, die Württemberger zu beschimpfen und er also kein

Mitbürger sein könne. In einem späteren (St. 6 S. 461), 16 Seiten langen Nachtrag wird dann in sehr pedantischer und schwerfälliger Weise eine Widerlegung der Bemerkungen Wekhrlins versucht.

Daß Wekhrlin eine so abfällige und noch dazu mit gehässigen persönlichen Beziehungen vergiftete Kritik aus dem Heimatlande unangenehm berühren mußte, ist begreiflich. Der Ärger darüber verleitet ihn, die Schuld seines Mißerfolges in offenbar abseits liegenden Ursachen zu suchen. „Mein Anselmus", schreibt er einem Vetter und Wohlthäter aus Nördlingen am 30. März 1778, „hat in meinem Vaterland keine Ehre eingelegt. Ich kann nichts dafür! — Warum hat es mich verworfen? Warum stimmet es meinen Stiefvater, den Stadtschreiber Heuglin, nicht, daß er mir eine kleine Unterstützung gebe, damit ich nicht in die Niedrigkeit fallen muß, das Lastthier eines Buchhändlers zu werden, welches sich für Geld aufladen lassen muß, was seinem Ernährer gefällt." — Die Sache ging Wekhrlin sogar so nahe, daß er beschloß, sich an dem Herausgeber des Schwäbischen Magazins, dem Professor und Prediger Balthasar Haug, zu rächen. Im „Felleisen" vom 15. Mai 1778 ist ein „Traum" abgedruckt, in welchem dieser Kritiker vor den Richterstuhl Apolls gefordert wird. Den Schauplatz bildet eine Galerie, die auf beiden Seiten mit den Bildnissen schwäbischer Magister besetzt ist. Jeder derselben trug das Abbékleid und hielt in der rechten Hand eine Disputation und in der linken eine Pomeranze. Ein Sekretär las dem Angeklagten die Anklage vor. Sie bestand darin, daß er die Richtkunst mißbraucht und ehrliche Leute geschimpft habe. „Der Missethäter entschuldigte sich damit, daß es das natürliche Au-

theil eines Kunstrichters wäre, grob und unwissend zu sein und daß er seine Sprache aus dem Umgang mit den Karrenschiebern und Portechaiseträgern seiner Geburtsstadt gelernt habe." — Das Urteil lautet dahin, daß der Delinquent dem Magister Göze an seine Haude und Bande übergeben werden solle, um öffentlich durch das Reich der Gelehrsamkeit ausgestäupt zu werden."

Seinem Schwager, Pfarrer Beyer, hatte Wekhrlin anfangs gar nicht einzugestehen gewagt, daß er der Verfasser des Anselmus war. „Ich sende Ihnen etwas zu lesen", schreibt er ihm aus Nördlingen vom 4. Januar 1778. „Der Postwagen wird es Ihnen bringen. Es ist der berüchtigte Anselmus Rabiosus, worin ein ganzes Kapitel von Württemberg ist. Das Büchelgen hat sehr viel Aufsehen in diesen Gegenden gemacht. Man hat mir sogar einige Zeit die Ehre erwiesen, mich, höchst unwahrhafter Weise, zum Verfasser zu machen. Ich habe aber dem Publicum das Gegentheil bewiesen." — Als dann das Schwäbische Magazin Wekhrlin zu dem erwähnten Ausfall gegen seinen Redakteur veranlaßt, gibt er auch dem Schwager in einem Briefe vom 15. Mai 1778 die Gründe dieses Schrittes bekannt: „Ich habe nicht umgehen können, im heutigen Stück des ‚Felleisen', den Prof. Haug bei ihnen anzupacken. Meine in- und auswärtigen Freunde haben mir so sehr in die Ohren geschrieen, mich so lange umgetrieben, gequält, genothzüchtigt, bis ich mich — nach langem Anstand zu diesem Ausfall entschloß. Hätte er, statt das Buch zu beurtheilen, nur nicht die Person angegriffen! — Aber — ‚corpore

Vestibusque pingi'

das thut weh! — Ich hoffe die wenigen Edlen in meinem

Vaterlande, die auf Seite des Rabiosus stehen, verachten das Betragen des Herrn Haug. Res est sacra miser etc. Dieses Theorem hätte Herr Haug als Philosoph wissen und als Geistlicher nicht beleidigen sollen. Außerdem hat er gegen die kritische Klugheit gehandelt, denn man kann denken, daß das Buch über die Kritik des Herrn Haug erhaben war, weil er sich an die Person, das allerschimpflichste Hilfsmittel aller elenden Recensenten, gehalten hat."

Wekhrlins im Vergleich mit dem Angriff sehr harmloser Ausfall, in welchem der Beteiligte nicht einmal mit Namen genannt war, erboste diesen, wie es scheint, auf das Höchste. „Herr Haug hat an mich geschrieben und gedroht, der Herzog würde ein corps d'armée marschiren lassen, weil ich ihn und das Magazin beschimpft hätte; meine Anverwandten in Württemberg litten nachtheilige Folgen wegen meiner — und dergleichen Armseligkeiten mehr, worunter er den Schulspruch setzte: nescis regibus longas . . . . Ich befinde mich nicht in der Lage, darauf zu antworten." (Nördlingen 2. September 1778.)

Von den deutschen Regierungen sah nur eine — die der Reichsstadt Augsburg – sich veranlaßt, gegen den Anselmus Rabiosus zu „wüthen". Das Buch war dem Stadtmagistrat durch den Buchhändler Stage zur Zensur eingeliefert worden, und der Amtsbürgermeister Johann Baptist von Rehlingen legte es „dem hochedlen und hochweisen Rathe" mit der Äußerung vor: „die Pièce sei von solcher Beschaffenheit, daß es seines Ermessens nothwendig wäre, alle möglichen Verfügungen zu ihrer Supprimirung zu treffen." — In dieser Absicht stelle er anheim, ob nicht unverzüglich und allenfalls per Estaffetta an den Löblichen Magistrat der

Reichsstadt Nördlingen geschrieben und die plötzliche Hinwegnahme sämtlicher bei dem Verleger sich noch vorfindender Exemplare, sowie dessen eidliche Konstituierung darüber nachdrücklich requiriert werden wolle: wieviel Exemplare er gedruckt oder aufgelegt, wieviele er versendet, wohin und an wen, und wer der Autor der Schrift sei.

Am 27. Dezember 1777 hielt der Augsburger Rat über diese Anträge Sitzung und das Protokoll derselben mutet an, wie eine Lustspielscene:

„Herr Dr. Prießer. Nach bereits weggenommenen Exemplaren sei nach Nördlingen zu schreiben und auf Confiscation und Constituirung zu dringen.

Herr Fleiner. Similiter; doch behutsam!

Herr v. Schaden. Es dürfte noch Zeit sein, die Pièçen zu retiriren. Zu dem Ende sei Jemand nach Nördlingen zu schicken, der dem Verhöre beiwohne und erfahre, wohin die Exemplarien gekommen seien. Alles in der Stille.

Herr v. Tröltsch.* 1. Der Verkauf solcher Pièçen sei zu verbieten und dieselben zu confisciren;

2. nach Nördlingen sei eine Requisition zu richten, man hoffe, der dortige Magistratus werde reichssatzungsmäßige Vorkehrung treffen, den Buchdrucker und Verleger zu constituiren und zur Herbeischaffung der benöthigten Exemplare anhalten.

Herr Ammann. Da die Exemplare meistens distribuiret worden, so dürfte das Schreiben per Estaffetta hinlänglich sein.

zc. zc. zc.

Endlich wurde per majora beschlossen, daß die Reichsstadt Nördlingen durch ein per Estaffetta abzuerlassendes Schreiben zu requiriren sei, „gegen den Buchhändler Beck

---

* Ratskonsulent, der Bruder des Nördlinger Bürgermeisters.

die reichsgesetzmäßigen Verfügungen zu treffen und den Autor und Verleger zur Strafe zu ziehen."

Das Schreiben, welches ein „Einspänner" nach Nördlingen brachte, ist ziemlich kurz angebunden und enthält sich nicht ganz des Tadels: „Das bewußte Impressum", heißt es darin, „ist durchaus von so ärgerlichem, beleidigenden und boshaften Inhalt und besonders in dem Artikel: ‚Augsburg', das hiesige Publicum so gelästert worden, daß wir uns billig wundern müssen, daß eine solche Lästerschrift in einer benachbarten Reichsstadt zum Vorschein kommen konnte."

Der Nördlinger Magistrat sah sich in nicht geringe Verlegenheit versetzt. Im ersten Augenblick freilich glaubte man einfach dem Druck der mächtigeren Schwesterstadt nachgeben zu sollen. Zwei Ratsdeputirte und zwei Amtleute erschienen bei Beck, nahmen ihm die noch vorhandenen 800 Exemplare des Rabiosus ab und brachten sie auf das Rathaus. Gleichzeitig erließ man ein Antwortschreiben an die „wohledelgeborenen, gestrengen, edlen, vesten, fürsichtigen, ehrsamen, hoch- und wohlweisen Herren" von Augsburg, das als ein kleines Meisterstück des reichsstädtischen diplomatischen Stiles hier eine Stelle finden mag:

„Aus dem von Euer Fürsicht und Wohlweisheit gestrigen Tages anher erlassenen und uns durch gegenwärtig rückgehenden Expressen wohlbehändigten Schreiben haben wir die mißliebige Information erhalten, daß durch den allhiesigen Buchhändler Beck mehrere Exemplarien von einer Pièce: Anselmus Rabiosus rc. betitult, welches Impreßum Dieselben in seinem Inhalt durchaus als ärgerlich und boshaft und besonders in dem Artikel Augsburg in Ansehung des dasigen Löbl. Publici beleidigend gefunden, an die dortigen Buchhändler eingeschickt worden." „Gleichwie wir nun auf die uns diesfalls ertheilte Nachricht in Conformität der gegen rc. tragenden besonderen Consideration ohne allen Zeitverlust bei dem

Buchdrucker Beck haben nachsuchen und die bei demselben vorhandenen sämmtlichen Exemplarien einstweilen auf unser Rathaus in sichere Verwahrung bringen lassen: also werden wir auch nicht ermangeln, die weitere Untersuchung und allenfallsige Bestrafung vorzunehmen." „Die wir inmittelst unter Apprecirung glücklicher Feiertage mit der distinguirtesten Hochachtung verharren" ꝛc. ꝛc.

Bis dahin war die Sache sehr einfach. Der Verleger Beck befand sich jedoch in der Lage, den „Hochgebietenden Herren" zu Nördlingen „zu Bedenken zu führen, daß er niemals ein Werk aufzulegen gewohnt sei, ohne von der hiezu verordneten Censur die gebührende vorläufige Erlaubniß erhalten zu haben und daß auch der Anselmus Rabiosus unter den Augen der Censur gedruckt worden sei."

Wekhrlins Manuskript liegt noch bei den Akten und ist insoferne interessant, als sich daraus die übrigens sehr geringen Beanstandungen des Nördlinger Zensors ersehen lassen. - Das Manuskript ist nicht ganz vollständig zum Abdruck gelangt; dem Rotstift der Zensur sind aber nur ganz wenige Stellen bei Bayern, Regensburg und Augsburg zum Opfer gefallen. Über letztere Stadt war freilich noch genug von dem stehen geblieben, was das dortige Stadtregiment unangenehm berühren mußte.

„Troja fuit", beginnt das Kapitel, „so seufzt man, wenn man sich in Augsburg befindet. Diese Stadt, welche ehemals einen so schmeichelhaften Rang unter den europäischen Handelsstädten hatte, ist sich nicht mehr ähnlich! Sie gleicht einem von der Abzehrung angegriffenen Körper, welcher mit sich selbst kämpft. Auswärts von einem mächtigen Nachbar und innerlich von Nahrungsmangel bedrängt, ist sie ihr eigener Raub." „Die Häuser sind schön. Es sind einige darunter, welche sich in Rom und Genua aus-

zeichnen würden, aber sie sind öde und unbevölkert." Wekhrlins Urteil über das Stadtregiment, welches die Nördlinger Zensur beanstandete, hatte ursprünglich folgende Fassung: „Das Regierungssystem der Stadt scheint dem äußerlichen Anblicke nach vortrefflich beschaffen zu sein. Der Magistrat bestehet aus verdienstvollen und gelehrten Männern. Die Auflagen der Bürgerschaft sind gemäßigt. Die Gesetze sind streng, weise und geehrt. Die öffentliche Ökonomie ist genau und die Nahrungswege des Publici gebahnet. Auf der Gegenseite: keine Aufsicht auf die Sitten, keine Ermunterung zur Industrie, eine feile Gerechtigkeit, Abgang der Polizei und — um das verhaßte Bild der Aristokratie zu ergänzen — eine unebenmäßige Vertheilung des Reichthums. Das Geld ist in den Händen einiger vornehmen Familien: der Rest des Publici ist ein Haufen Bettler, welcher um eine Kanne Bier herumtanzt."

Das harte Urteil, welches Wekhrlin über den Verfall des Patriziats fällte, war unverkürzt gelassen worden: „Die Patricier, welche einen Theil des hohen Magistrats ausmachen, zählen einige vornehme Geschlechter unter sich: die Stetten, die Welser, die Imhof, die Rehlingen. Aber, da sie mit dem Geblüte ihrer Vorfahren das Gewerbe derselben verloren haben, so kriechen sie mehrentheils in einer melancholischen Armuth, welche sie der Verachtung der Bürgerschaft aussetzt. Man muß sich nicht durch die Almanachs von Augsburg irre machen lassen. Man wundert sich bei jedem Wappen, ‚Herr auf Goldberg und Silberthal', ‚Erbherr von Diamantbruch und Perlengrube' zu lesen; diese glänzenden Güter gehören ihnen längst nicht mehr. Sie haben eben denselben Antheil daran, wie der König von

Frankreich am Königreich Cypern, oder der türkische Kaiser an den Ländern der Sonne und des Mondes."

Nach Erwähnung der Kaufmannschaft und des „Pöbels" folgt eine wohl sehr zutreffende Schilderung der „Parität". — „In Augsburg ist's, wo man den Drachen der Parität in seiner Lebensgröße sehen kann. Seit dem Religionsfrieden herrschen beide Religionen, die katholische und die lutherische, allhier mit gleicher Stärke nebeneinander. Diese Verfassung, welche eine der Grundconstitutionen der Stadt ist, nennt man Parität. Sie würde verehrungswürdig sein, wenn sie ein Product der Tugend, wenn sie aus dem Grundsatze der Toleranz und der Menschenliebe geflossen wäre. Aber sie ist mehr nicht, als ein Werkzeug der Politik." „Die Parität in Augsburg erstreckt sich nicht nur auf das Ebenmaß der Religionsparteien, der Kirchengebräuche und des Gottesdienstes; sondern sie bezieht sich auf alle bürgerlichen Einrichtungen, auf die Bedienstungen im Civil- und Militäretat, auf die Öconomie der Republik, auf die Gleichheit der Stimmen in den Berathschlagungen des Senats; kurz sie ist ein Werkzeug, welches eine oder die andere Religionspartei in jedem Falle bereit hält, eine politische Unternehmung zu hindern, oder zu betreiben." „Diese Parität ist so weit von ihrem wahren Charakter, dem Duldungsgeiste, entfernt, daß jede von den zwei Religionsparteien alle Augenblicke bereit wäre, der anderen den Hals zu brechen, wenn der Magistrat nicht in beständiger Wachsamkeit bliebe."

Nicht unsympathisch mochten sodann in Nördlingen die Klagen berühren, die Wekhrlin gelegentlich über den „Stolz" Augsburgs einstreut. „Mitten in diesem Elende

hebt sich ein Stolz aus der Seele der Inwohner herfür, der sie von der lächerlichsten Seite der Welt bildet.“ „Er ist eines Theils die Wirkung vom Einflusse einer eingebildeten republikanischen Hoheit, welche die schwache Seite aller Reichsstädte ist; andern Theils wird er von einem eingebildeten Adel erzeugt.“ „Der Stolz, welcher sich in ihre Geschäfte mit anderen Reichsstädten mischt, macht sie des Mitleids derselben unwürdig.“

Mochten solche und ähnliche Aussprüche auch noch so sehr darnach angethan sein, in Augsburg zu verletzen, so kann man doch nicht zugeben, daß lediglich die Rache Wekhrlin die Hand geführt habe, als er sie niederschrieb. Nicht nur andere, viel ungünstigere Äußerungen gleichzeitiger Schriftsteller,* sondern auch die neuen ausgezeichneten Arbeiten der letzten Augsburger Archivare Christian Meyer** und Adolf Buff*** beweisen, daß Wekhrlin trotz der ungünstigen Verhältnisse, unter denen er seine Beobachtungen anstellte, mit überraschendem Scharfblick die Zustände der ihrer Auflösung entgegengehenden Republik erkannte. Daß zuweilen eine Einseitigkeit oder Übertreibung mit unterlief, liegt ja beinahe in der Natur solcher allgemeinen Betrachtungen!

Der Verleger des Rabiosus hatte schon in seiner ersten Eingabe an den Magistrat Nördlingen vom 31. Dezember 1777 hervorgehoben, daß er durch die Vorenthaltung des Buches sich der Gefahr ausgesetzt sehe, daß irgendwo ein fremder

* S. z. B. Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland von K. Rißbeck. 1784.

** Die letzten Zeiten der freien Reichsstadt Augsburg. Zeitschr. des hist. Ver. für Schwaben. 1. Jhrg. 1874.

*** Des reichsstädtischen Augsburgs Ende. Sammler 1882.

Nachdruck veranstaltet und dadurch seine Auflage zu seinem empfindlichen Schaden unbrauchbar gemacht werden könne. „Vergebens“, schreibt er vier Wochen später, „habe ich die respectvollsten und andringendsten Vorstellungen wiederholt. Ungerührt von dem Schicksal eines gegen seine Obrigkeit gehorsamen Bürgers und ohne Rücksicht auf die für ihn redenden Umstände beliebte es Einem Hochedlen und Hochweisen Magistrat in einer gänzlichen Unbestimmtheit zu verharren. Was ich befürchtet habe, ist inzwischen erfolgt. Ich bin benachrichtigt, daß ein Nachdruck des Schriftchens bereits unter der Presse ist.“ — Da er das Buch nur mit „hochobrigkeitlicher Censur“ herausgegeben, verlangt er schließlich Schadloshaltung.

Der Rechtskonsulent und Zensor J. A. Dolp war schon früher zur gutachtlichen Äußerung aufgefordert worden. Sein Bericht ist ein Muster von Einsicht, Klarheit und liberaler Denkungsart. Es könnten heutzutage kaum richtigere Grundsätze aufgestellt werden. Zunächst bemüht er sich, die übermäßig aufgebauschte Angelegenheit auf ihr richtiges Maß herabzuschrauben. Er habe, rechtfertigt er sich, zur Zeit der Zensur des Rabiosus zu viel dringende Geschäfte gehabt, als daß er auf Nebendinge, wie eine Broschüre, viel Zeit hätte verwenden können. Und um so weniger hätte er es der Mühe wert erachtet, lange dabei zu verweilen, als schon der generelle Inhalt des Werkchens zeigte, daß der Verfasser dem lesenden Publikum in einem witzigen, belustigenden, räsonnierenden Stil, ohne die Absicht, zu beleidigen, die Bemerkungen mitteilen wollte, welche er da und dort auf seinen Reisen gemacht habe. Weder Religions-, noch Staatssachen habe Wekhrlin

abhandeln wollen, noch eine Sittenlehre schreiben; seine Schrift sei nichts als eine jener „fliegenden Pièçen", welche den Leser auf einige Zeit vergnügen, deren Inhalt aber alsbald der Vergessenheit anheim zu fallen pflege. Da für den Nördlinger Zensor keine eigene obrigkeitliche Instruktion existiere, so müsse ihm als Regel gelten, daß von Rechtswegen alles die Zensur passieren dürfe, was nicht wider die Religion, wider den Staat und die guten Sitten verstoße. Das Büchlein sei für allerlei Leser des großen Deutschlands, nicht für eine einzelne Stadt, oder Provinz bestimmt; der Zensor habe mithin für das Allgemeine zu sorgen und es wäre wahrhaftig zu viel gefordert, wenn er sich in eines jeden Lesers Lokalgefühle versetzen müßte. Auch um einzelne Stellen oder Worte könne er sich nicht ängstlich kümmern, wie es denn überhaupt nicht seine Aufgabe sei, den Verfassern ihre Aufsätze gleich Exercitien zu korrigieren. Die Freiheit, zu denken und zu drucken, könne und dürfe nach den heutigen in ganz Deutschland geltenden Grundsätzen nicht in allzu enge Schranken eingepreßt werden und ein Zensor würde das ihm oberherrlich übertragene Amt offenbar mißbrauchen, wenn er nicht jene allgemeine Regel, sondern sein Privatinteresse, oder „gewisse Privatrespectus" zur Richtschnur seiner Zensur nehmen wolle. Der Magistrat Augsburg habe freilich in seinem „in einem ziemlich hohen vorschriftsmäßigen Ton abgefaßten Requisitionsschreiben, das allenfalls an untergebene Stellen, nicht aber an einen immediaten, Augsburg gleichstehenden Reichsstand hätte ergehen können und sollen" — Wekhrlins Impressum für ein ärgerliches und boshaftes Scriptum und für konfiskationswürdig erklärt. „Besagter Magistrat möge hiefür seine

Localursachen gehabt haben; allein daraus folge nicht gleich, daß sich auch andere Stände des Reichs dem Augsburgischen Urtheil unterwerfen müßten.

Auf das nachdrücklichste und wärmste nimmt sich Dolp auf den vier Folioseiten seines Berichtes des Verlegers Beck an, dem er das beste Zeugnis ausstellt, und der nach seiner Äußerung schon darum besondere Berücksichtigung verdiene, weil er bestrebt sei, zur Ehre der Stadt die Buchdruckerei, „einen hier ganz neuen und vorhin ganz unbekannt gewesenen Handelszweig" zu begründen und blühend zu machen.

Der Stadtregent, Bürgermeister Christian von Tröltsch, teilte die Anschauungen des Ratskonsulenten in dieser Angelegenheit nicht und entschloß sich offenbar nur schwer, endlich auch seinerseits der übrigens ächt reichsstädtischen Art, die Sache beizulegen, seine Zustimmung zu erteilen. Man beschloß nämlich, dem Verleger die konfiszierten Exemplare „unter Angelobung der pünktlichsten Verschwiegenheit" im Geheimen wieder zurückzustellen. In ein Extrapapier gewickelt finden sich bei den Akten seine Empfangsbestätigungen der „bewußten" Exemplare.

In Augsburg fing man, nach einem späteren Berichte Dolp's, an, sich seiner Übereilung zu schämen und enthielt sich weiterer Anregungen in dieser Sache. Man beschränkte sich darauf, den Rabiosus im Stillen aufzukaufen und seine „Widerlegung" in der Presse zu bewirken, was besonders wuchtig die mehrerwähnten Bemerkungen Zapfs unternahmen. Sie machen Nördlingen die bittersten Vorwürfe, daß es einem so sicherheitsgefährlichen Subjekte und seiner Schandscharteke den Schutz und, zur Verwunderung, auch die Zensur

vergönnt habe. Dies zeige von wenig guter Nachbarschaft und werde bald bitter bereut werden!

Es wird sich unten ergeben, inwieweit in der Folge die Vergeltungsstrafen eingetroffen sind, welche der empörte Geheimrat auf das Haupt Nördlingens herabbeschwor. „Nördlingen", ruft er aus, „wird Wekhrlin einst ebensowenig Dank für seinen Aufenthalt wissen, als irgend einem anderen Ort." „Nur Nördlingen hat man es zu verdanken, daß widrige, grundfalsche und sehr boshafte Urtheile über Augsburg in der Welt ausgestreut werden. Es mag also auch dereinst die Ruthe mit größerem und verdientem Recht fühlen, und sollte sie noch so stark auf seinen breiten und vieltragenden Rücken fallen! Die aufschwellenden Striemen können nie so groß und schmerzlich werden, als nachtheilig die unterstützte Reise des Rabiosus für Augsburg war!"

Kapitel VII.

(1777—1778.)

Wekhrlin zum zweiten Male in Nördlingen. Seine materielle Lage. Ein Zeitungsunternehmen. Die Nördlinger Presse. Das „Felleisen". Der bayerische Erbfolgekrieg. Der Freiheitskrieg in Amerika. Wekhrlins Ausweisung aus Nördlingen. Rückkehr nach Baldingen. Zerwürfnis mit dem Verleger.

Als die Winterstürme durch die weite Ebene des Rieses sausten, vertauschte unser Schriftsteller den Aufenthalt auf dem Dorfe mit dem in der Stadt und ließ sich dort häuslich nieder. Wie es damals um seine materiellen Verhältnisse stand, mag folgendes Billet an die Schwester d. d. Nörd-

lingen den 17. Januar 1778 andeuten: „Ich habe in meinem letzten Briefe vergessen, die Frage beizulegen, ob Sie es nicht für möglich halten, die Mama zu bewegen, mich mit etwas Leinwand, davon sie im Überfluß hat und woran ich sehr Mangel leide, zu unterstützen. Dieß ist eine Sache, welche die gute Mutter für sich thun kann, ohne daß es Herr Harpagon (der Stiefvater) merkt." „Wenn diese gute Mutter wüßte, wie arm ich bin, wie ich oft am Nothwendigsten leide, wie elend mich Krankheit und Melancholie machen — —."

Der, wie es scheint, finanziell günstige Erfolg des Anselmus Rabiosus bestimmte den Verleger Beck, Wekhrlin die Redaktion einer politischen Zeitung zu übertragen. In einem Brief d. d. Nördlingen den 4. Januar 1778 kündigt er dem treuen Schwager diese Unternehmung und ihre Motive in folgender Weise an: „Für Ihr edelmüthiges Anerbieten, mich in Ihr Haus und an Ihren Tisch aufzunehmen, sage ich Ihnen empfindungsvollen Dank! Dieses Anerbieten rührt mich, weil es aus der reinsten Quelle der menschlichen Tugend herfließt, aus der Quelle der Redlichkeit und Wahrheit. Allein man ist nicht immer unglücklich, wie man nicht immer glücklich ist. Meine Umstände haben sich in etwas gebessert. Die Gnade der regierenden Herrn Fürsten zu Öttingen-Spielberg und Öttingen-Wallerstein, die Großmuth meiner Freunde, worunter ich vornehmlich die beiden wallerstein. Herrn Minister von Schad und von Chamont, den k. Preuß. Herrn Minister Baron Pfeil, das Mezische Haus zu Dinkelsbühl und den ersten Bürgermeister Herrn von Tröltsch zu Nördlingen zähle, unterstützen meine Bedürfnisse. Es ist auf die Ermunterung dieser Freunde

geschehen, daß ich mich entschlossen habe, Verfasser von einer neuen Zeitung zu werden, welche dem Publicum jüngsthin angekündigt wurde. Im Ries war niemals von der Art. Man mußte sich mit großen Kosten und vieler Mühe Zeitungen von fremden Orten beischaffen. Das Publicum nahm meine Ankündigung mit außerordentlichem Beifall auf. Die Zahl der Subscribenten hat meine Erwartung weit übertroffen. Ich glaube, Sie stimmen mit mir überein, daß jede Beschäftigung, womit wir unser Leben auf eine ehrbare Art erhalten können, unbefleckt sei und daß ein weiser Mann, der für seine Nebengeschöpfe gut denkt, in jedem Stande des Lebens Gelegenheit hat, etwas Nützliches zu stiften."

Nach dem Vorgange anderer schwäbischer Reichsstädte waren auch in Nördlingen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts periodische Blätter* entstanden. „Wöchentliche Nachrichten, oder Nördlingisches Intelligenzwesen mit gelehrten Anmerkungen" lautet der Titel der ersten dieser Unternehmungen vom Jahre 1764. Bei deren Einführung wird auf den Ausspruch des hallischen Kanzlers Ludwig hingewiesen: „daß Zeitungsblätter bei denen, die sie nur lesen, um in Gesellschaft von Staatshändeln sprechen zu können, mehr Schaden als Nutzen schaffen und demgemäß die Politik gleich vorweg von dem Plane ausgeschlossen. Es sollen außer Annoncen nur gebracht werden: gelehrte Sachen, Merkwürdigkeiten in und außer der Stadt, Verzeichnisse der angekommenen Fremden, Viktualienpreise.

---

* S. das Nähere in meinem Artikel: Die Anfänge der Presse in der Reichsstadt Nördlingen. Nördl. Anzeigeblatt 1887 1 3.

Von der Rubrik: „Merkwürdigkeiten in und außer der Stadt" sollte man am meisten erwarten. Aber, wenn sie ja einmal ausgefüllt ist, enthält sie nur Neuigkeiten des Feldbaus und der Gewerbe; denn so außerordentlich empfindlich waren die Nerven der Obrigkeit, daß nicht einmal Stadtneuigkeiten besprochen werden konnten, und so den privaten Chronikschreibern der Stadt ihr Material an Unglücksfällen und öffentlichen Ereignissen ungeschmälert verblieb. Die „gelehrten Anmerkungen" bieten als Abdrücke von anderen Blättern und Beiträgen einheimischer Gelehrter hie und da Treffliches. Es sind insbesondere die Aufsätze über die Geschichte der Stadt, die aus unzerstreuten Archiven geschöpft, noch heute Wert haben. Die Masse der übrigen Artikel aber erhebt sich nicht über das Niveau einer spießbürgerlichen Geschwätzigkeit über hundert mehr oder weniger interessante Gegenstände.

Angesichts der bisherigen Leistungen der Lokalpresse konnte Wekhrlin dem Unternehmen einer Verbesserung der wöchentlichen Nachrichten nicht ganz mit Unrecht das stolze Motto voranstellen „Inter Nubila Phoebus".

„Nicht die Absicht", heißt es in dem kurzen Programm dieser interessantesten der Nördlinger Wochenschriften des vorigen Jahrhundert, vom 24. Christmonat 1777, „die Anzahl der Zeitungen zu vermehren, sondern die gegründete Hoffnung, dem Publicum eine neue und interessante Unterhaltung zu verschaffen, ist der Ursprung unserer Unternehmung. Die Zeitung, welche wir anmit ankündigen, wird einerseits die merkwürdigsten Staatsvorfälle unserer Zeit, andererseits die neuesten Entdeckungen im Reiche des Geistes und der Menschheit enthalten. Sie wird also das sein,

was der Zweck aller Zeitungen sein sollte, nämlich — zum Nutzen und zum Vergnügen.“

Die erste Nummer vom 13. Januar 1778 enthält dann folgende Vorrede in echt Wekhrlinischem Stil:

„Goldene Zeiten — wo seid Ihr? — in welchen man keine Zeitungen las: in welchen man keine Luchse für die Menagerie des Königs einfieng; in welchem kein Parlament vergebliche Reden führte, und die Generale nicht wie Lockfinken gefangen wurden? In der That war einst eine Zeit, wo die Menschen, wie man sagt, in einer glücklichen Ruhe lebten. Ihr Leben war ein süßer Schlummer, der durch nichts unterbrochen wurde, als wenn eine Kuh die Milch abschlug, oder ein Wolf in die Heerde einbrach. Diese Zeiten sind in den Strom der Ewigkeiten hingerissen; im Schatten der Vergessenheit liegen sie begraben. Auf sie folgten andere Zeiten, die sich durch Grausamkeit und Verrätherei auszeichneten. — Menschengeschlecht, wirst Du jemals das Jahrhundert der Eroberer, der Nerone, der Völkerwanderungen, jener aller Nationen aufzehrenden Kriege vergessen? — Zum Glück hatten diese Zeiten keine Zeitungsschreiber. Die Menschen würden darüber erröthet sein, ihre Laster so nahe unter ihre Augen gestellt zu sehen. — Wir sind der Geschichte Dank schuldig, daß sie die Begebenheiten dieser Zeiten in Dunkel und Unwissenheit verhüllt hat.“ „Als aber Jupiter aus der Reihe der Zeiten die unsrige hervorzog, gab er uns zugleich Zeitungsschreiber. Dieß ist, sprach der Gott, der Zeitpunkt, welchen ich gewählt habe, dem menschlichen Geschlecht seine Rechte wieder zu verschaffen. Ich habe die reinsten Tugenden neben die höchsten Laster gestellt. Ich habe der Wahrheit die Fesseln abgenommen, womit sie von der Barbarei gebunden war. Die Menschen haben fürderhin nichts zu thun, als zu fühlen. Ich werde dem Merkur Söhne erschaffen, welche sich beschäftigen sollen, ordentliche Protocolle von ihren Handlungen zu führen. Sie sollen ihnen das Neue, das Gute, das Schöne, das sich unter der Sonne zuträgt, unter welcher sie wohnen, — sowie auch das Schlimme — beschreiben. Gleich Knaben, die nach Sommervögeln haschen, sollen sie alle Neuigkeiten auffangen und mit ihrer

Federspitze aufpfählen. So sprach der Gott und es entstand unter andern — das Felleisen!"

„Das Felleisen" erschien wöchentlich zweimal auf 4 Seiten in 4° und kostete jährlich drei Gulden Reichskonvention. In ihm bekam Nördlingen zum ersten Male eine politische Zeitung im eigentlichen und engeren Sinne des Wortes. Nun wird bald in der Form von Leitartikeln, bald unter der Rubrik der einzelnen Länder das Neueste der Politik mitgeteilt. Daran schließen sich „Vermischte Neuigkeiten" und „Gelehrte Anmerkungen". Bücherbesprechungen sind ziemlich häufig und mit besonderer Sorgfalt wird für jede Nummer eine romanhafte Anekdote ausgewählt.

Den Angelegenheiten der kleinen einheimischen Republik ist auch im „Felleisen" kein Platz eingeräumt. Der obrigkeitliche Konsens zur Herausgabe des Blattes war nur mit der Maßgabe erteilt worden, „daß Alles in der genauesten Censur geschehen solle". Die überaus „fürsichtige" Politik einer kleinen Reichsstadt, welche von Rücksichten nach oben, unten und neben geleitet war, von denen es heutigen Tages schwer ist, sich einen Begriff zu machen, legt dem kaustischen Geiste des Verfassers des späteren „Grauen Ungeheurs" offenbar Fesseln an und beschränkt seine Vorliebe für das Pikante. Selbst Zapfs gehässige Bemerkungen zum Anselmus müssen einräumen, „daß das Felleisen den Ton, wie andere Zeitungen hat und sich in nichts ausnimmt."

Die Tendenz des Blattes war, wie die der Reichsstädte überhaupt, eine vollkommen reichstreue. Wekhrlins Redaktion fällt in die Zeit der langwierigen Vorverhandlungen vor Ausbruch des bayerischen Erbfolgekrieges und

die Frage, ob Krieg oder Frieden, beschäftigt fast alle seine Leitartikel.

„Wer ist jetzt auf dieses Land nicht aufmerksam und wird es immer mehr?“ frägt er am 3. Februar 1778 unter: „Bayern“. „Wer schauet nicht mit banger Erwartung nach den Gewitterwolken, welche den so lange Zeit heiteren Horizont Bavariens umzogen haben? Wird sie ein Sturmwind zusammenstoßen? Wird sie die durch das trübe Gewölke hervorscheinende Sonne wieder zerstreuen? Die Hoffnung scheint über die Furcht zu siegen, die zahlreichen Kriegsvölker würden sich wieder zurückziehen und das blinkende Schwert in die Scheide stecken; denn man behauptet, daß die kaiserlichen Truppen von Wien aus Ordre erhalten haben, Halt zu machen, und die Kriegskommissäre, die schon in Straubing angekommen waren, wieder abgegangen seien. Bei allem dem ist den Einwohnern des Bayerlandes nicht wohl zu Muthe. Sie suchen ihre Güter in möglichste Sicherheit zu bringen und warten mit bangem Herzen auf die Dinge, die noch über sie kommen sollen.“

Und später, unter dem 20. März 1778, leitartikelt er:

„Glückliche Kriege, welche auf nichts bestehen, als auf dem Papier! Worin man die Menschen nicht todtschlägt, sondern berechnet! Euch haben wir es zu danken, daß wir wissen, welches die stärkste oder schwächste Partei in Europa ist, ohne eine Schlacht nöthig zu haben. Eurem sanften und geduldigen Geiste sind wir schuldig, daß man nicht schreibt: wie viel vom Feinde todt, verwundet und gefangen sind; sondern, wie viel gesunde, lebendige und freie Menschen dieser Monarch mehr hat, als jener. Wirklich ist dieß die wahre Gestalt des gegenwärtigen Weltkriegs. Man müßte sich beide Hände aufs Auge drücken, wenn man die kriegerischen Rüstungen nicht beobachten wollte, welche auf allen Seiten Europas gemacht werden. Aber man müßte seinem Verstand wehe thun, wenn man entscheiden wollte, wohin sie abzielen: ob sie den Grund zu einem Kriege, oder zu einem unauflöslichen Frieden legen werden. Höchstens kann man sagen, die Würfel liegen auf dem Tische. Es muß sich nun zeigen, ob gespielt wird.“

Wekhrlin untersucht die zu Grunde liegende Rechts-

frage kaum und auch die politischen Erwägungen, welche gegen eine Vergrößerung Österreichs sprachen, haben wenig Gewicht in seinen Augen. Schon im März 1778 denkt er äußerst gering vom europäischen Gleichgewicht.

„Die Worte Gleichgewicht, allgemeine Ruhe in Europa sind nichts mehr, als Schallwörter in der heutigen Politik. In dem Munde eines Monarchen, der Macht hat, haben sie keinen großen Nachdruck, und bei einem kleinen Prinzen verlieren sie ihre Bedeutung."

In einem anderen Leitartikel macht Wekhrlin Realpolitik und zählt die Vorteile auf, welche dem Haus Österreich durch die Besitznahme von Niederbayern erwachsen.

„Bayern ist an und für sich ein vorzügliches Land. Es liefert Getreide, Salz und Vieh. Seine beste Lieferung aber ist — Menschen. Die Bevölkerung in Bayern ist nicht nur die größte, sondern auch die schönste unter allen in Oberdeutschland. — Doch diese Vortheile sind populär . . ." „Die wahren politischen Vortheile bei der Acquisition dieses Landes sind, daß das Haus Österreich dadurch in den Besitz des wichtigsten und größten Flusses in Deutschland, beinahe von seinem Ursprunge an bis an seinen Einfluß in das Meer gelangt, daß es hierdurch die Communication der Handlung und des Krieges zwischen der Metropole und seinen Provinzen in Schwaben und Tyrol unendlich erleichtert, daß Bayern einen Paß in die Schweiz und nach Italien eröffnet."

Die Einwendungen „der politischen Quacksalber" schlägt Wekhrlin auf folgende originelle Art ab:

„Durch die Besitznahme Bayerns rückt die österreichische Krone so nahe an Frankreich, daß dieses Reich wegen Elsaß und Lothringen billig in Furcht stehen muß. Lustig! Rückt Frankreich vermöge der nämlichen Meßruthe nicht seiner Seits ebenso nah an Österreich?" „Ferner: der schwäbische und fränkische Kreis sind in Gefahr, nach und nach unterjocht zu werden, wenn das Haus Österreich die Präpotenz erhält. Warum nicht ebenso der oberrheinische, der nieder-

rheinische, der westphälische, die beiden sächsischen, die Niederlande, Polen, Rußland u. s. w.? Denn, wenn zu Folge des Theorems dieser Herrn jeder neue Nachbar in Furcht gesetzt wird, so kann die Gefahr erst an der Spitze der Erde aufhören."

Wekhrlins Gefühle für Friedrich den Großen leiden keineswegs unter dieser Parteinahme für Österreich. Er hört nicht auf, in ihm das Ideal eines Regenten zu verehren, ihn „den Stolz Deutschlands, die Bewunderung unserer Zeiten und die Größe der Nachwelt" zu nennen. So wird er jeder der streitenden Parteien gerecht und bleibt im Grunde neutral. Findet er doch, daß die Beweggründe, welche den Krieg veranlaßten, auf Seite der beiden kriegführenden Mächte die rühmlichsten und edelsten waren.

„Wenn man die Akten der Berliner Schriftsteller liest, so hat die Kriegserklärung Seiner preußischen Majestät keinen geringeren Gegenstand, als die geheiligte Konstitution des Deutschen Reiches wider den Eingriff eines mächtigen Staates zu beschützen und die Zertrümmerung eines der vornehmsten und beträchtlichsten Churfürstenthümer, die in Rücksicht der übrigen Reichsstände von fatalem Beispiele sein möchte, zu verhindern. — Man muß gestehen, daß kein Krieg aus edleren Beweggründen unternommen worden, noch daß ein Held seine Laufbahn durch eine ruhmvollere Unternehmung zu beschließen vermochte. — Liest man dagegen die Akten der Wiener Publicisten, so ist das unwidersprechlichste Recht zum Besitze in Bayern auf der Seite des Hauses Österreich. Nie ist ein Krieg aus rechtmäßigeren Gründen geführt worden! Die Vertheidigung des Eigenthums ist der einzige Titel, unter welchem ein Krieg rechtmäßig genannt werden kann. Nie hat ein Held seine Laufbahn mit rühmlicheren Regungen angefangen."
(26. Juni 1778.)

Bei der ersten Nachricht von dem Ausbruch der Feindseligkeiten bekennt sich dann Wekhrlin fast zu der bedenklichen Theorie vom „frischen, fröhlichen Krieg".

„Würde die Menschheit“, ruft er aus, „ohne die Erfindung der Kanonen, der Bajonette, der Kartätschen glücklicher sein, als sie es ist? Muß man 500,000 Hufen vernichten, um einige tausend dafür zu gewinnen? Nein! Aber die menschliche Natur ist so angelegt, daß man, um ein Volk groß zu machen, oder wenigstens, um dasselbe in seiner gegenwärtigen Größe zu erhalten, es in eine merkwürdige Übung und Thätigkeit seiner Kräfte setzen und von Zeit zu Zeit in einer gewissen Krisis unterhalten muß.“

Eine andere Angelegenheit, welche die Zeit bewegte, war der Krieg in Amerika. Anfangs spricht sich Wekhrlin hierüber im konservativen Sinne aus:

„Nicht wahr, Herr Kannengießer Breme und Herr Zuckerbäcker Superfein, die Amerikaner sind Thoren, daß sie mit den Engländern Friede machen? Sie sollen den Krieg fortsetzen. ‚Freiheit und meine Liesel‘ — ist der Wahlspruch aller braven Deutschen und er sollte es auch in America sein. Sie haben Recht! Wenn der Präsident Hancock oder Herr Harrison die Ehre hätten, Ihren Unterredungen beizuwohnen, so würden sie vielleicht politischer sein. Aber so wie das Schicksal die Umstände geordnet hat, meine Herrn, ist Ihr Witz verloren. Der General Washington ist, wie man aus London schreibt, mit Friedensanerbietungen von Seite der Kolonien als Gesandter nach England auf dem Wege. In der That, dieß ist die schönste Handlung, wodurch er seinen Ruhm krönen kann. Es ist rühmlicher, seinem Vaterland den Ölzweig zu reichen, als das Schwert. Die Nationen haben niemals durch eine Empörung gewonnen. Die glücklichsten Empörungen sind mit Bürgerblut, Verarmung des Vaterlandes, Menschenwuth und Elend gezeichnet. Die Rechte der Throne sind heilig; eine göttliche Macht hat sie in ihren Schutz genommen. So oft sich eine Empörung unter einem Volke ereignete, hat die Menschlichkeit geseufzt, die Klugen haben geschwiegen und die Bösewichte allein es für eine Gelegenheit angesehen, aus der Verheerung und dem allgemeinen Elend des Vaterlands Nutzen zu ziehen.“

Einen anderen Standpunkt vertritt das „Felleisen“ wiederholt in späteren Stellen.

„Wenn das Publicum in Europa die Unternehmung der Amerikaner mit einer Art Selbstzufriedenheit und zujauchzenden Beifalls ansieht, wenn es den Starkmuth, womit diese Männer die Fesseln abstreifen, bewundert: so weiß man, warum es geschieht. Nicht der Begriff der Freiheit — ein System, von welchem wir gar keine Empfindung haben — interessirt uns für sie; sonst würden wir uns mit eben soviel Eifer für die Angelegenheiten der Huronen, der Kanibalen, der Iroquois interessiren, denn auch diese Nationen sind unstreitbar frei — ohne daß wir eine besondere Hochachtung oder Freundschaft für sie hegen. Der Gedanke aber, daß die Amerikaner ihr Eigenthum vertheidigen, daß sie also in gewissem Maße unser persönliches Interesse, die Sache der ganzen Menschheit, vertheidigen, rührt uns."

Aus dem Gesichtspunkt der hohen Politik betrachtet Wekhrlin den amerikanischen Krieg als einen Streit des französischen Ehrgeizes mit der englischen Übermacht, als ein Spiel um die Alleinherrschaft. Seine Klagen über die passive Stellung Deutschlands zu diesen Fragen sind von leiser Resignation angekränkelt, und seine Phantasie ergeht sich in trügerischen Schlußfolgerungen über die schweren Folgen, welche der Abfall der Kolonien auf die Geschicke Europas haben könne.

Die Redaktion Wekhrlins erstreckt sich nur bis auf Nr. 56 vom 24. Juli 1778 des aus 101 Nummer bestehenden „Felleisens". Schon zwei Monate, ehe er mit dem Verleger in Streit geriet, anfangs Mai, hatte er auch in Nördlingen das consilium abeundi erhalten. Über die Gründe dieser Ausweisung ist Näheres nicht zu ernieren gewesen. In einem Bericht an die wallersteinische Regierung wird „ein mit dem auf Werbung zu Nördlingen liegenden Lieutenant Zöller gehabter Verdruß" als Ursache der Ausweisung angegeben, und Wekhrlin selbst nennt die

Sache in späteren Prozeßschriften „stadtbekannt“. Die Angaben der Nördlinger Ratsprotokolle über diesen dunklen Punkt sind ungemein lakonisch. Unter dem 24. April 1778 ist verzeichnet: „Herr Louis Junius von Wekhrlin übergiebt ganz gehorsamst Anbringen um Ertheilung eines hochobrigkeitlichen Attestes seines allhiesigen Lebenswandels und öffentlichen Betragens.“ Der Bescheid lautet: „Es solle Wekhrlin binnen 24 Stunden die Stadt räumen, widrigenfalls er hinausgeführt werde.“ Und als Wekhrlin als „hochfürstlicher Schutzverwandter zu Baldingen“ in einem Pro Memoria vom 23. September 1778 bat, man möge „das wider seinen Zutritt zur Stadt angelegte Verbot widerrufen und ihm den ungekränkten Zu- und Abwandel in die Mauern zu sattsamer Wartung seiner gegen den Buchhändler Beck machen wollender Entschädigungsforderung ohne Beding eröffnen“, erging ein Ratsukas des Inhalts: „daß ihm Magistratus die Wahl lasse, seine rechtliche Nothdurft entweder durch einen Mandatar, oder durch sich selbst zu besorgen, in welch' letzterem Falle ihm jedoch unverhalten bleibe, daß er sich bei seiner Ankunft jedes Mal bei dem unter dem Thor die Wache habenden Unterofficier melden müsse, welcher ihn sodann an die nöthigen Behörden und von dort wiederum abführen werde.“

Der Verbannte scheint übrigens Mittel und Wege gefunden zu haben, das strenge Verbot, das Weichbild der Stadt zu betreten, gelegentlich zu umgehen. Wenigstens lagen mir zwei Briefe seiner Hand vom 2. September und vom 16. Dezember 1778 vor, die aus Nördlingen datiert sind.

Über das Zerwürfnis Wekhrlins mit seinem Verleger

haben wir in Ergänzung der früheren Biographen folgendes nachzutragen: — Schon im Beginn „des Felleisens“ war es zu Differenzen gekommen. Wekhrlin legt die Feder nieder; „widmet aber dem achtungswürdigen Publicum“ in N. XII des Blattes (am 20. Februar 1778) „gerührt durch den Antheil, den es an seiner Entfernung von der Zeitung genommen hatte, sein Talent auf's Neue“, „mit dem Vergnügen, womit man einen abwesenden Freund wieder findet“. Aber die mit der Redaktion einer politischen Zeitung stets verbundenen Schwierigkeiten verstimmen ihn oft und er denkt überhaupt, wie wir bereits gesehen haben, nicht hoch von dem Berufe eines „Zeitungsschreibers“.

Im Juli 1778 spitzte sich das Verhältnis zwischen Redakteur und Verleger zu einem Injurienprozeß bei dem wallersteinischen Oberamt Hochhaus zu, der schließlich durch Injurienkompensation ex officio beigelegt wurde (20. August 1778). Beide Parteien hatten sich zu der äußersten Heftigkeit hinreißen lassen. Die Veranlassung des Streites bildete der Umstand, daß Beck den Abdruck einer dem Wekhrlin harmlos erschienenen Anekdote verweigerte. Der leicht erregbare Redakteur nahm an, der Verleger habe ihn absichtlich mit der Zensur „brouilliren“ wollen und erklärte im ersten Zorn, wenn Zensor und Drucker sich nicht blindlings seinem Willen unterwürfen, schriebe er heute und in Ewigkeit kein Blatt mehr. Zugleich ließ er ein mit Invectiven gespicktes Schreiben an Becks Buchhalter ergehen. Der Verleger nahm dem gegenüber den Schutz der wallersteinischen Behörden in Anspruch und beschwerte sich in einer Eingabe vom 25. Juli 1778, „daß Wekhrlin seine feierliche Verpflichtung, das ‚Felleisen‘ das ganze Jahr durch fortzusetzen, abermals auf

die schändlichste und trotzigste Art gebrochen habe; der Vertrag unterwerfe ihn, wie nothwendig, dem Ausspruch des Censuramtes, Wekhrlin aber wolle es für Chicane halten, wenn ihm dasselbe bisweilen etwas streiche, was keine Censur der Welt passiren lassen würde."

Zwischen den Zeilen der vierzehn Folioseiten umfassenden „Vernehmlassung" Wekhrlins vom 3. August 1778 läßt sich deutlich dessen Reue über seine schnelle Hitze und sein geheimer Wunsch erkennen, die abgebrochene Beziehung wieder anzuknüpfen. Allein, wenn auch Wekhrlins Vorwurf eines absichtlichen Bruches offenbar ganz unbegründet war, so mochte doch der Verleger, als Bürger der Reichsstadt, sich gerne von der Unzuträglichkeit befreit sehen, eine Zeitung von einem Ausgewiesenen redigieren zu lassen.

In seiner Vernehmlassung hatte Wekhrlin sich gerühmt, daß das Unternehmen von Tag zu Tag sich günstiger zu gestalten scheine, und daß er durch seine litterarischen Bemühungen binnen eines Jahres einen Zufluß von 3—4000 fl. in das Land bewirkt habe; in einem Briefe vom 2. September hingegen tröstet er sich und seinen Schwager, er habe das Unternehmen aufgegeben, weil die Arbeit undankbar war und weil er dabei bankerottierte.*

Der Jahrgang wurde von dem Nördlinger Präzeptor Münzer zu Ende geführt. „Mit welchem Glück", schreibt Wekhrlin, „id judicet Apollo".

---

* Wekhrlin hatte von dem Verleger zur Bestreitung seiner Korrespondenz den Betrag von monatlich 100 fl. erhalten. Außerdem war ihm ein Anteil an dem Gewinn des Unternehmens zugesichert worden.

Kapitel VIII.

(Mai 1778—Mai 1787.)

Rückkehr auf wallersteinisches Gebiet. Baldingen. Wekhrlins Einrichtung und Bibliothek. Die „Chronologen". Das „graue Ungeheur". Der Erfolg dieser Zeitschriften.

Mit Bericht vom 12. Mai 1778 meldete das Oberamt Hochhaus Wekhrlins Rückkehr nach Baldingen. Die wallersteinische Regierung erblickte in dem neuen Aufenthalt Wekhrlins nur eine Fortsetzung des früheren und rescribierte, er solle solange verstattet werden, als Wekhrlin sich seiner nicht unwürdig erweisen würde. Das Oberamt Wallerstein war damit nicht ganz einverstanden; es fand, daß durch die Duldung eines Schriftstellers, der nicht nur „das Felleisen" redigiere, sondern auch „sonsten durch andere gedruckte kleine Schriften seine ungemein bissige und angriffige Feder unter das Publicum ausstreue", nur Unruhe und Verdruß in der Nachbarschaft erweckt werden könne. Da aber auch diese Behörde einen bestimmten Grund zur Erteilung des Consilium abeundi nicht angeben konnte und einräumen mußte, daß Wekhrlin in Baldingen sich bisher „klaglos aufgeführt", ließ es die wallersteinische Regierung bei ihrer ersten Entscheidung bewenden und benachrichtigte die gleichfalls beteiligte öttingische, daß Wekhrlin nicht behelligt werden solle, „in so lange und soviel er sich in den Schranken der anständigen Mäßigung verhalte und sich beinebst durch eine gegen die Sitten anstößige Conduite seines Aufenthaltes nicht selbst unwürdig machen werde."

Das Dorf, in welchem Wekhrlin die ruhigsten und erfolgreichsten Jahre seines Lebens zubringen sollte, hatte damals 72 Häuser mit 468 Seelen. „Der Wert der Häuser

und der Güter stand so hoch, daß man ein einstöckiges Haus für 900 Gulden und ein Joch Acker für 360 Gulden verkaufte. Nichtsdestoweniger zählt der Stolz der Hochländer unsere Gegend unter die unpolizirtesten und wildesten, so oft er von der Politur des Vaterlandes spricht.“ (Chronol. VIII S. 276.)

Das Haus, welches der Schriftsteller in Baldingen bewohnte, die ehemalige Thummische Bierwirtschaft zum Schwarzen Ochsen, ist ein ziemlich stattliches Bauernhaus und liegt am Ende des Dorfes. Von den hellen Zimmerchen des ersten Stockes aus genießt man freie Aussicht auf die Ebene, der besonders das landschaftliche Auge des achtzehnten Jahrhunderts Reiz abgewinnen mußte, auf die damalige Residenz Wallerstein, auf die fernen Höhenzüge, welche das Ries begrenzen.

„In Briefen an Grafen und Edelleute in Wien“ gab Wekhrlin vor, er brächte seine meiste Zeit auf seinem Rittergute zu Baldingen zu. Es trafen daher Briefe bei dem Nördlinger Postamt ein, adressiert an den Ritter von Wekhrlin. Öfters traf sich's nun, daß der eine oder andere seiner Korrespondenten diese Gegend passierte und sich zu dem vermeinten Ritter führen ließ; wie erstaunte er aber, wenn er nun in eine elende Wohnung geführt wurde, wo kaum vier Menschen Raum hatten. „Gewöhnlich traf man ihn im Bette an. Hier las er Zeitschriften, notirte sich Manches, schrieb aber zum Druck oft in acht Tagen nichts; er harrte bis die glückliche Stunde der leichten Geistesthätigkeit eintrat und abgefaßt war ein Stück seiner Monatsschrift in einer Zeit, in der es andere kaum zu lesen vermochten.“*

* Schlichtegroll, Supplementband des Necrologs S. 257 f.

So einfach, ja ärmlich auch seine Einrichtung war, so fand doch auch hier die den heiteren Seiten des Lebens zugewandte Richtung seines Geistes wenigstens einige Bethätigung. Außer Familienbildern und Porträten von Mitgliedern des fürstlich wallersteinischen Hauses fanden sich in seinem Nachlaß die liebenswürdigen Stiche Schweigläuders: „Der abgegebene Liebesbrief", „Der Grazienbund nach Salvator Rosa", „Venus, Amor und die Grazien" u. a. m. Auch eine Büste Wielands schmückte seine Behausung und eine mediceische Venus — aus Steingut.

Seine ziemlich bedeutende Bibliothek half ihm den Mangel einer geistig immer ebenbürtigen Gesellschaft verschmerzen. Das Verzeichnis der Bücher, die er nach seiner Übersiedelung nach Ansbach im Hochhaus zurückließ, ist uns in den Verlassenschaftsakten erhalten. Da finden sich neben Geschichtswerken und Journalen, Bücher juristischen und staatswirtschaftlichen Inhalts; außer Homer, Shakespeare, Racine, Rabelais, Voltaire, einzelnes von Göthe, Lessing urd Wieland. Besonders zahlreich ist die französische Memoirenlitteratur vertreten; Schlichtegroll bemerkt, daß „Montesquieu immer aufgeschlagen auf Wekhrlins Pulte lag."

Aus dieser harmlosen Umgebung nun sind die zwölf stattlichen Bände der „Chronologen" (Frankfurt und Leipzig, Felßecker'sche Buchhandlung, 1779—1781 [1784]) und 31 Hefte des „Grauen Ungeheurs" (1784—1787) hervorgegangen. In dem Vorbericht zu der ersteren Zeitschrift führt sich Wekhrlin in folgender Weise ein:

„Seit drei Jahren lebe ich im äußersten Winkel eines Dorfes, auf einer sehr gesellschaftslosen Erde. Ich bin nicht so eitel, zu behaupten, daß ich das Land bezogen habe, um

die Schönheiten der Natur zu genießen, womit uns die Dichter schmeicheln: die Überzeugung belehrt mich, daß die Reize des Landes mit den Annehmlichkeiten der Stadt ziemlich im Ebenmaß stehen. Noch weniger aus dem Stolz, zu philosophiren. Ich bekenne offenherzig, daß mich eine physische Schwachheit zu dieser Lebensart genöthigt hat." „Die Hoffnung, in der Landluft ein Mittel gegen eine Krankheit zu finden, wider welche weder Vipernsuppen, noch Seifenpillen, noch Assa Fötida helfen und die mich mit verborgenen Schlingen verfolgt, ist die Ursache, daß ich mich in den Schutz der Natur begeben habe." „Diesem Umstand, dem engen Kreis, worin ich eingeschlossen bin, dem Umgang mit mir selbst, ist man die Chronologen schuldig. Nicht aus dem rühmlichen Eifer, der Welt zu nützen, schreibe ich; noch aus jenem Wissenschaftsgeiz, ohne welchen man eigentlich nie schreiben sollte; das Schreiben ist bei mir ein Bedürfniß, ein wahrer Drang des Müssiggangеs. Mein Loos machte mich nicht glücklich genug, ein Handwerk zu verstehen: meine Organe aber sind zu lebhaft, um nicht eine Beschäftigung zu verlangen. Ich fliehe zur Feder so, wie ich die Käfer vor meinem Fenster aus Ennui vom Schlafe zum Spiele fliehen sehe."

Werfen wir freilich dann einen Blick hinter die Coulissen, in Wekhrlins Privatverhältnisse und seine Korrespondenz, so erfahren wir, daß ihn zum Schreiben außer dem inneren Drange auch die äußere Not trieb; wir erfahren aber auch, daß ihm viel ernstere und höhere Ziele vorschwebten, als er in diesem Vorbericht einräumen will. „Meine Freunde", versichert er in einem Briefe vom 2. September 1778, „haben nicht zu befürchten, daß das neue

Journal in einiger Relation mit dem Anselmus Rabiosus stehen werde — die Umstände änderen die Beweggründe und die Zeiten die Sitten. Ich hoffe mir die Hochachtung des Publicums zu erwerben, in eben dem Grade, in dem ich gegenwärtig seine Leidenschaft besitze."

Sehr richtig erkannte Wekhrlin von Anfang an, daß eine Zeitschrift, welche auf einen größeren Leserkreis wirken wollte, nicht aus der Studierstube allein hervorgehen dürfe und daß er, um sie auf der Höhe zu halten, mit der zeitgenössischen Welt Beziehungen pflegen müsse. Nun fehlte es ihm allerdings nicht an freundschaftlichem Umgang; hatte er doch selbst verwandtschaftliche Beziehungen im Ries. Als vertraute Freunde nennt er in seinen Briefen den Musikdirektor Ropitsch in Nördlingen, der in der späteren Pasquillsache eine Rolle spielte, den fürstlich wallersteinischen Hofkammerrat Schwaigländer, den Syndikus Buttersack zu Bopfingen, „einen biederen Schwaben". Von später bekannt gewordenen Männern verdient außerdem der Ritter Karl Heinrich von Lang Erwähnung. „Da ich", erzählt dieser in seinen Memoiren, „auch in anderen Angelegenheiten ein Rechtsfeind der kleinstädtischen Tyrannen war, so entspann sich zwischen mir und Wekhrlin ein lebhafter mündlicher und schriftlicher Verkehr. ‚Sobald der Weg wieder offen ist', hieß es in einer von Wekhrlins Missiven, ‚komme ich geraden Weges nach Öttingen. Ich will wieder athmen und wo könnte ich es besser, als in der Krone zu Öttingen, bei dieser sanften schönen Wirthin und an der Seite des witzigsten Kopfes — das heißt an der Ihrigen.'"

Das Leben auf dem Dorfe brachte ihn natürlich auch mit dem gemeinen Manne in Berührung. Schlichtegroll

erzählt, Wekhrlin habe es sich zum Geschäfte gemacht, die Frühpredigt, die der Nördlingische Kaplan alle Sonn- und Feiertage in Baldingen zu halten hatte, abends im Baldinger Wirtshause zu recensieren und zu persiflieren, so daß beinahe die Baldinger Bauern lauter Freigeister wurden, und man zu Nördlingen sagte, sonst käme die Freigeisterei aus den Städten auf das Land; bei ihnen aber käme sie vom Lande in die Stadt.

Nicht also an mannigfaltigem Umgang und Zerstreuung gebrach es Wekhrlin in Baldingen; wohl aber an einem anregenden litterarischen Kreis, an „kritischen Freunden", die fördernd und bessernd auf seine Produktion hätten einwirken können. Dies hat er an verschiedenen Stellen, insbesondere in dem bereits angeführten Vorbericht zu den Chronologen angedeutet: „Einestheils von den öfteren Anfällen meiner Krankheit beunruhigt, anderntheils in einen Erdpunkt verschlossen, der mich nicht des mindesten Umgangs mit kritischen Freunden theilhaftig macht, der mich des zur Verfassung guter Schriften so nothwendigen Hilfsmittels beraubt, meine Aufsätze einsichtsvollen Männern mitzutheilen und mir ihr Urtheil auszubitten, ist es beinahe unmöglich, daß sich mein Genie nicht verirren, daß ich nicht zuweilen in Abwege, in Ausschweifungen, in Betisen fallen sollte. Man verirrt sich niemals leichter, als wenn man allein ist."

Anfangs sucht er seiner Zeitschrift durch Übersetzungen aus dem Französischen, insbesondere aus Linguet, Abwechselung und Neuheit zu geben. Daß er darin des Guten vielleicht zu viel that, hat schon die gleichzeitige Kritik tadelnd hervorgehoben. Frühe war er auch eifrig darauf bedacht, Mitarbeiter zu gewinnen. Wiederholt lädt er indirekt dazu

ein und verspricht die „zärtlichste Discretion". Jeder Beitrag wird unter Lobeserhebungen und Dankesäußerungen abgedruckt. Mit dem wachsenden Erfolg und der Verbreitung der Zeitschrift mehrt sich auch die Zahl der Mitarbeiter. Ebeling hat eine stattliche Liste von solchen bekannt gegeben (S. 33), leider ohne anzufügen, welche Aufsätze von ihnen herrühren. Ihre Zahl läßt sich, wie wir unten sehen werden, noch mannigfach vermehren. Nicht immer freilich kam diese Mitarbeiterschaft dem Unternehmen zu statten. Die Rücksicht auf seine Mitarbeiter veranlaßte Wekhrlin nicht selten, Beiträge von zweifelhaftem Werte aufzunehmen, die nicht in den Rahmen seiner Zeitschrift paßten, oder ihm neue Widersacher erweckten.

Mit dem Titel der Zeitschrift „Chronologen" wollte der Herausgeber sagen: „Denkwürdige Geschichtsfälle mit einem Raisonnement begleitet, historische Diskurse, Recensionen aus der neuesten Geschichte u. s. w.". — Und als dieser Titel „im Geiste der Kunstrichter und Wortklauber unaufhörliche Unruhen erweckte", erklärte Wekhrlin noch zu Anfang des 7. Bandes, daß er unter Chronologen „Jettons (Spielpfennige) an der Schnur der heutigen Geschichte" verstanden habe und unterzeichnete sich selbst zuweilen als „Jettonnier".

Der Inhalt der Chronologen ist ein überraschend reicher und vielseitiger. Alle ernsteren Fragen, welche die Zeit bewegten, auf den Gebieten des Staatsrechts, der Politik, der Volkswirtschaft, der Polizeiwissenschaft, der Justiz u. s. w. kommen gelegentlich zur Behandlung. Mit Vorliebe werden die Einzelnfälle von Intoleranz, Aberglaube, Verrohung der Kriminaljustiz, Vergewaltigung der Schwa-

chen, die sich ereignen, an den Pranger gestellt, während dazwischen kleine Reisebeschreibungen, Berichte aus dem immer interessanten Paris, Schilderungen von Festen, Sitten und Kriegen dem Unterhaltungsbedürfnis Rechnung tragen. Die Chronologen wollen ein Denkbuch sein, „welches der Aufklärung des Publicums, der Berichtigung seiner Einsichten und vornemlich der Vertilgung der Vorurtheile geheiligt ist." — Die Schlagworte vom Militarismus, von Preßfreiheit und Zollfreiheit treten schon damals hervor und gar mancher von Wekhrlins geistreich hingeworfenen Sätzen hat seine Bedeutung in der Gegenwart nicht verloren. Wenig interessiert sich Wekhrlin in seinem entlegenen Winkel Schwabens für die schöne Kunst und die schöne deutsche Litteratur überläßt er fast ganz anderen Organen.

Der Erfolg der Chronologen in der zeitgenössischen Welt scheint frühe zu Tage getreten zu sein. „Durch die Chronologen", bemerkt schon Schubart d. j., „wurde Deutschland eigentlich zuerst auf ihn aufmerksam gemacht. Man fand Witz, Laune, feine Satire, Freimuth und die vertrauteste Bekanntschaft mit der französischen Litteratur in diesen Blättern." „Sie verschafften", fügt Schlichtegroll bei, „dieser periodischen Schrift in allen Gegenden lebhafte Freunde, heftige Gegner und auch kritische Beurtheiler."

Aber auch der Anfechtungen waren viele. „Wie kann ein Mann", äußerte damals ein Blatt, „der weder Herr, noch Diener, noch Ehemann, noch Vater, noch Bürger, noch Unterthan zu sein weiß, in Ansehen seiner Grundsätze einige Achtung verdienen?" „Und das soll Kritik sein!" — entgegnet Wekhrlin (Chron. 3) — „und so erkühnt man sich zu reden! — Wie? Weil mich Hymen seiner sanften

Bande nicht gewürdigt hat und weil ich die Schatten Tarents dem Glanze Roms vorziehe, sollte ich weniger fähig sein, meinen Antheil am Bau des Menschenwohls beizutragen!“

Im zehnten Bande wendet sich der Herausgeber der Zeitschrift abermals an das Publikum und macht Geständnisse, die man ganz ernst wohl nicht nehmen darf. Drei Jahre genieße er nun schon die Duldung des Publikums; die großmütige Nachsicht desselben habe ihn verführt, diese Blätter bis zum zehnten Bande fortzuführen. Er verstehe seine Muttersprache nicht genügend, er sei nicht gelehrt, er besitze nicht Geist genug, um das Wahre vom Falschen zu unterscheiden. „Welcher unglückliche Dämon muß mich also hindern, aufzuhören? — Ach — meine Herren — wüßten Sie, was für Geißeln die Einsamkeit hat! Ich lebe, wie ich Ihnen mehrmals zu bemerken die Ehre hatte, vom Umgang mit Menschen getrennt, auf dem Dorfe. Der Drang, mich mitzutheilen, dieses unzertrennliche Ingredienz der menschlichen Natur, belebt mich so, wie meine Nebengeschöpfe. Das Schreiben ist bei mir nicht Arbeit: es ist Nothdurft: es ist Seyn.“

Als aber die Chronologen bis zum 12. Bande angewachsen waren, überwogen die Skrupel. Wekhrlin besaß fast stets den in seiner Zeit seltenen Vorzug, kurz sein zu können und empfand nun das Bedürfnis, wenigstens in diesem Stücke von der Bühne mit Anstand abzutreten. „Mein Zweck war, von Zeit zu Zeit zu unterhalten, zuweilen zu belustigen und niemals zu belehren.“ „Ich müßte meine Welt sehr wenig kennen, wenn ich glauben sollte, Etwas anderes wäre nach ihrem Geschmack: sie suche von

einem Schriftsteller mehr." „Ein Werk, worin Einiges gesagt, und nichts entschieden wird, welches auf eine gefällige Art schwärmt, worin weder die Dummheit, noch der Wissenschaftsstolz angegriffen werden, kurz, welches ganz ohne Prätension ist, dieß, sprach ich zu mir selbst, ist's, was Dein Jahrhundert interessirt." — „Die seltene Gefälligkeit, die er beim Publicum fand, ermuthigt ihn nun ‚zu einer solideren Unternehmung'. Sie soll periodisch, wie die vorige, aber origineller sein." „Ich werde mich nicht mehr so ängstlich an Politik und Geschichte klammern, sondern zuweilen in's Gebiet der leichteren Musen streifen. Außer den bemeldeten zwei Materien werden also auch die Philosophie und die schönen Wissenschaften eintreten; aller Nachdruck ist von nun an mit unerbittlicher Härte von meinem Heerd verbannt."

Die neue Zeitschrift nannte Wekhrlin: „Das graue Ungeheur" (Januar 1784—1787). „Schon der Titel, sagt Hans Jakob Rousseau, müsse vor der Lektüre seiner Heloïse jedes Mädchen warnen, das auf Keuschheit und Ehre Anspruch mache. So soll der meinige die Schönköpfe und die Denker belehren, daß diese Blätter ihrer Erwartung unwerth sind." — „Meine Absicht ist, weder zu loben, noch zu tadeln, weder zu weinen, noch zu lachen, weder zu ermuntern, noch einzuschläfern. Die einzige Seite, wodurch ich mit der Schriftstellerzunft zusammenhängen will, ist, daß mein Werk ohne Ziel, ohne Plan, ohne Nutzen sein soll." „Also ein wahres Ungeheur!" „Grau" aber wurde dieses Ungeheur genannt, weil seine Staubdeckel grau waren. Sehr niedlich schildert ein Anonymus im zweiten Bande, wie er sich das „graue Ungeheur" vorstellt: „Ich denke von

vorne bist du schön und lieblich gebildet, ungefähr, wie eine Sphinx mit einem Kopfzeug à la Montgolfier, einem allerliebsten Gesichtchen und anderen weiblichen reizenden Annehmlichkeiten. Die Tatzen sind wohl etwas verborgen, aber, wenn ich recht sehe, so hat der Hinterleib einen Schweif, mit dem Du ganz unbarmherzig unter denen, die Dir zu nahe kommen, umherschlägst."

„Mit meinen Mitbürgern klatschen", führt Wekhrlin weiter in der Vorrede aus, „vielleicht eine oder die andere rare Thatsache, eine neue Reflexion, eine besondere Wahrheit an's Licht bringen — das ist meine Absicht. Wenn ich hiebei meiner Gewohnheit nach, zuweilen eine neue Idee wage, so ist's nicht Hang zum Paradox, wie man mir bisher unverdient vorwarf: es ist, weil ich mich in den Meisterspruch verliebt habe: es gehört nicht viel Verstand dazu, von der herrschenden Meinung zu sein: aber es verräth ein großes Maß (von Verstand), von einer Meinung zu sein, wozu sich die Welt nach dreißig Jahren bekennen wird."

Solche Meinungen enthält das graue Ungeheur überraschend viele. Schon Ebeling hat hervorgehoben, in wie vielen Dingen Wekhrlin seiner Zeit voraus war, und es ist insbesondere erstaunlich, wie er trotz seiner ländlichen Umgebung immer den Blick für praktische Fortschritte offen hält. Auch die Tendenz tritt in dem grauen Ungeheur bestimmter und mutiger hervor und warb Wekhrlin Freunde in allen Teilen Deutschlands.

Er hatte nicht ermangelt, in der Ankündigung seiner neuen Schrift, zur Mitarbeiterschaft einzuladen: „Diskretion, Gerechtigkeit und Dank ist's, was ich jeder Seele, die mich mit ihrem Schriftwechsel beehren will, anerbiete." Wie viele

diesem Rufe folgten, ist aus den Inhaltsangaben der Beiträge im „Grauen Ungeheur" zu entnehmen. Schon am Schlusse der Chronologen hatte der Herausgeber ausgesprochen, es sei niemals einem ehrlichen Manne schwerer gefallen, die Pflicht der Verschwiegenheit zu beobachten. So oft er einen Beitrag eingezeichnet habe, hätte er innerlich geseufzt, daß es ihm nicht erlaubt war, den Namen des Urhebers beizufügen. Und im zehnten Bande des Ungeheur (Nachschrift) kommt er auf den Gedanken mit den Worten zurück: „Fürwahr wüßte man, von wem mancher Beitrag herrührt, wer hinter dem Anonym steckt, so würde man stutzen. Man würde den Artikel drei Mal lesen und zugeben, daß ihn seine bloße Herkunft schon merkwürdig macht."

Fast schien es, als solle keine Vergewaltigung des Rechts, kein Akt der Intoleranz und des Obscurantismus mehr vorfallen, ohne an die große Glocke in Baldingen gehängt zu werden. Das stille Dorf wurde zu einem Leuchtturm, nach dem sich die Augen immer weiterer Kreise hinwandten. „Die Wirkungen, die Wekhrlin hervorbrachte", schreibt Schubart d. j. 1793, „ruhen uns noch in frischem Andenken; kein gemeiner Kopf wird sie je erreichen." Und Ebeling führt weiter aus: „Feinde, wie Freunde stürzten sich gierig über Wekhrlins Hefte her, es gab kein Kabinet, keine Amts- und Arbeitsstube, keinen Ort, wo sie nicht gelesen worden wären. In einzelnen Dörfern wurden sie auf Gemeindekosten gehalten. Soweit die deutsche Zunge reichte, kannte man sie. Der Verleger konnte nicht Exemplare genug schaffen. Unaufhörlich gingen dem Verfasser von den verschiedensten Seiten her Briefe des Dankes und der Ermuti-

gung zu, welche zugleich Beweise seines ungeheuren Einflusses, vornehmlich in Süddeutschland, enthielten."*

Die Jahre von 1778—1787 umfassen das frischeste Schaffen, die regste Thätigkeit unseres Publizisten, den Zenith seines Ansehens und seines Einflusses auf das damalige Deutschland; es fällt in sie aber auch der fatale Wendepunkt seines Geschicks, in dem die unnnterdrückbaren ersten Anregungen seiner Natur, die oppositionellen Gewalten seines Geistes, deren er selbst nicht immer mächtig war, ihn Vorsicht und Maß vergessen ließen.

Ein elendes Pasquill sollte die Veranlassung werden, welche ihn den geordneten ruhigen Verhältnissen seines länd-

---

* Wie groß die Popularität der Zeitschriften Wekhrlins war, dürfte auch aus dem Umstand hervorgehen, daß noch nach seinem Tode die von ihm gewählten Titel mit Erfolg für neue publizistische Unternehmungen verwendet wurden; es erschien:

1. Das neue graue Ungeheuer, herausgegeben von einem Freunde der Menschheit ([Erfurt] Altona 1794[?]—1797). Die ersten 6 Hefte sind von G. F. Rebmann, der die „vollständige Geschichte der Verfolgungen und Leiden", die sie ihm zuzogen, in einem eigenen Werke erzählt hat (Amsterdam 1796). Die Zeitschrift wurde in mehreren Tausenden von Exemplaren abgesetzt und erlebte in ihren ersten Heften drei Auflagen.

Später (1798) wurde derselbe Titel von einem anderen Verleger (Peter Hammer, Köln) einer „Zeitschrift für Fürstentugend und Volksglück" „Chamäleon oder das Thier mit allen Farben" vorausgedruckt, die gleichfalls mehrere Hefte erlebte.

2. Neue hyperboreische Briefe, herausgegeben von Dr. Heinrich Würzer, Altona 1796.

3. Paragrafen aus Wekhrlins Nachlaß, herausgegeben von seinen Erben. Altona 1796. (S. Inhaltsverz. bei Jördens, Lexicon. Bd. V S. 241.)

lichen Aufenthaltes entriß, ihn der Freiheit, dieses Lebenselementes eines Geistes, wie des seinen, beraubte, und seine Beziehungen mit der Außenwelt, ohne welche die Wirkung eines Schriftstellers stets eine gehemmte und einseitige sein wird, erschwerte.

Doch bevor wir uns zum Drama wenden, wollen wir noch etwas bei der Idylle verweilen und aus der Menge ähnlicher Fälle uns zwei näher ansehen, welche den Beweis liefern mögen, daß Aufklärer im Stile Wekhrlins damals keineswegs etwas Überflüssiges waren.

Kapitel IX.

(1779. 1786. 1781.)

Wekhrlin über die Todesstrafe und die Kriminaljustiz seiner Zeit. Der Raubmord Zahlheims. Der Staatsverrat Heinrich Wasers. Die Rechtfertigungsschrift Beckers. „Über Wasers zwote Verurtheilung". Ein abgelehntes Honorar.

Wekhrlin hat sich in seinen Schriften häufig mit der rohen Kriminaljustiz seiner Zeit und insbesondere mit der Todesstrafe beschäftigt.

Zwei Jahre bevor er nach Wien kam, im Jahre 1764, also noch vor Beccaria und anderen, hatte Joseph von Sonnenfels dort den Lehrsatz verteidigt, daß schwere und anhaltende öffentliche Arbeiten dem Endzwecke der Strafen mehr entsprechen, als die Todesstrafe. Im Jahre 1765 schaltete Sonnenfels diesen Satz seinen „Grundsätzen der Polizeiwissenschaft" ein; er ist später von Joseph II. adoptiert wor-

den und hat zu einer vorübergehenden Abschaffung der Todes-strafe in Österreich geführt (1787).

Die Theorie des jungen Lehrers Sonnenfels erfuhr natürlich eine offizielle Beanstandung und mochte ein länger nachwirkendes Aufsehen erregt haben. — Fünfzehn Jahre später beschäftigt auch Wekhrlin sich zum erstenmal mit den einschlägigen Fragen. „Die Justiz unseres Jahrhunderts", schreibt er in den Denkwürdigkeiten von Wien (Th. III S. 176), „ist barbarisch. In Wien hat man noch die peinliche Frage mit allen ihren schrecklichen Folgen. Warum verfassen Rechtsgelehrte unsere Criminalordnungen und nicht Philosophen?" — Die Gründe, die Wekhrlin gegen die Todesstrafe vorbringt, scheinen ganz dem physiokratischen System entnommen und haben in einer Zeit fast allgemeiner Übervölkerung wenig Gewicht. Die Erhaltung eines Bürgers erscheint ihm unter allen Umständen als ein Gewinn. Durch die Todesstrafe werde der der Gesellschaft durch einen Mord zugefügte Verlust noch vermehrt, ja es könne sich ereignen, daß, „in politischem Betrachte", der Mörder mehr wert sei, als der Getötete war. Der Endzweck der Strafe beziehe sich weder auf die That, noch auf das Beispiel, sondern auf den Gemeinnutzen der Gesellschaft. Man müsse daher erstreben, nicht nur, daß der Verbrecher der Gesellschaft so wenig als möglich mehr schädlich sein könne, sondern, daß er ihr so viel als möglich nützlich werde. „Die Galeere ist's ganz allein, die alle Begriffe erfüllt, die man mit der Strafe verbunden hat: das Beispiel, den Abhaltungsgrund, die Besserung, die Empfindung des Fehlers, die Sicherheit der Gesellschaft."

In den Chronologen kommt Wekhrlin mehrfach auf-

die Sache zurück. Er schildert, wie in seinen Tagen der „Delinquent mehr entseelt als lebendig zur Richtstatt geschleppt wird, wo ihn ein ungeschickter Henker so gut wie möglich massakrirt" (Chron. I 237), und bringt einen Artikel zum Abdruck, in welchem er sich gegen die Schaustellung von Exekutionen äußert. „Was soll man sich Großes von einem Volke versprechen, dessen Gedankensystem sich um einen beständigen Cirkel von Delinquenten, Hinrichtungen und Exekutionen dreht und bei dem diese Materie eine Lieblingsconversation bildet?"

Utopische Ideen sind noch möglich und liegen im Geist der Zeit. Wekhrlin hat vernommen, daß es ein Land in der Welt gebe ohne bürgerliches und peinliches Gesetzbuch (Paraguay), „wo ein ewiger Friede, eine immer gleiche Ruhe herrscht", und aus dieser Phantasmagorie zieht er eine Reihe schwärmerischer Schlußfolgerungen: „Reißt eure Galgen nieder, sage ich euch! verwandelt euere Gefängnisse in Besserungsschulen." „Der Mensch existirt, um glücklich zu sein, spricht die Natur; sein Glück zu vermehren, dieß ist die Absicht, mit der er in die Gesellschaft tritt, mit der er darin lebt. Alle Strafen, insofern sie ihn am Genuß seines Selbstwohls hindern, widersprechen also der Stimme des natürlichen Vertrags." „Die Natur will, daß er nicht beleidigt, sondern, daß er gebessert werde; es giebt, sagt sie, keinen Verbrecher, es giebt nur bürgerlich Kranke."

Die ganze Gerechtigkeitspflege ist in diesem Aufsatze nach Wekhrlin nichts anderes, als eine Tyrannei, als ein Beweis der Unfähigkeit des Staates, „die wahre und schickliche Heilungsart eines kranken Bürgers ausfindig zu machen." „Nichts ist gewisser, als daß die Gesellschaft die öffentlichen

Strafen völlig entbehren kann, um zu bestehen. Das Kriminalsystem widerspricht der Menschlichkeit, der Natur, der gesunden Vernunft selbst, welche uns überzeugt, daß die sittliche Welt, wie die physische, unter dem Gesetz der absoluten Nothwendigkeit steht, ein Gesetz, welches will, daß Tugenden und Laster im ewigen Gleichgewicht schweben." „Bedient euch der natürlichen Empfindungen des Menschen, um die Herrschaft der Vernunft und die Liebe zur Ruhe festzusetzen. Hierdurch werdet ihr die Leidenschaften bewegen, von selbst unters Joch zu gehen und der Tugend den Vorrang zu lassen."

Ideen dieser Art sind mit der Zeitstimmung, die sie gebar, unwiederbringlich untergegangen; im fünften Bande des grauen Ungeheurs (S. 285) aber gibt Wekhrlin einem Einwande gegen die Todesstrafe Raum, der wohl niemals aus der Welt zu schaffen sein wird, und, wenn es eine Milderung der Sitten gibt, sicher bestimmt ist, eines Tages die Oberhand zu behaupten: „Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, in eben dem Grade, in dem unser Jahrhundert alle vorigen an Aufklärung übertrifft, übertreffe Deutschland alle übrigen Nationen daran. Wir sind, zum Beispiel, die Ersten, welche auf den Einfall kamen, die Todesstrafen abzuschaffen, und somit einen der erleuchtetsten Grundsätze in die Natur- und Sittenlehre einzuführen. Denn nichts ist eitler, als daß man über das Recht der Todesstrafe streitet, während ein sehr einfacher Begriff die Sache entscheidet: sie empört die Natur!" — Ein Motiv gleicher Gattung findet sich auch im letzten (12.) Bande der Chronologen (S. 303): „Der Mensch ist da; sein Dasein ist ein Gesetz der Natur. Die sittliche

Ordnung kann ihm also dasselbe nicht nehmen, ohne die Ordnung der Natur zu zerstören. Folglich ist jede Hinrichtung eine Gewaltthat an der Natur." — In demselben Artikel, den Wekhrlin mit einigem Grund „vielleicht das beste Stück im ganzen Werk" (d. h. den Chronologen) nennt, und der das früher Gesagte rekapituliert und neue Gesichtspunkte aufstellt, wird auch der Abschreckungstheorie in sehr drastischer Weise zu Leibe gegangen: „Es ist wahr, der Gesetzgeber, der Jurist auf seinem Sopha, der Richter an einer wohllüstigen Tafel weiß sich nichts Erschrecklicheres vorzustellen, als den Tod. In der Stille ihrer Kabinete, bei der Ruhe ihrer Sinne ist die Aufhörung des Lebens das Fürchterlichste und Äußerste, was man sich einbilden kann. Dieß ist der mächtigste Zaun, den sie, ihrer Meinung nach, der Unordnung anlegen können. — Wie sehr betrügen sie sich! — Sie schließen von ihrer eigenen Empfindlichkeit auf die Empfindungen Anderer; so nehmen sie für Wahrheit an, was nichts als ihr Vorurtheil ist. Möchten sie die Ravaillac und die La Rue* befragen, wie es einem tüchtigen Verbrecher zu Muth sein müsse. Möchten sie sich von ihnen erklären lassen, wie ein Mensch, der mit der Gefahr vertraut geworden ist, der bei einem im Wirbel der Welt hingelebten Leben sich an keine Idee zu heften und den Wechsel der Zufälle zu verachten gewöhnt hat, der den Tod als ein Geschenk, welches ihn von den unerträglichen Leiden der Gefangenschaft, der Verhöre, der Galeeren befreit, und die öffentliche Hinrichtung als einen Trumpf betrachtet,

* Gemeint ist Derues, der mit vieler Gelassenheit und Sanftmut sein Leben unter dem Rad beschloß am 6. Mai 1777.

welcher ihm den Vorzug verschafft, mitten unter der Parade der Justiz, dem Beistand der Geistlichkeit und der Theilnehmung des Publicums, gleichsam als ein ehrwürdiges Opfer der Gesetze zu erblassen und ein allgemeines Trauern, wenigstens unter seiner Klasse des Pöbels zu erwecken; — wie ein solcher Mensch den Tod anzusehen pflege." „Ach Bürger! es ist so gewiß, daß der Henkerstod den gesuchten Zweck weder bei dem Verbrecher, noch bei den Zuschauern erreicht, daß, trotz der Millionen, die man hingerichtet hat, die Zahl der öffentlichen Executionen sich alle Jahre gleich bleibt."

Auch einzelne besonders hervortretende Kriminalfälle hat Wekhrlin stets mit Vorliebe behandelt, denn er ist der Ansicht gewesen, daß „sich aus einer Sammlung von Todesurteilen ein schöner Kalkül unserer Sitten ziehen lasse" und daß sie „das vollkommenste Protocoll der Erziehungsgeschichte des menschlichen Geschlechtes bilden würde". (Gr. Ung. VII S. 233—34.)

Mit zu dem Besten, was er in dieser Richtung schrieb, zählen wir seinen Kommentar zu dem übrigens absurden Pamphlet: „Beweis, daß Zahlheim als ein Opfer der Unwissenheit seiner Richter und durch die Gewalt des Stärkern hingerichtet worden. Von einem Menschen. Gedr. in Otahaity."

Der Fall des Raubmörders Zahlheim ist schon darum von besonderem Interesse, weil er eines von den Motiven bildete, welche Joseph II. zur Aufhebung der Todesstrafe bewogen. Faktisch schien dieselbe bereits seit längerer Zeit aufgehoben, und die verschärften Qualen des Theresianischen Gesetzbuches waren außer Gebrauch gekommen, als der

Kanzlist des Wiener Stadtmagistrats von Zahlheim wegen eines an seiner Geliebten begangenen Raubmordes dazu verurteilt wurde: „daß er des Adels entsetzt, auf den offenen Markt geführt, nach allda verlesenem Urtheil auf den hohen Wagen gebracht, ihm in die rechte und sodann in die linke Brust ‚ein Zwick‘ mit glühenden Zangen gegeben, und er endlich auf der gewöhnlichen Richtstätte von unten hinauf mit dem Rad vom Leben zum Tode hingerichtet werden solle.“

Als Kaiser Joseph die Sache berichtet wurde, schlug er mit der Hand an die Stirne und sprach: „Himmel, wo werden wir noch hinkommen!“* Aber er bestätigte das Todesurteil, und am 27. Mai 1780 wurde es vollstreckt.

Sein hierüber empörtes Gefühl ließ den Verfasser des angeführten Pamphlets in den Fehler verfallen, den Mörder auf Grund der Theorie der Unfreiheit des Willens zu entlasten, ja beinahe zu verherrlichen, und Wekhrlin hatte leichtes Spiel, die Unvernunft seiner Gründe darzulegen. Ja, der Geist des Widerspruchs und vielleicht eine besondere Rücksichtnahme auf Joseph II. bestimmt Wekhrlin sogar, an dieser Stelle der Todesstrafe das Wort zu reden: „Die für die Menschlichkeit so interessante und für die Gesetzgeberweisheit so wichtige Streitfrage, ob Todesstrafen durchaus nothwendig seien, verdiente allerdings einen Versuch. Dieser Versuch war eines Josephs würdig. Mit innerlicher Kränkung fühlt vielleicht sein großes Herz, daß die Menschheit noch zu verdorben ist, um so gelinde Gesetze zu ertragen. Indeß ist sie seinen großmüthigen Absichten Dank schuldig, und je

* Wendrinsky, Joseph II. Wien 1880. S. 249.

tiefer der Schlaf war, in welchen das Gesetz durch die Aufhebung der Todesstrafe versank, desto auffallender mußte der Schlag sein, um es wieder zu erwecken. Es waren die bei Seite gelegten Blitze Jupiters."

Eines der Hauptmotive gegen die Todesstrafe fehlt übrigens auch in jenem Kommentare nicht: „In der That, es ist ein trauriger Zug gegen die Vortrefflichkeit der menschlichen Natur, die man uns anpreist, daß es Henker giebt. Die Natur sollte vor dem Ungeheur zurückschaudern, welches einen gebundenen Menschen tödten, welches mit kaltem Blute denjenigen morden kann, der ihm kein Leid gethan. In dieser Ansicht ist der Abscheu, den wir vor diesem Stande empfinden, die Infamie, womit wir ihn belegt haben, höchst gerecht. Es gehört eine eigene, von der Natur ausgespieene Mischung dazu, um seinen Nebenmenschen im Angesicht einiger Tausende zu peinigen. Und der Himmel verhüte, daß wir dieses Handwerk jemals ehrlich machen!"

Auch der Einwand gegen die Abschreckungstheorie fehlt nicht, daß es dem Recht der Vernunft und der Natur widerspreche, um des Beispiels willen sterben zu sollen, also für noch ungeschehene Verbrechen zu büßen und sich für die möglichen Fehler anderer dahinzugeben. Mit den herrschenden modernen Vorstellungen übereinstimmend wird die Rechtfertigung der Todesstrafe in dem Wohl der Gesellschaft gesucht. „In diesem supremen Gesetz liegen alle anderen stillschweigend." „Jedes Individuum ist ein geborenes Opfer des allgemeinen Wohls, und der Regent, welcher die kollective Stimme der Gesellschaft ist, hat das Recht, dieses Opfer von ihm zu fordern, so oft sie's bedarf."

Ein anderer Kriminalfall, der ungeheueres Aufsehen

erregte, hatte sich vier Jahre früher zugetragen. Es handelte sich dabei weniger um die Theorie der Todesstrafe im allgemeinen, als vielmehr um die Begründung ihrer Anwendung in einem gegebenen Falle.

Der ehemalige Züricher Pfarrer Heinrich Waser war am 27. Mai 1780 zu Zürich enthauptet worden, und die öffentliche Meinung von ganz Deutschland neigte sich zu der Annahme hin, daß hier ein Racheakt und ein Justizmord vorgelegen seien. Kein Geringerer, als Johannes von Müller sprach es in seiner Geschichte der Schweizer (1780) offen aus: Bürgermeister und Rat von Zürich hätten sich mitten in diesem achtzehnten Jahrhundert, im Angesichte Europas und vor den Augen der gesitteten Nationen nicht gescheut, auf einen bloßen Argwohn hin einen ehrlichen Mann hinzurichten, und bald variierte eine Flut von Flugschriften dieses Thema.

Das einzige Verbrechen Wasers, dessen Kunde anfangs an die Öffentlichkeit drang, war ein Artikel in Schlözers Annalen (XXXI S. 57), in welchem er den Züricher Magistrat der unrechtmäßigen Verwendung eines Kriegsfonds beschuldigt hatte. Das Todesurteil nennt den sehr harmlosen Aufsatz: „eine lügenhafte, ganz erdichtete und einzig und allein zur Erweckung von Unruhe und Mißvergnügen abzweckende Schrift“, aber Schlözer glaubt auch nach der Enthauptung Wasers deren volle Wahrhaftigkeit aufrecht erhalten zu können. Als sich eine allgemeine Entrüstung über das Bluturteil kund gab, sah man sich in Zürich doch veranlaßt, das „Finalexamen“ des Beschuldigten zu veröffentlichen und einige nähere Umstände des Prozesses bekannt zu geben. Nun erfuhr man, daß Waser einige alte Urkunden,

insbesondere eine über den Besitz von Kyburg, welches zu dem Kanton Zürich gehörte, mit dem Hintergedanken zurückbehalten und unterschlagen hatte, sie „im äußersten Falle der Noth an anderen Orten gebrauchen zu wollen“. Ferner hatte er sich auch von der Sammelleidenschaft soweit hinreißen lassen, daß er aus öffentlichen Sammlungen, die ihm zum Teil unterstellt waren, Bücher, Kupferstiche, Landkarten und ein optisches Instrument an sich nahm. W. G. Becker meint, daß „die unterschlagenen Sachen, nur mäßig taxirt, ihm das Leben kosten mußten“, — aber das öffentliche Gefühl empfand anders. In der Art, in der Waser sein Schicksal trug, in der ruhigen Ergebung, mit der er sich auf das Ende vorbereitete, in der unentwegten Standhaftigkeit, mit der er in den Tod ging, lag etwas Großartiges, das zur Phantasie sprach. Man veröffentlichte seine Abschiedsbriefe, die Reden der Geistlichen, die ihn auf den Tod vorbereiteten, den Bericht über seine letzten Stunden. Allen erschien er bald nur als ein reiner Märtyrer, als das unglückliche Opfer der Oligarchie.

„Ruhe sanft, heilige Asche des Edlen“, schließt eine der Rechtfertigungsschriften (Waser, 1780), „Deine Rechtfertigung liegt im Herzen jedes Unparteiischen. Dein Schicksal wird ein ewiges Denkmal der gekränkten Menschheit sein. Bei Deinem Namen werden die Gesetze erröthen, und wenn es möglich wäre, daß das Schaffot zu Zürich ehrlich gemacht werden könnte, so müßte es von nun an durch Dich geschehen sein.“

In dem allen, wie man sieht, lief einige Übertreibung mit unter, und die Rührseligkeit, die im Zeitalter lag, trübte das Urteil der Zeitgenossen. Waser hatte gewiß nicht wegen

eines bloßen sehr blassen Vorhabens, alte Urkunden zu mißbrauchen, den Tod verdient, aber er war auch nicht frei von Schuld, und eine gewisse Unwahrheit in seinem Wesen und Auftreten muß die Sympathien für ihn schmälern. Allein zu allen Zeiten ist es bedenklich gewesen und wird es bedenklich bleiben, den Gefühlsströmungen entgegen treten zu wollen. Dies sollte auch W. G. Becker erfahren, der sich, wie behauptet wurde, aus persönlicher Rancune berufen fühlte, nicht nur für die Züricher Richter einzutreten, sondern Waser in einer längeren Abhandlung alle besseren Regungen und Motive abzusprechen. Sein Aufsatz* war zu gut geschrieben, um nicht einiges Aufsehen zu erregen, er enthielt aber auch zu viel Einseitigkeiten und Übertreibungen, um nicht Widerspruch hervorzurufen.

Eine Widerlegung der Becker'schen Schrift wurde auch Wekhrlin „von unbekannter Hand“ zugesandt; „die Zeit und der umzirkte Plan des nächstfolgenden Bandes der Chronologen“ erlaubte ihm nicht, davon Gebrauch zu machen, allein, da er in der Einsendung „ein Depot erblickte, das nicht ihm, sondern dem Publicum anvertraut war, ein Unterpfand, wovon er demselben Rechenschaft schuldig sei, und das zu unterdrücken ihm nicht erlaubt wäre, entschloß er sich, die Zahl der Broschüren über Waser um eine zu vermehren.

Von den 71 Seiten der seltenen Schrift: „Über Wasers zwote Verurtheilung von einem Unbekannten, heraus-

* Über Wasern und seinen Proceß. An Herrn Kanonikus Gleim von W. G. Becker. Göttingisches Magazin 2. Jahrg. 2. St. Auch als eigene Broschüre „mit Schlözers zerstreuten Anmerkungen“. Frankfurt 1782.

gegeben vom Verfasser der Chronologen 1781" rühren nur die 28 Seiten der „Vorrede des Herausgebers" von Wekhrlin her.

Als Einleitung benützt er einen des öfteren von ihm betretenen Gedankengang: „Die Hinrichtung Heinrich Wasers geht mich nicht besonders an. Es kann mir sehr gleichgültig sein, ob am Fuße der Alpen ein Bürger das Opfer der Gerechtigkeit ward. Mein Himmel entfernt mich weit genug von dem Tribunal zu Zürich, um ein Gleiches zu befürchten. Unter dem gehuldigten Schutz eines Souverains, der tugendhaft genug ist, um nichts als die Ordnung zum Muster seiner Regierung zu nehmen, und erleuchtet genug, um sie einzusehen; der für den Schimmer seines Thrones zu viel Empfindung und für das Heiligthum der Menschlichkeit zu viel Ehrfurcht hegt, um seine Regierung durch eine zweideutige Handlung zu beflecken, der zu wohl denkt von Minerven, an deren Busen er liegt, zu sehr unterrichtet ist, um zu glauben, daß die Ruhe und das Leben eines Bürgers das Spiel seiner Leidenschaft sei, bin ich vor allem Beispiel dieser Art sicher." Aber „jeder fähige Kopf ist geborener Advokat des menschlichen Geschlechtes. Indem die Vorsehung das Genie erschafft, spricht sie zu ihm: ich bestimme Dich zum öffentlichen Menschendienst."

Dann verneigt er sich vor dem Züricher Magistrat, „der den geheiligten Eindruck einer göttlichen Bestallung an sich trägt, der unter den europäischen Staaten einen Rang hat und sich mit einer Würde beträgt, welche diesem Charakter gemäß ist"; auch über Becker werden die beruhigendsten Vermutungen aufgestellt und versichert, daß es nicht in

Wekhrlins Absicht liege, den Frieden zu Zürich, oder den der Gelehrtenrepublik zu stören.

Wekhrlins Urteil über den Fall selbst gipfelt in folgenden Sätzen: „Damit ihrer vierzig das schnöde Vergnügen haben sollen, den einundvierzigsten auf dem Schaffot tanzen zu sehen, damit sie Stoff haben sollen, bei der Mittagstafel ihre Frauen und ihre Freunde zu unterhalten; damit ein bezahlter Sklave das Recht haben soll, seinem Nebenbürger öffentlich den Hals zu brechen, damit der Pöbel Gelegenheit erhalten soll, ein seiner würdiges Schauspiel zu feiern, dazu, scheint es, werde erfordert, daß die Notwendigkeit, den Thäter aus der Liste der lebendigen Wesen auszustreichen, von der ganzen menschlichen Bürgerschaft empfunden und eingesehen sei." „Ich will nicht behaupten, daß die Politik nicht unsere Exekutionen zuweilen entschuldige. Aber so oft sie sich in dem Falle befindet, den Beistand der Gesetze anzurufen, sollte sie nicht zu gleicher Zeit die Menschlichkeit befragen? Zwei Tribunale sind's, von denen das menschliche Schicksal abhängt: das Tribunal der Rechte und das Tribunal der Natur. Das erstere fordert zum Opfer eines Bürgers weniger nicht, als eine geometrische Überzeugung seiner Schuld: das letztere ruft Nachsicht, Erbarmung, Mäßigung auf."

Es wird nun des Weiteren ausgeführt, daß in dem gegebenen Falle nur der üble Vorsatz den Gegenstand des Gerechtigkeitseifers bildete, während doch nur dann das Verbrechen vollständig sei, wenn Handlung und Wille zusammentreffen. Sich sodann zum zweiten Punkte wendend, fährt Wekhrlin fort: „Die Stimme der Natur, die Unhinlänglichkeit unserer Vernunft, die Schwäche unserer Leiden-

schaften, sind soviel Gefühle, die dem Richter aus dem Innersten der Menschheit zurufen: seid mitleidig! — Lasset Gnade vor Recht walten — ziehet die Großmuth der Rache vor — ihr könnt euch irren — denkt, daß das Blut eures Gleichen vor euch zittert: dieß sind die Lehrsätze, die neben dem Schwert der Justiz an der Decke jeder Gerichtsstube hängen sollten. Sie sind's, welche die weiseste und glücklichste Nation der Erde begeistert zu haben scheint, als sie durch eine ausdrückliche Sanction die Todesstrafe eines Bürgers aufhob. Das Gesetz, welches jeden Römer vom Schaffot ausnahm, war bis an's Ende der Republik auf das gewissenhafteste beobachtet. — Ihr, die ihr das Nachbild der römischen Republik sein wollt — Republiken meines Zeitalters — die ihr euch ewig auf eure Mutter beruft, und euch mit ihren Tugenden vergleicht — warum ahmt ihr sie in diesem Punkt nicht nach?"

Die skeptischen Ausführungen Beckers waren übrigens offenbar nicht ganz ohne Eindruck auf Wekhrlin geblieben, und er gibt einigen Zweifeln Raum: „Der Prozeß Heinrich Wasers wird ein Problem der Zeit bleiben. Sie wird seinen Namen entweder unter die Märtyrer des Patriotismus erheben, oder unter die verworfensten Verbrecher herabsetzen. — Gewiß, wenn der Karakter dieses Mannes verstellt war, wenn jene Festigkeit im Todesgang, jene Kälte auf dem Henkergerüst, jener Glanz der Seele in ihrem Abflug Falschheit war — wehe der Menschheit! — alsdann müßte sein Abenteuer der Justiz eine ebenso gefährliche als schreckliche Lehre geben. Wie wäre es möglich, daß in Zukunft nicht hundert unschuldige Inquisiten in Lebensgefahr gesetzt würden, denen ihre Offenmüthigkeit, ihre Seelenruhe

zum Vorspruch gedient hätten, wofern diese nichts als eine Larve wären, die sich das Laster so gut beilegen kann, wie die Unschuld?"

Die Schrift des „Unbekannten", welcher Wekhrlins Ausführungen zur Vorrede dienen, wendet sich mit viel Schärfe und gesundem Urteil gegen die Angriffe Beckers, welche sie beschuldigt, daß sie den stillen Toten um den Nachlaß des allgemeinen Mitleids bringen und daher gewissermaßen dessen zweite Verurteilung enthalten. Näher darauf einzugehen, liegt außerhalb des Planes dieses Buches; auch betreffs der Erwiderung Wekhrlins auf eine Entgegnung Beckers beschränken wir uns, auf den 11. Band der Chronologen zu verweisen. (S. 1 f.)

Hingegen dürfen wir den folgenden Umstand nicht mit Stillschweigen übergehen, der in den uns vorliegenden Briefen Wekhrlins aufbewahrt ist, in denen die Diskussion über den aufregenden Gegenstand weitergesponnen worden zu sein scheint. „Daß Sie die Vertheidigung Wasers leidentlich befunden haben", schreibt Wekhrlin unterm 16. Januar 1781 an seinen Schwager, „das ist, was selbst über die Hoffnung ihres Verfassers geht. Ich setze einen sehr schlechten Werth auf dieses Blatt. Auch wurde es nach Verdienst ausgepfiffen. Vivat justitia! — Ein unreifer, aufbrausender Gedanke, einen Menschenliebemeisterstreich zu thun, gab dem Blatte seinen Ursprung. Denn Sie wissen noch nicht, daß ich das Benefiz meiner Arbeit den Waser'schen Waisen zum Geschenk bestimmt habe. Aber der Erfolg bestrafte meine Thorheit. Man pfiff mich zum zweiten Male aus, indem man meine unreife Freigebigkeit abschlug. Ich hatte die Einbildung von der Armuth der Waser'schen Familie blos

auf das, was ich in den letzten Reden las, gegründet. Aber weit entfernt, daß Madame Waser und ihre Kinder im Mangel leben, sind sie vielmehr, sowohl von väterlicher, als von mütterlicher Seite aus reichen Häusern. Die erstere ist aus der vornehmen und vermöglichen Familie der Orells — ein Umstand, der hinzutreten mußte, mein Anerbieten lächerlich zu machen — indem die Orells eines der schimmerndsten Buchhandlungshäuser in Deutschland und folglich Niemand die Winzigkeit und den armseligen Lohn eines Autorlohns von zwei Bogen besser beurtheilen konnte. Kurz, es traf sich, daß Madame Waser ein Beichtkind des Kardinal-Patriarchen zu Zürich, Herrn Lavaters, ist, das ist soviel, als: sie wird von ihm gegängelt, wie eine Puppe — und, daß Lavater auf der Partei der Aristokraten steht, folglich ein Gegner des unglücklichen Waser ist. Mit Einem Worte: unter dem Vorwand, die Klugheit erlaube nicht, einen Preis, der sich auf die Beleidigung der Obrigkeit gründen könnte, anzunehmen, schickte man mir mein Geld aus Zürich zurück. Et iterum vivat justitia!"

„Auch diesen Zufall schreiben sie unter die Harlekinaden meines Lebens, wenn Sie einst meinen Sermon halten."

Kapitel X.

(1782—1783.)

Ein Hexenprozeß in Glarus und seine Folgen. Das „Taschenbuch der Philosophie auf 1783".

Im Gegensatze zu vielen seiner schwäbischen Zeit- und Gesinnungsgenossen, einem Huber, Hartmann, Schubart,

Stäudlin, Reinhardt, Aſſprung u. a., welche für die Schweiz, als für ein politiſches Idyll und für einen Hort der Freiheit ſchwärmten,* übertrug Wekhrlin ſeine aus dem Konflikte mit den deutſchen Reichsſtädten geſchöpfte Abneigung gegen kleine Republiken auch auf die Kantone der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft.

Er war der Anſicht, daß jede Republik und noch mehr jede Oligarchie ſchon kraft ihres Namens dem Untergang geweiht ſei und ſagte auch der Schweiz das Loos des achäiſchen Bundes voraus. (Gr. Ung. III S. 243.) Gerne nahm er daher auch Artikel über Vorkommniſſe in ſeine Zeitſchriften auf, die geeignet erſchienen, ſeine abfällige Meinung zu begründen.

Im Juni 1782 war zu Glarus eine Magd, Namens Anna Göldin, hingerichtet worden, weil ſie angeblich einem achtjährigen Kinde Stecknadeln und eiſerne Nägel beigebracht hatte und mit einem Zauberer in Verbindung geſtanden war. Die Entſcheidungsgründe des Bluturteils wagten den Verdacht der Hexerei nicht bei ſeinem wahren Namen zu nennen und ſprechen nur von „einer unbegreiflichen, außerordentlichen Kunſtkraft“; aber Wekhrlin riß dem Vorfall die Maske ab und behandelte ihn im 10. Bande der Chronologen unter dem Titel Hexenprozeß in Glarus. Das Vorgehen der dortigen Magiſtratsperſonen wird einer offenbar zutreffenden Kritik unterzogen, die in dem Satze gipfelt: „wie ſehr iſt ein Volk zu bedauern, deſſen Leben in den Händen ſolcher Kriminalrichter ſteht!“

* Adolf Wohlwill. Weltbürgerthum und Vaterlandsliebe der Schwaben insbeſondere von 1789—1815. Hamburg 1875. Otto Meißner.

Der Protest der beleidigten Vernunft gelangte aus dem schwäbischen Dorfe in den Schweizer Kanton. Der Landammann und Rat des freieidgenössischen Kantons Glarus, evangelischer Religion, geriet darüber in nicht geringe Wallung und wandte sich zuerst nach Nürnberg, an den Wohnsitz des Verlegers der Chronologen, dann an den nicht existierenden Magistrat zu Baldingen, hierauf an die wallersteinische Regierung und zuletzt an den Fürsten selbst.

Das erste Ansinnen ging dahin, Wekhrlin gerichtlich einzuvernehmen, wer ihm diese „die Achtung einer Obrigkeit allzu nahe angehenden Anzüglichkeiten und Unwahrheiten" mitgeteilt habe. Die wallersteinische Regierung ordnete daraufhin an, Wekhrlin zu Protokoll zu vernehmen. Da denselben jedoch laut eigenhändiger Eingabe vom 25. April 1783 „eine seit 6 Wochen am Bein tragende Wunde beweislicher maßen hinderte, den Weg nach Hochhaus zu bestreiten und er zu gleicher Zeit kein Fuhrwerk auftreiben konnte", gab er seine Erklärung schriftlich ab. Auf die Frage, wer ihm die den Chronologen einverleibte Nachricht über den Göldin'schen Malefizprozeß mitgeteilt habe, antwortet er, er habe sie aus der schweizerischen Zeitung „Der Kirchenbot" geschöpft. Allerdings habe ihn „seine gewöhnliche Delikatesse bei der Öconomie der Chronologen veranlaßt, sich auch noch privatim über die Existenz und die näheren Umstände dieses Gegenstandes zu unterrichten, bevor er ihn brachte. Ein damals auf der Reise durch die Schweiz begriffener Herr seiner Bekanntschaft, ein Mann, dessen Charakter und Geburt nicht zugelassen hätte, daß er das Publicum belüge, habe die Nachricht des Kirchenboten bestätigt und die Materie so zugeschnitten, wie sie in den Chronologen stehe. Die

Entdeckung seines Namens sei ein überflüssiges und müssiges Werk, nachdem der Chronolog Zeitungsnachrichten zufolge zu Glarus durch den Henker verbrannt worden sei. Wekhrlin wundere sich, daß der Magistrat zu Glarus ihm nach einem so peremtorischen Schritte noch ansinnen könne, Jemand zu compromittiren. Die Sache sei hiedurch res judicata geworden. Niemals aber würde er sich dazu verstehen, sich zu dem verächtlichen Werkzeug der Rache einer ausländischen Obrigkeit brauchen zu lassen. Zudem eximire Charakter und Entfernung seinen Korrespondenten von aller schweizerischen Gerichtsbarkeit. Um aber gleichwol dem Publicum ein öffentliches Zeugniß seiner Gerechtigkeit, den Herrn zu Glarus aber ein Denkmal seiner Ergebenheit zu zeigen, so sei er erbötig, wofern man ihm ein legales Document darüber vorlege, daß das Faktum falsch sei, nicht nur den Chronologen einen förmlichen Widerruf einzuverleiben, sondern auch den Namen seines Korrespondenten in diesen Blättern zu veröffentlichen.

In einer Nachschrift fügt Wekhrlin bei, er „verspreche sich von einer so aufgeklärten und billigen Regierung, wie der wallersteinischen, wenigstens soviel Schutz gegen die Schikanen der Oligarchie, als Sr. Maj. von Britanien und andere deutsche Souveräns dem Prof. Schlözer in weit erheblicheren und zärtlicheren Fällen, selbst gegen gekrönte Häupter, gezeigt hätten."

Der Hauptteil von Wekhrlins Erklärung wurde dem Rat des Kanton Glarus unterm 2. Mai und wiederholt unterm 14. Juni übermittelt; nachdem die ungeduldige Schweizer Behörde ihrem Schreiben an den Magistrat Baldingen vom 21. März ein weiteres an die wallersteinische

Regierung vom 13. Mai hatte nachfolgen lassen, welches ein eigener Abgesandter, der Handelsmann Legler aus Glarus, überbrachte.

Natürlich waren die Herrn von Glarus mit Wekhrlins Erklärung keineswegs zufrieden. Sie richteten unterm 4. und 26. Juni 1783 zwei lange Schreiben an das Oberamt Hochhaus und an die wallersteinische Regierung, in welchen sie Wekhrlin antworteten und ihre Beschwerdepunkte des weiteren ausführten. Der „Kirchenbot" habe nicht das geringste Anzügliche enthalten, während der betreffende Artikel in den Chronologen „einen bösartigen Tadel über die unförmliche Betreibung des Handels selbst und einen kühnen Angriff wegen des gefällten Todesurtheiles in sich schließe. Die Nachricht, die Chronologen seien durch Henkershand verbrannt worden, sei falsch. „Übrigens", heißt es weiter, „müssen wir uns sehr befremden, daß Herr Wekhrlin von uns eine legitimatio ad processum fordern darf, über einen Fall, den wir als eine souveräne Obrigkeit bei Eiden beurtheilt und dafür Niemand, als Gott und unserem Gewissen Rechenschaft zu geben haben, stellen uns aber wohl vor, daß er solches nur zur Deckung seiner Ausschweifungen anzubegehren versucht habe, hoffentlich sich wohl einbildend, daß Wir als Obrigkeit gegen ihn uns nicht so niederträchtig stellen, und ihm Rechenschaft von unseren Handlungen abgeben werden."

Beide Schreiben wiederholen das Ersuchen, Wekhrlin anzuhalten, seinen Korrespondenten zu nennen, „sollte er sich dessen widersetzen, so werden Wir ihn für den Urheber dieser schimpflich ausgestreuten s. v. Lügen halten und ersuchen unsere Hochgeehrtesten Herrn, dem Herrn von Wekhrlin

gerichtlich intimiren zu lassen, sich auf den 19. kommenden Monats Augusti vor unserer Rathsversammlung zu stellen, in nicht erscheinendem Falle aber zu erwarten, was Urtheil und Recht über Ihn erkennen wird."

Wir wollen hier Wekhrlin selbst das Wort ertheilen, dessen Sachdarstellung im zweiten Bande des Grauen Ungeheurs übrigens nicht ganz bedenkenfrei ist und in einem wichtigen Punkte gegen die Chronologie verstößt. „Sich freiwillig vor eine Schranke zu stellen", schreibt der Angeklagte, „wo die Partei zugleich Richter ist; vor einen Magistrat, der wegen seines rachsüchtigen und regellosen Verfahrens sich kürzlich berüchtigt gemacht; seine natürliche und gesetzmäßige Instanz verlassen, um einer fremden und unbefugten nachzulaufen, das konnten Ihre Herrlichkeiten zu Glarus nur von einem Tollhäusler erwarten." „So beleidigend dieses Ansinnen der wallersteinischen Regierung fallen mußte, so begnügte sie sich mit einer Mäßigung und Geistesgegenwart, welche gegen die Hastigkeit der Souverains zu Glarus unendlich absticht, darauf, mir dieses Manifest zur Einsicht zuzustellen."* „Ich war eben im Begriff, es zu beantworten, als sich ein Fremder bei mir melden ließ. Es war früh vier Uhr. Ich legte die Feder nieder. Ein freundliches bürgerliches Wesen erschien, welches sagte, daß es ein rechtlicher Mann und Käsehändler vom Freiflecken Glarus wäre. Ich empfieng ihn mit Offenheit. ‚Mein Herr', sagte er ungefähr, ‚Sie können mich und meine Mitbürger glück-

* Wekhrlin wurden in der That die beiden Schreiben des Magistrats zu Glarus vom 4. und 26. Juni am 11. Juli 1783 zugefertigt, um sich binnen drei Wochen über deren Inhalt zu erklären. Eine solche Erklärung findet sich nicht bei den Akten.

lich machen. Ihre Nachricht vom Göldinischen Malefizproceß erregt eine Gährung im Publicum. Das Volk will wissen, was es für eine Obrigkeit hat. Ich habe von gewisser Hand den Auftrag, Ihnen 6 Doublonen — und wenn es nöthig ist, mehr — anzubieten, wenn Sie uns Ihre Korrespondenz eröffnen.'" „Ich lächelte hierüber. Plötzlich aber fiel mir die Idee ein, ob sich dieser Umstand nicht benützen lasse, um auf die Schwächen meiner Gegner einen desto stärkeren Schatten zu werfen. Ich schmeichelte mir, wenn ich der Regierung einen Beweis vorlegen könnte, daß man sich auf Corruption lege, während man Unterhandlungen mit ihr pflegte, so müßte es sie indigniren, sie müßte sich von den unwürdigen Sentiments der Magistratur zu Glarus desto mehr überzeugen." „Allein ich wohne auf dem Dorfe; ich lebe isolirt; es war kein schickliches Subjekt zur Hand, um zum Zeugen der mir gemachten Proposition zu dienen. Ich erwiderte also Herrn Joachim Legler & Comp., daß ich nicht abgeneigt wäre, ihm zu dienen; nur müsse er mir bis morgen Zeit geben, weil ich die Papiere einige Meilen weit geflüchtet hätte. Er schien es sich, wiewohl mit Zwang, gefallen zu lassen. Er hätte aber gewünscht, das Geschäft auf der Stelle schließen zu können. Er stieg deswegen bis auf 12 Doublonen. Allein ich blieb consequent. So schieden wir von einander. Des anderen Tages schmachteten ich und der Freund, den ich zum Frühstück gebeten hatte, vergebens nach Herrn Legler & Comp. Er war verschwunden. Blos aus seinem Gasthof erhielt ich eine Botschaft, daß er abgereist wäre und das Weitere mich schriftlich wissen lassen werde. Hieraus erwuchs ein kleiner Briefwechsel zwischen mir und

dem Manne, mit dessen Inhalt ich das Publicum verschone, weil er von beiden Seiten mit der äußersten Verstellung und Falschheit geführt wurde. Kurz mein Vogel war entwischt: und alle Lockspeise vergebens!"

Der Landammann und Rat von Glarus übersandte dem Fürsten von Wallerstein mit Immediatschreiben vom 7./18. September 1783 Abschrift von zwei Briefen, die Wekhrlin am 30. Juli und am 23. August 1783 an Herrn Legler gerichtet hatte. Sie liegen vor und es ist angesichts ihres Wortlautes sehr schwer, den Verdacht zu unterdrücken, Wekhrlin habe in der That gesucht, bei diesem Anlaß seiner immer leeren Kasse etwas aufzuhelfen.

„Die Waare, die Sie suchen", schreibt er unterm 30. Juli 1783 an Herrn Legler, „ist noch vorhanden; für zwölf Karolin steht sie zu Ihren Diensten. Zu dieser Gefälligkeit hielt ich mich eben nicht verbunden, nachdem Sie das Geschäft unterbrochen und Ihre Herrn Committenten selbst, wie ich höre, andere Wege eingeschlagen haben. Allein, um Sie zu überzeugen, daß ich ein Mann von Ehre bin, so will ich den Handel gleichwohl vollziehen: Demjenigen also, der mit Vollmacht von Ihnen versehen, sich zwischen heute und dem 15. August bei mir melden wird, dem werde ich die Waare in gerechter, Kaufrecht- und Biedermännischer Sorte ausliefern; nach Verfluß des 15. August kann ich mich auf nichts mehr einlassen, weil ich an diesem Tage eine Badereise antrete, von der ich diesen Sommer nicht mehr zurück komme." „Es wäre gut gewesen, Ihre Committenten hätten niemals eine andere Partie erwählt, als die gegenwärtige; es ist das einzige Mittel in der Welt, das Sie zum Ziele führen kann."

Diese „Badereise" scheint Wekhrlin nicht angetreten zu haben; denn unterm 23. August 1783 schreibt er abermals an Herrn Legler:

„Sie ermüden mich! — Wenn ich niemals im Sinne gehabt hätte, Ihnen die Originalien zu geben, so würde ich mich nicht in

das Geschäft eingelassen haben." „Ich kann Ihnen nicht bergen, daß sich eine Partei in der Schweiz hervorgethan hat, welche die Waare um den nemlichen Preis an sich bringen will, um sie zu vernichten." „Demjenigen, der zunächst bei mir eintreffen wird, werde ich es übergeben." „Was die Folgen zu Glarus betrifft — so beunruhigen sie mich sehr wenig, meine Gewehre sind geladen."

Der Rat zu Glarus hoffte offenbar, noch billiger zu der Waare zu kommen, indem er in seinem direkten Schreiben an den Fürsten vom 7./18. September 1783 das bereits der wallersteinischen Regierung gemachte Ansinnen wiederholte.

Allein der Fürst Kraft Ernst von Öttingen-Wallerstein beschränkte sich darauf, in seiner winzigen Handschrift auf das Schreiben der Herrn von Glarus eigenhändig zu reseribiren: „Weckherlin mein Mißvergnügen über seine freie Schreibart zu erkennen zu geben".

Angesichts dessen blieb dem Magistrat in Glarus nichts übrig, als sein Präjudiz: „ein Kontumazialurtheil zu fällen, zu vollziehen und bekannt machen zu lassen", — zu verwirklichen. Wekhrlin hat dieses Urtheil (vom 2. Dezember 1783) aus der Berner Zeitung vom 20. Dezember 1783 in dem II. Bande des „Grauen Ungeheurs" abgedruckt:

„Anna Goeldin ayant été jugée et condamnée par L.L. E.E. le 13 Juni 1783, après une procédure criminelle, Ludwig Weckrlin de la Jurisdiction du Prince de Wallerstein, manquant indignement à tout respect envers le Souverain a eu l'audace d'insérer dans sa chronologie un libelle atroce, faux et calomnieux contre ladite sentence. Cet infame libelle a donc été brulé le 1 de ce mois par la main du bourreau. Et on prie tous les cantons confédérés de faire saisir ledit Wekhrlin partout où il pourrait l'être. Leurs Excellences donneront cent écus neufs à quiconque le livrera à la justice. Ledit Ludwig Wekhrlin est

agé de 30 ans, visage pâle et maigre, taille petite, jambes minces, et en general la figure trés desagréable.“ *

Wekhrlin behauptet im Ungeheur, aus der Nachbarschaft von Glarus einen Wink erhalten zu haben, wonach der Chronolog schon vermöge Ratsbeschlusses vom 12. Juni zum Henkerfeuer verdammt, er aber vogelfrei gemacht worden sei. „Ich schlug hierüber“, spottet er, „Paul Tilgers Europäisches Staats- und Adreßbuch nach, und, da ich bei der Republik Glarus fand, daß der Landschreiber Melchior Kubli heiße, so schrieb ich ihm durch die ordentliche Post ein Billet und schloß meine Silhouette bei, um sie oben auf den Scheiterhaufen zu legen, und das Festin zu verherrlichen.“

Allein noch in demselben Bande des Grauen Ungeheur behandelt der Verfehmte die Sache auch von ihrer ernsten Seite und was er darüber sagt, gehört zu dem Besten und Würdigsten, was er je in eigener Sache geschrieben hat. „Sie wollen also wissen“, beginnt er unter dem Titel: „An Herrn Sincerus zu Glarus“, „wodurch ich mich zum Beruf, Obrigkeiten zu beurtheilen, Privatfälle vor den Richterstuhl des Publicums zu ziehen, mich zum Censor der Regierungen aufzuwerfen, zu legitimiren wisse? Jeder Schriftsteller ist

---

* Schlözer druckte den Steckbrief in Bd. IV Heft 15 seiner Staatsanzeigen mit dem Beisatz ab: „Ein wahrer Freund von Herrn Wekhrlin verlangt diese Einrückung und glaubt, die bloße weitere Publication dieses Signalements, ohne alle Noten, sei eine hinlängliche Genugthuung für seinen Freund. — Noch meldet der Einsender, daß das allerletzte in diesem Aufsatze ein augenscheinliches Unfaktum enthalte, und daß der Canton Zürich die Einrückung des ganzen Dings in seine Zeitung verbeten habe. S.“

geborener Advokat der Menschlichkeit; denn die Vorsicht gab ihm das Talent nur, um der Gesellschaft zu nützen; und man nützt der Gesellschaft nur, wenn man sie von ihrem Interesse unterrichtet." „Jeder Eingriff in die Rechte der Menschlichkeit gehört also vor sein Amt. Er ist das natürliche Organ der öffentlichen Gerechtigkeit und er macht sich dieses erhabenen Berufes nur in dem Grade würdig, in dem er das Unrecht an seinen Mitbürgern fühlt." „Weit entfernt, daß es ihn infamiren sollte, darüber zu schreiben, erwirbt er sich vielmehr ein Verdienst; denn es ist rühmlich, wie der Apostel sagt, den Narren und den Schelm zu beleidigen und eine göttliche Bemühung, die Welt zu bessern." „Wer Anderer soll es thun? Die Großen, die von dem bürgerlichen Elend zu weit entfernt sind, um es zu kennen? Die Regierungen, die zuviel zu thun haben, ihm abzuhelfen, um darüber zu schreiben? Ihre Beamten, denen die Unordnung zu einträglich ist, um darwider zu eifern?" „Nur dem Weisen, der ohne Vorurtheil sieht, und der keinen anderen Lohn dafür sucht, als den ihm der Ruhm gewährt, ist's vorbehalten, die Stimme der öffentlichen Gerechtigkeit in Bewegung zu setzen. Nur auf den empfindsamen und freimüthigen Mann warten seine Nebenmenschen, ihre Leiden anzubringen!" „Erlauben Sie mir, Herr Sincerus von Glarus, Sie und Ihres Gleichen handeln sehr unrecht gegen die Schriftsteller. Für wen opfern wir unsere Nächte, unsere Vortheile und, sehr oft, unsere Ruhe auf, als für Sie und unsere Mitbürger? Was sollten wir für einen Genuß davon haben, das Blutgerüste eines Waser, einer Göldin, eines Sutter niederzureißen, wenn es nicht der wäre, Sie und Ihren Nachbar davor zu retten?" — „Verstünden die

Regenten ihr Interesse, sag ich Ihnen, so würden sie sich vereinigen, uns in Schutz zu nehmen. Dieser Zeitpunkt wird einst eintreffen. Ein öffentlicher Widerhall wird die Tyrannen in Respekt halten. Man wird einsehen, daß es nicht die Bücher sind, welche die menschliche Gesellschaft verderben, sondern die Handlungen!" — u. s. w.

Im Jahre 1782 erschien ein kleines selbständiges Werkchen: „Das Taschenbuch der Philosophie auf 1783", dessen Autorschaft allgemein Wekhrlin zugeschrieben worden ist.* Da es aber, wie Wekhrlin sich ausdrückt (Hyp. Br. III S. 121) „an der gelehrten Mauth ausgepfiffen wurde", und, wie es scheint, insbesondere die „Hallische neue gelehrte Zeitung" darüber herfiel, lehnte Wekhrlin die Vaterschaft ab, behauptete, nur einen sehr kleinen Beitrag dazu hergegeben zu haben, und bemerkt, indem er es gelegentlich erwähnt (Gr. Ung. II S. 49) „ein Ungenannter habe es zu seiner Verzweiflung herausgegeben."

Herr Dr. Karl von Knoblauch hat mir ein kleines Exposé zur Verfügung gestellt, in welchem er nachweist, daß das Taschenbuch nichtsdestoweniger von Wekhrlin herrührt. Ich hege nicht den mindesten Zweifel daran und glaube sogar, daß die Zahl der fremden Beiträge eine sehr geringe war.

Das niedliche Werkchen macht unserem Journalisten

---

* In den Chronol. Bd. 10 wird die Schrift mit dem Beifügen angekündigt, „daß die öffentlichen Zeitungen sie sans façon dem Verfasser der Chronologen zuschreiben, ungeachtet er sich niemals dazu bekannt hat" (S. 362).

keine Schande. „Es ist", wie die Ankündigung in den Chronologen (Bd. X S. 340) besagt, „ein Kind des Witzes und der Laune. Geschmack und Weltton sind seine Farben. Zwei allegorische Küpferchen von Rosmäsler und statt der Monatsfiguren 12 symbolische Erfindungen vom Grabstichel eines neuen auf dem Parnaß noch unbekannten Bildkünstlers dienen ihm zur Verzierung." Die zwölf Monate des Jahres haben folgende Bezeichnungen: Patriarchenmond, Apostelmond, Dichtermond, Narrenmond, Schönenmond, Weltweisenmond, Künstlermond, Heldenmond, Tyrannenmond, Adeptenmond, Märtyrermond, Heiligenmond. Nach dem Vorgang anderer ähnlicher Publicationen des vorigen Jahrhunderts sind auch die Namen der Kalenderheiligen durch solche von historischen Persönlichkeiten, Gelehrten, Dichtern, Künstlern, Philosophen, Schönheiten, Helden u. s. w. ersetzt. Unter den Aufsätzen, die alle auf die Philosophie Bezug haben, ist für die Charakteristik des Herausgebers eine Art von Selbstporträt nicht ohne Interesse, das er unter der Maske eines Prinzen von Albanien zu liefern scheint.

Kapitel XI.

(1779—1786.)

Aus der Dorfidylle. Landwirtschaftliche Freuden. Selbstgenügsamkeit. Die pekuniären und Familienverhältnisse. Ein Bedienter. Antrag, einer Prinzessin von Öttingen Unterricht zu erteilen. Der Tod des Stiefvaters. Mütterliche Zuwendung. Ein Darlehen des Schwagers. Die diplomatische Sphäre. Zeitweilige Notlage, Begegnung der Geschwister in Geislingen. Anderweitige Reisepläne für 1786. Angebliche Ausschweifungen. Wekhrlins körperliche Leiden. Die illegitimen Kinder.

So lebte Wekhrlin, getragen von dem Bewußtsein einer bedeutenden Wirkung, angespornt von zahlreichen Beweisen der Teilnahme, ja der Verehrung aus allen Gauen Deutschlands das aufregende Leben des Publizisten in der Ruhe eines ländlichen Aufenthaltes. Die Einsamkeit auf dem Dorfe, die ihn wohl anfänglich nach dem bewegten Wiener Leben erschreckte, mochte ihm allmählich zur Gewohnheit und zum Bedürfnis geworden sein. „Die Menschen sind sich überall gleich", meint er einmal, „im Ganzen böse; im Einzelnen gut. Dieß ists, warum ich die große Welt mit der Einsiedlerei vertauscht habe." Die Landwirtschaft erschließt ihm einige ihrer Reize und fesselt ihn an die Scholle.

„Glück in's Heu, mein Herz!" — schreibt er der Schwester unter dem 18. Juni 1784. „Schönes Wetter und langes Gras!" „Ob wir einander diesen Sommer sehen werden, meine hübsche Schwester, das weiß ich nicht! Die Donnerwetter sind heuer bei uns sehr häufig. Nicht Furcht — denn mit der habe ich mich längst abgefunden — sondern Gefahr heftet mich an meine Wohnung. Niemand, lediglich Niemand habe ich, dem ich meine Wirtschaft — das ist: meine Papiere, mein rares Bibliothekchen und meine indischen Hühner zur Rettung anvertrauen könnte, wenn ein Zufall ent-

stünde."* — „Wie ich lebe? — Meine Beste, zu Ihren Diensten! — Heuer macht mir meine Hühnerzucht viel Unruhe. Ich habe etliche 70 Küchelchen laufen; da ist des Fütterns, des Nachsehens kein Ende! Unter anderen halte ich eine Art Zigeuner, egyptische Hennen, deren Naturgeschichte Ihr Geliebter bei Krüniz nachlesen kann." „Wenn Sie wollen, werde ich ihnen einen Korb voll auf eine Art schicken, die Ihnen keine Frachtkosten machen soll." „Sehen Sie hier meine Gesellschaft. Nehmen Sie noch ein Paar Kinder und eine Karmeliterkatze dazu, so ist die Gruppe fertig."

Der für das achtzehnte Jahrhundert so charakteristischen Stimmung der Selbstgenügsamkeit gibt Wekhrlin wenigstens litterarisch wiederholt Ausdruck. Auf die Frage: „wie er lebe?" läßt er in Bd. V „die Muse der Chronologen" dem Bankier von Strolendorf in Wien antworten:

„Durch überstandene Noth geschickter,
Zum weiseren Gebrauch, zum reizenden Genuß
Des Glücks, das sich mit ihm so unverhofft versöhnt,
Gleich fern von Dürftigkeit und stolzem Überfluß,
Glückselig, weil er's ist, nicht weil die Welt es wähnt,
Bringt Phanias in neidenswerther Ruh
Ein unbeneidet Leben zu."

„Wirklich lebt ihr Freund in den Armen der Weisheit und der Freundschaft glücklich. Und wenn er nicht zuweilen krank wäre, so würde sein Schicksal sogar beneidenswerth sein." „Vergebens spricht man ihm zu, wieder in die große Welt zurückzukehren, die ihm so sehr schmeichelte."

„Dieu fit la douce illusion
Pour les heureux fous du bel âge;
Pour les vieux fous l'ambition
Et la retraite pour le sage."

* Am 20. Christmonat 1784 berichtet er dann, daß diese Verhinderungsursache aufgehört hat, weil er jetzt mit einer Art von Stubenmädchen versehen sei, die auf seine kleine Menage Acht habe.

Mit der Frage: wie man lebt, hängt die Frage von was man lebt auf das Innigste zusammen. Seit Schlichtegroll, der behauptet, Wekhrlin habe für den Bogen des grauen Ungeheurs und der hyperboräischen Briefe 9 Gulden erhalten und noch überdies von seinem väterlichen Vermögen einen jährlichen Zuschuß von 400 Gulden bezogen, hat man Wekhrlins pekuniäre Verhältnisse viel zu günstig dargestellt und daran hinfällige Schlußfolgerungen auf seine Verschwendung geknüpft. Die Briefe und Akten geben ein ganz anderes Bild der Sachlage, und in der That würde die Lebensgeschichte eines deutschen Schriftstellers des achtzehnten Jahrhunderts ohne den Schatten der Not ja gleichsam eines charakteristischen Zuges entbehren.

Nach einem Briefe vom 6. August 1780 hätte Wekhrlin zwar damals einen Bedienten gehabt.

„Ein erheblicher Zufall beschäftigt mich", schreibt er dem Schwager. „Mein Bedienter liegt an einer tödtlichen Krankheit. Alle Pflichten fordern mich auf, ihn zu unterstützen. Er hat in diesen Gegenden keinen Freund außer mich. Er hat sein Schicksal an mich geheftet. Er hat mich in meinen glücklichen Umständen bedient und ist mir auch in meinen unglücklichen treu geblieben. Er hat meinen Mangel und meine Armuth mit mir getheilt und meinen sinkenden Muth öfters durch seinen guten Willen aufgerichtet. Er hinterläßt ein dreijähriges Mädchen, welches eine verlassene Waise ist, wenn ich mich seiner nicht annehme. Aber, da sei Gott vor, daß es den boshaften und unbarmherzigen Menschen zum Spiel überlassen bleibe!"

Im Januar 1779 muß er aber mangels des erforderlichen Kostüms eine Einladung zur Audienz bei dem Prinzen Louis von Württemberg zu Weiltingen* ausschlagen, und

* S. über Weiltingen Graues Ung. IX S. 117.

gegen das Ende des Jahres 1780 sieht er sich mangels der erforderlichen Mittel außer stande, dem Antrage statt zu geben, einer benachbarten Prinzessin* Unterricht zu erteilen: „Mit dem Ertrag meiner Schriften, demjenigen, was ich die Früchte meines Fleißes nenne, würde ich den Zustand, worin ich gegenwärtig lebe, vollkommen genüglich aushalten können. Meine gute Ökonomie, die Einschränkung meiner Wünsche und Ihre Wohlthaten, mein würdiger Herr Vetter, halten mich auf einem ehrbaren Fuß. Sie haben mich unterstützt, daß ich einen Theil meines Silbers, meiner Garderobe und meiner Bibliothek, die ich zu Wien zurückließ, auslösen konnte und wirklich wieder zum Besitz erlangt habe. Kurz, ich würde nicht Anlaß haben, Jemand mit einer Zumuthung beschwerlich zu fallen. Aber eben dasselbe Prinzip der Klugheit, welches mich gegenwärtig leitet, verbindet mich, einen Blick auf die Zukunft zu richten." „Man hat mir von Seite eines benachbarten Hofes den Antrag gemacht, daß ich mich zum Privatunterricht einer Prinzessin, insbesondere in der Staatsgeschichte, Staatsmoral und den schönen Schriften brauchen lassen möchte. Mit diesem Antrag hat man die Aussicht auf einen wirklichen Hofrathsdienst verknüpft." „Dieser Ruf ist für meine Eitelkeit nicht so schmeichelhaft, als er für meine Lage bekümmernd ist. Er gründet sich auf eine gänzliche Revolution in meinen gegenwärtigen Umständen, die einen baaren Aufwand von wenigstens 150 Gulden voraussetzt, wozu ich nicht Rath weiß. Dieser Aufwand bestehet z. B. in Anschaffung eines Bettes, denn bis jetzt schlafe ich in Miethbetten, Einrichtung eines Logis u. s. w. u. s. w." „Meine Mutter ist — ihre gottesfürchtige und zärtliche Seele gegen ihre Kinder abgerechnet — nichts, als ein stummes Werkzeug in den Händen ihres gegenwärtigen Mannes, eines sehr fatalen und übelberufenen Künstlers. Sie kann so wenig für sich thun, als ein Automat. Ihr Segen — dieß ist Alles, womit sie ihren Kindern dienen kann und wolle der Himmel, daß sie ihn nicht noch heimlich aussprechen muß! Der Herr Stadtschreiber Heuglin, den Gewissen, Mittel und alle

* Wie wir unten erfahren, einer Prinzessin von Öttingen.

Grundsätze der Pflicht und der Ehre verbänden, mir zu helfen, liebt den Mammon und seinen Sohn, meinen Stiefbruder, zu sehr, um sich mit dem Schicksal eines nun 14 Jahre in der Fremde irrenden, nicht völlig verdienstlosen und ihm immerzu — vor allen seinen übrigen Kindern ergeben gewesenen Sohnes zu befassen! Vergebens habe ich mich ihm bei ähnlichen Anlässen mehrmals zu Füßen geworfen. Daß meine Vorstellungen bloße Erdichtungen wären, dieß ist der ewige Locus communis, womit er sie abfertigt." „Unterdessen ist das Vermögen, so er besitzt, das Resultat eines Amtes, das ihm mein mütterlicher Großvater in der ausdrücklichen Absicht, um die Waisen des sel. Pfarrers Weckherlin zu versorgen, abgetreten hat." „Ich habe einen Termin von heute binnen vier Wochen stipulirt, um meinen Entschluß in Ansehen des vorhandenen Rufes von mir zu geben. Wenn ich die 150 Gulden, die mir unentbehrlich sind, nicht auftreiben kann, so werde ich den Ruf stoisch abschlagen und mit gelassener Beugung mein Glück von der Hand des Schicksals auf einem anderen Wege erwarten."

In der That scheint dies der Ausgang der Sache gewesen zu sein.

Wir haben bereits oben erwähnt, daß Wekhrlin bei seinem Abgang von der Heimat einen Vorempfang von 400 fl. quittiren mußte und außerdem nach Regensburg und Augsburg den Betrag von 115 fl. nachgeschickt erhielt. „Diese Summe, glaube ich", bemerkt er in dem schon citirten Briefe vom 1. November 1780, „überschreitet bei Weitem die Hoffnung nicht, wozu mich die Landesgesetze berechtigen, wenn anders mein anerstorben väterliches Vermögen einige hundert Gulden betragen hat, und wenn die Vermehrung des Vermögens meiner Mutter während ihrer zweiten Ehe so wichtig ist, wie Herr Heuglin seinen Kindern ewig vorwirft."

Von dem mit unverhehlter Freude begrüßten Ableben

des verhaßten Stiefvaters (16. Juli 1783) erhoffte Wekhrlin nicht nur „den Wiedergewinn seiner Freunde", sondern auch eine Verbesserung seiner materiellen Lage. Wie er bisher mit den einzelnen Gliedern seiner Familie gestanden, hat er um diese Zeit sehr anschaulich einem Vetter in einem Briefe vom 9. August 1783 geschildert:

„Sie fragen mich, ob man mir den Tod des Herrn Stadtschreiber Heuglin zu wissen gemacht habe? Ach! Unvergleichlicher Vetter, wie können Sie es vermuthen! — Mein Oheim starb vor einigen Jahren — der Amtsschreiber Kommerell — und Niemand ließ mich's erfahren. Meine Schwester Charlotte heirathete, man schrieb mir nichts davon. Sie starb, und ich wüßte es heute noch nicht, wenn man nicht meine Unterschrift nöthig gehabt hätte, um den Staub zu theilen. Alles dieß schreibe ich mehr einem Mangel des Wohlanstandes, der guten Lebensart zu, der leider, wie man sagt, ein Nationalcharakter meines Vaterlandes ist, als einem Fehler des Herzens. Es ist also natürlich, daß ich auch vom Tode meines Stiefvaters nichts wissen würde, ohne Sie." „Was soll ich Ihnen von dem Verständniß mit meiner Familie sagen? Das obige Bild sagt ihnen schon genug. Setzen Sie hinzu, daß ich überhaupt seit 17 Jahren, binnen welchen ich von meinem Vaterlande entfernt bin, keine Zeile aus dem Kreise meiner Blutsverwandten erhalten habe, es wären denn zwei bis drei Verweisbriefe von meinem ehemaligen Stiefvater." . . . „Mit meiner geliebten Mutter lebte ich niemals in Fehde; sie hatte vielmehr, wenn ich nicht irre, eine Art Vorliebe für mich gegen meine Geschwister. Sie wußte, daß ich sie immer rein und bieder geliebt habe. Nichts, als die Intriguen eines Mannes, der sie und sein Haus, nicht wie ein Gemahl und Vater, sondern wie ein Tyrann beherrschte, konnte ihr von Natur schwaches und imbezilles Wesen zu Einwilligungen beugen, wider die sich vielleicht ihr Inneres sträubte. Dieser Idee gemäß schmeichle ich mir, daß die Natur wieder in die Rechte treten und es nicht schwer sein werde, meine Mutter umzuwenden." „Mit meinem Bruder Friederich Wekherlin bin ich seit mehr, als 20 Jahren gänzlich außer Relation.

Wir hatten niemals weder activ, noch passiv, eine besondere Gemeinschaft. Seit meiner Abreise von Hause aber blieben wir einander völlig fremd und communicirten auch nicht durch eine Zeile."* „Die Pfarrerin zu Benern ist von Jugend auf mein liebstes und trautestes Geschwister gewesen. Ich wollte schwören, daß sich noch ein Funke von der Glut, womit wir einander liebten, in ihrem Busen erhalten hat. Sie hat mir auch, seitdem ich wieder in meiner vaterländischen Sphäre bin, einige Male und zwar mit Wärme und Offenheit geschrieben. Allein ihr Mann hat, wie ich glaube, aus politischen Ursachen die Correspondenz abgebrochen. Inzwischen hat er meine ganze Hochachtung und sollte es darauf ankommen, so glaube ich auf seine Gesinnung einigen Cas machen zu können." „Den Herrn Amtsschreiber Heuglin** zu Ludwigsburg kenne ich gar nicht; er war noch Kind, da ich das elterliche Haus verließ. Allein, da er aus den Lenden seines Vaters entsprungen ist, mache ich mir von seiner Seele und von seiner Neigung zu mir einen sehr schwachen Begriff." „Diejenige Person in der Nähe meiner Familie, auf die ich das meiste Vertrauen setze und mit Grund setzen zu dürfen glaube, ist mein Oheim, der Oberamtmann Andler zu Marbach. Er zeigte von Jugend an Leidenschaft für mich, nahm mich in Schutz und noch ganz neuerlich erhielt ich wesentliche Proben seiner Güte und Neigung zu mir."

Es läßt sich denken, daß unter den geschilderten Verhältnissen der Stiefvater auch keine letztwilligen Verfügungen zu Gunsten Wekhrlins traf. „Also", klagt der letztere, „mußte der elende Mann seine Rache noch bis über die Gränzen des Grabes hinüber treiben! Ich hoffe, daß dieses infernale Testament nicht zur Wirkung kommt. Das schönste Loch, welches man hineinbohren kann, ist, wenn meine Mutter bei den Gesinnungen der Übergabe bleibt."

---

* Herr Meyer-Cohn in Berlin besitzt einen langen Brief Wekhrlins an denselben d. d. Wien 3./4. Februar 1768.

** seinen Stiefbruder.

In der That machte die Witwe des Stadtschreibers Heuglin nach des letzteren Ableben ihrem Sohne erster Ehe eine Zuwendung, für die er ihr in einem etwas gewundenen Stil und in etwas übertriebenen Ausdrücken unterm 1. Weinmonat 1783, „ganz von Bewunderung und Dankbarkeit hingerissen", dankt. Offenbar gefiel ihm aber die Bestimmung nicht, daß er erst nach zwei Jahren in den Genuß der ihm ausgesetzten kleinen Rente treten solle und er äußert sich dahin, daß er diesen Zeitpunkt wohl kaum erleben werde, da ihn seine durch Reisen und Studien angegriffene Gesundheit durch tägliche wiederholte Anfälle erinnere, daß er am Ziele seiner Laufbahn sei. Noch in demselben Monat (am 24. Weinm. 1783) macht er dann den Versuch, einen Betrag von dem ihm ausgeworfenen Kapital, dessen Höhe nirgends angegeben ist,* herauszubekommen:

„Ist's erlaubt", schreibt er der Mutter, „daß sich Ihr Sohn aufs neue Ihren Knieen nähern darf? Ich wiederhole die Regung der Dankbarkeit und Verehrung, die ich Ihnen durch mein Schreiben vom 1. dß. erklärt habe. Ich bin von Ihrer Güte entzückt. Wie das Sprüchwort lehrt, zieht Ein Glück immer das Zweite nach sich. Der Ruf von den reichlichen Umständen, worin mich Ihre Muttertreue versetzte, hat den Fürsten, dessen Schutz ich huldige, veranlaßt, mir die Bedienung seines Legationsrathes vorzuschlagen.** Bloß von Ihrer Gesinnung hängt es ab, theuerste Mutter, ob ich den Antrag annehmen soll, oder nicht? Denn, daß ich für mich nicht im Stand bin, den zur Bekleidung eines solchen Ranges nöthigen Aufwand zu bestreiten, das weiß Niemand besser, als Sie. So fest ich vor vier

* Schlichtegroll behauptet, Wekhrlin habe von seinem väterlichen Vermögen einen jährlichen Zuschuß von 400 fl. erhalten.

** Die Wallersteiner Akten enthalten hierüber nichts; auch scheint keiner der fürstlichen Bediensteten je den Titel „Legationsrath" gehabt zu haben.

Wochen determinirt war, Ihre Güte nicht zu mißbrauchen und mich bei Ihrer für mich beliebten Disposition zu begnügen, so muß ich doch einen neuen Schritt zu Ihrer mütterlichen Gnade unternehmen." „Ein Glück, das uns der offenbare Wink der Vorsicht weist, verabsäumen, wäre Sünde gegen uns selbst." „In den regsten Bewegungen der Liebe und Ehrfurcht wage ich es also, mich Ihnen zu Füßen zu werfen und zu bitten, es möchte Ihnen gefällig sein, Ihren verehrenswürdigen Consens zu geben, daß der Herr K. R. (Kammerrat) Müller, als einen Vorschuß auf die von Ihrer mütterlichen Huld mir gewidmeten Renten hundert Dukaten aus dem Fonds der ihm übergebenen Kapitale ausliefern dürfe. Dieß soll mich unterstützen, die zur Entscheidung des vor mir liegenden Glücks nöthigen Taxen und Einrichtungskosten zu bestreiten." „Innerhalb 5—6 Jahren wird die im Fideicommiß hierdurch gemachte Lücke wieder ersetzt sein."

Als in Ludwigsburg keine Geneigtheit bestand, auf diesen Vorschlag einzugehen, wandte sich Wekhrlin um ein Darlehen an Schwester und Schwager nach Beuern. Pfarrer Beyer erholte hierüber den Rath eines Vetters (E. W. Weckherlin) und sein darauf bezüglicher Brief vom 15. Januar 1784 wirft mehr Licht auf die zu Grunde liegenden Verhältnisse, als viele Kundgebungen unseres Publizisten selbst.

„Einen Schwager um 300 fl. willen stecken zu lassen", schreibt Beyer, „ihm damit den Weg zu seiner beständigen Versorgung zu verschließen, oder auch nur zu erschweren, das wäre eine so schwarze, schändliche That, die ich verabscheuen und die mir meine Ruhe zerstören würde." „Aber 300 fl. wegzuwerfen, wenn man Familie hat und sich mit diesen 300 fl. noch einen lebenslänglichen Verdruß erkaufen, das ist doch auch Unsinn von der ersten Klasse. Nun, zwischen diesen zwei Mauern stecke ich eingeklammert und nur Ihr Rath, verehrungswürdigster Herr Vetter, kann mich und mein beängstigtes Weib herausreißen." „Man hat mir von Ludwigsburg aus die Sache wegen der Legationsrathsstelle und den verlangten 100 Dukaten geschrieben und hat mir auch die Gründe geschrieben, warum man sie versagt hat und ich konnte nichts dagegen einwenden."

Offenbar mit Bezug auf Vorbringungen Wekhrlins fährt dann der skeptisch gewordene Schwager fort:

„Von den Annuitäten und der Creditkasse in Hamburg weiß ich nichts; daß aber der Herr Ludwig als Autor der Chronologen bei seiner bekannten Großmuth, bei seinem Mitleid mit Anderen und bei der auch Ihnen, schätzbarster Herr Vetter, wohlbekannten Lage seiner häuslichen Verhältnisse in einem Jahre, bloß von seinem Fleiß, 1500 fl. angelegt habe, das glaube ich nicht. Weiter ist mir unbegreiflich, was der Hof zu N. (Wallerstein) mit einem Legationsrath machen wollte; wäre es aber nur eine Titulatur, so würde ja dieser leere Name den Herrn Ludwig nur in neue Unkosten stürzen." „Es ist begreiflich, daß es dem lieben Mann unendlich sauer angekommen sein muß, seinen Bruder um Vorspruch zu bitten; wie hätte er aber diesen sauern Schritt nöthig gehabt, wenn er in einem Jahre 1500 fl. auf Annuitäten geben konnte? Vier kleine Monate hätten ja die 100 Dukaten zusammengebracht, oder würden sie noch zusammen bringen und der Hof, wenn er es gut mit dem Legationsrath meinte, würde vermuthlich so lange warten."

An weitere Bedenken betreffs Ludwigsburgs und die Kargheit seiner eigenen Vermögensverhältnisse fügt sodann Pfarrer Beyer folgende allgemeine Betrachtungen, welche für die ganze Biographie Wekhrlins sehr belangreich sind:

„Das Kläglichste bei der Sache ist, daß wir dem Herrn Ludwig nicht ganz glauben dürfen. Die Professoratstelle in Wien, die Unternehmung der Maschenbauerschen Druckfreiheit in Augsburg, die Hofmeister- oder Lektorstelle in Öttingen* bei den Prinzessinnen waren lauter Vor-

* Wie wir unten sehen werden, hat sich Wekhrlin in seinen Schriften mit Öttingen mehrfach beschäftigt und wären ihm von Seite des dortigen Hofes Aufmerksamkeiten erwiesen worden. In einem Briefe vom 6. April 1784 heißt es: „Auf der Rückreise von Altdorf besah ich in Nürnberg die Rudera der Überschwemmung und wohnte zu Öttingen dem öffentlichen Redeakt der Gymnasiasten bei, wozu ich von der Regierung eingeladen war und wo mir zu Ehren über eine Stelle in dem Ungeheur geredet wurde."

spiegelungen, die am Ende verschwanden und die Legationsrathstelle hat mit allem diesem viele Gleichheit."

Trotz der geltend gemachten Bedenken wurde das Darlehen, wenn auch in dem verminderten Betrage von 150 fl., hingegeben. Der konsultierte Vetter C. W. Weckherlin schreibt darüber unterm 4. März 1784 an Pfarrer Beyer:

„Sie und Ihre Friederike haben eine sich auszeichnende Probe Ihres gemeinschaftlichen guten Herzens abgelegt und ich selbst bin darüber vergnügt, daß Sie dem Herrn Ludwig das Anlehen mit einer solchen guten Art machen, die seine Handlungsweise eben nicht verdienen würde." „Nun wollen wir sehen, was aus dem Projekt eines Geschäftsträgers herauskommt. Wahrscheinlich nichts Großes; aber der Handel wird ein Probierstein sein; wenn er Sie unter den gegenwärtigen Umständen hintergehen wollte, so wüßte ich ihn nicht zu entschuldigen, so geneigt ich auch sonst war, seine Partei zu der Zeit zu nehmen, als er von seinen Eltern gar zu kurz gehalten, ich will nicht sagen — verfolgt war."

Der Ausdruck in dem eben angeführten Briefe: „das Projekt eines Geschäftsträgers" legt die Annahme nahe, Wekhrlin habe sein Gesuch um ein Darlehen nicht nur mit der Aussicht auf die Erlangung eines Titels, sondern auch mit der Absicht begründet, wieder in die diplomatische Sphäre einzutreten. Über diese Pläne gibt ein späterer Brief vom 10. Herbstmonat 1786 Aufschluß:

„Wann, gütige Götter! — wann werde ich diese Laufbahn endigen? — Hier, trauter Mann, schließe ich Ihnen mein Herz auf: Sie — Sie allein sind's würdig! Schon in den Fünfzigern und noch keine solide Bestimmung! — Das ist, ich gestehe es, traurig, unrühmlich. Aber so flüchtig mein Leben zu sein scheint, so war's doch nie ohne Plan. Die einzigen Geschäfte, wozu es mich gelangen ließ* — denn meinen Schreiberwandel zu Ludwigsburg habe ich

* Daß er früher behauptete, in Wien im Lehrfach thätig gewesen zu sein, hat Wekhrlin offenbar hier vergessen. (S. S. 36.)

aus dem Register meines Lebens ausgestrichen — sind die gesandtschaftlichen. Ich darf glauben, während meines emploi als Secrétaire de Légation beim Ministerium des allzu unglücklichen* Prinzen Rohan mit Einsicht und Beifall gedient zu haben. Die Kenntnisse, die ich mir in diesem Fache erworben, habe ich seitdem nicht verloren, vielmehr cultivire ich sie aus Instinkt, aus Vorhang (Vorliebe)." „Hätte mein Loos mich den Tod meiner Mutter überleben lassen, das ist, mir die Mittel erlaubt, einen Entwurf zu machen, so wäre es der: unter dem Kreditiv einiger kleiner Fürstenhöfe, deren Wort ich habe, mich als Resident zu Frankfurt am Main anzusiedeln und so das Ende meiner Laufbahn noch mit einigen Lorbeeren zu krönen."

Ein Darlehen von 150 Gulden konnte freilich solche Pläne, die übrigens Wekhrlin selbst einige Zeilen weiter unten „bloße Luftschlösser" nennt, ihrer Verwirklichung kaum näher bringen. Reichten doch die ihm von der Mutter ausgesetzte kleine Rente, die gelegentlichen Unterstützungen anderer Verwandten und der Ertrag seiner Feder nicht immer aus, seine bescheidenen Bedürfnisse zu decken und ihn vor der bittersten Not zu schützen, insbesondere wenn irgendwelche außerordentliche Ausgaben an ihn herantraten. Zum Belege hiefür mag folgender Klagebrief dienen, den er am 9. Juni 1785 an die hilfreiche Schwester richtete:

„Wundern Sie Sich nicht, meine Beste, über mein Schweigen! — Der sibirische Winter, den wir erstanden, ertödtete mich. — Nur mit dem heutigen Sonnenstrahl komme ich wieder in's Leben. In der That, eine schlimme, ununterbrochene Krankheit kostete mich dieser grausame Winter. Diese Krankheit, die mich an Geist und Geld erschöpfte, entzog mich der menschlichen Verbindung ganz und raubte mir sieben Monate lang den Genuß des Lebens." „Die wenigen Augenblicke, so mir der Schmerz übrig ließ, mußte ich meiner Schrift, dem einzigen Erhaltungspunkt meines Daseins,

* durch die Halsbandaffaire.

widmen. So ist's. — Nunmehr bin ich elend. Dieser Winter kostet mich nicht nur fünfhundert Gulden, sondern eine Gesundheit, die ich nimmer kriegen werde." „Entschuldigen Sie mich doch, ich beschwöre Sie, bei unserer theuersten Mutter, daß ich nichts von mir hören ließ. Hier ist die Ursache." „Ich werde Ihnen bei diesen Umständen zwar mein Wort nicht halten können, Sie diesen Sommer zu Beuern zu besuchen. Aber ich werde es desto gewisser auf den Herbst zu erfüllen trachten." „Zwar machen mir die Ärzte, oder vielmehr Wundärzte, denn die Krankheit löste sich in einen offenen Fuß auf, gute Hoffnung; aber ich traue weniger ihrer Kunst, als der Milderung des Wetters, meiner guten Lebensordnung und der Güte der Vorsicht, die mich auf einer zwölfjährigen Wallfahrt durch die Länder Europas bei weit gefährlicheren Zufällen erhalten hat." *

Dann kommen wieder bessere Tage, und der einsame Mann darf der Hoffnung auf eine bescheidene dauernde Ordnung seiner Verhältnisse Raum geben:

„Ich lebe sehr einfach", schreibt er ein Jahr später (unterm 15. Hornung 1786). „Für meinen verstorbenen Bedienten habe ich nun ein Mädchen eingethan, das mir zugleich kocht und näht. Ich führe ganz meine eigene Einrichtung. Aus den Unkosten, die ich hatte, mir Betten, Tischzeug, Schreinwerk, Küchengeräthe für mich und meinen Dienstboten anzuschaffen, können Sie urtheilen, wie nöthig mir Ihre Unterstützung war. So seltsam ist mein Leben: erstlich hatte ich Mühe, mir diesen Kram anzuschaffen; wenn ich nun

* Klagen über körperliches Übelbefinden begegnen wir schon im ersten Bande der Chronologen (1779 S. 132). „Muse, wenn Du an die Ufer der Tiber kommst, so grüße mir den Abt Mylani. Fragt er, was ich thue, so sag ihm, daß ich schlechte Bücher schreibe. Erzähl' ihm, daß ich am Leibe noch mehr, als am Geiste krank bin — daß ich im Winkel meines Vaterlandes höchst finstere Tage verlebe, nicht weil ich nicht mehr im edlen Rom beim fröhlichen Falerner meine Abende in vertraulichen Unterredungen hinbringen kann, noch an Lesbiens Busen das Glück der Welt schmecken, sondern weil ich das traurige Gerippe des Fiebers täglich vor mir stehen sehe."

wieder weiterziehe, so habe ich neue Mühe, ihn wieder los zu werden. Hier zu Lande kennt man die Mode der Auctionen nicht." „Unterdessen habe ich es doch soweit gebracht, daß ich ruhig sterben kann. Meine Bibliothek, meine Garderobe und meine Möbel werden die Leiche sattsam bezahlen und man wird meine ganze Wirthschaftsrechnung in der äußersten Ordnung finden."

Die Verhältnisse zu dem mütterlichen Hause fahren auch nach dem Tode des Stiefvaters fort, mißliche zu sein.

„Ihre Bemühung", schreibt Wekhrlin mit Bezug darauf unter dem 20. Christmonat 1784 der Schwester, „die Bande zwischen mir und Ludwigsburg anzuknüpfen, ist dankenswerth, aber umsonst. Ich denke mir drei Gattungen Menschengeschlecht zu Ludwigsburg: Gecken, Schurken und Statuen. Zur ersten rechne ich, mit Ehren zu melden, Seine Schreibseligkeit, den Herrn Amtssubstitut Widder, meinen Exschwager und Cons., zur zweiten unseren — in jedem Begriff des Wortes — theuern Bruder Heuglin, zur dritten Herrn Sekretär Weckherlin. Sie sehen, daß die Partie nicht für mich ist."

Hingegen kommt am 16. Mai 1786 zu Geislingen endlich die Begegnung Wekhrlins mit Schwester und Schwager Beyer zu stande, welche schon bei Hingabe des Darlehens zur weiteren Klärung der Verhältnisse und später zur Verabredung eines gemeinsamen Vorgehens in der Erbschaftsangelegenheit in Aussicht genommen worden war. Schon am 6. April 1784 bezeichnet Wekhrlin den Tag des Wiedersehens als den schönsten, der ihm in 17 Jahren aufgehen werde. Seitdem ist in seinen Briefen mehrfach davon die Rede, und je näher der Zeitpunkt rückt, um so gehobener wird seine Stimmung. „Mein Fuß ist heil: ich fühle nichts auf der Brust: mein ganzes Leben ist wieder da: kurz ich weiß Nichts mehr, als wie ich eilen soll, mich an Ihren Busen zu werfen, unschätzbares Weib, für den Werth Ihrer Freundschaft und — Ihres Pflasters zu danken" (an die

Schwester am 20. März 1786). Er bittet, eine seiner geliebten Nichten mitzubringen, aber er verspricht, absolut keine Unkosten zu verursachen: „Meine Seele ist von dem Gedanken, das Liebste meiner Geschwister nach zwanzig Jahren wiederzusehen, zu sehr entzückt, um Beschwernisse dabei aufkommen zu lassen.“ Geislingen war schließlich vor anderen vorgeschlagenen Orten als Vereinigungspunkt wegen seiner Nähe und weil Wekhrlin die dortigen Beindrechslerfabriken einsehen wollte, der Vorzug gegeben worden. Ein Billet vom 28. April 1786 enthält das Reiseprogramm:

„Am 15. Mai gehe ich hier ab und bin Abends in Geislingen. Den folgenden Morgen widme ich meiner Nebenbestimmung, die Fabriken zu durchstöbern und bestelle indeß eine Mittagtafel für vier Personen. Sie fahren am 16. aus und treffen Mittags ein. Nun ist der Rest des Tages unser, denn am 17. frühe muß ich wieder wenden; weil ich, wie Sie, nur drei Tage zu verlieren habe.“ „Schauen Sie in Ihren Wandkalender, so werden Sie sehen, wie artig es sich trifft, daß der 16. Mai just der Festtag ist von Ihrem Peregrinus.“

Den Schwager lädt er mit folgenden Worten ein, sich an dem Stelldichein zu betheiligen:

„Mann nach dem Herzen Gottes und Ludwigs! Schlagen Sie mir die Hoffnung nicht ab. Es ist die schönste Frucht, die der Lenz bringen kann; reizlos müßte dieser vornehme Mond ohne sie verwelken und mit Bedauern würde ich ihn in meinem Kalender ausstreichen.“ „Wie viel haben wir auszutragen! Toleranz — Religionsverein — Barth, Seiler, Döderlin — Sozinianer — schwäbisches Museum — Religion und Freigeisterei — welche Materie! — Und vielleicht nur einen Tag dazu!“

Obwohl er erst einen Monat später, unterm 15. Brachmonat 1786, der Geislinger Begegnung eine briefliche Erinnerung widmet, so ist doch sein Gemüt sichtlich noch ganz

erwärmt und erheitert von der verwandtschaftlichen Liebe, die er dort gefunden:

„Gott zum Gruß! Wo soll ich anfangen? Entzückt vom seligen Tag, den ich in Geislingen genoß, ist meine Seele voll." „Dank für Alles — für Ihren unvergeßlichen, wohlthätigen Besuch — für den Wein, der mich unendlich erquickt — das Sauerwasser, so mir sehr anschlägt — den unzuvergleichenden Kirschgeist, die trefflichen Weichsel und dann die Zeche, die Ihr lieber Pfarrer so freigebig für mich übernahm! Alles dieß ist mir unaustilgbar. Wie kann ich's verschulden? Arm ist Ihr treuer Ludwig und doch wünschte er seine Empfindlichkeit durch Etwas auszudrücken. Erlauben Sie also, einzige, beste Friederike, daß ich Ihre Schachteln nicht leer zurückschicke (er füllte sie mit Konfekt ꝛc.). Es ist das Mindeste, was ich einstweilen vermag." „Ein halbes Dutzend Flaschen Steinwein für meinen wackeren Schwager, — nicht zum Gegengewicht für sein Fäßchen, dazu reicht's nicht, sondern um meine Gesundheit zu trinken, oder den 16. Mai zu feiern, oder — wenn er lieber will — ihn mit dem Württemberger vergleichen — warten nur auf kühles Wetter, um nachzufolgen. Gleichfalls beruhet das Bindband, so ich meinen liebenswürdigen zwei Nichten, Ricke und Lotte, gewidmet habe, bloß auf meiner nächsten Reise nach Nürnberg oder Augsburg, um etwas Würdiges und Solides zu kaufen." „Verschmähen Sie, liebstes Weib, meine Bestrebungen nicht. Von nun an lebe ich, sterbe ich für Niemand mehr, als für diese Kinder. Ihre Bildung, ihre Erziehung, ihre Reize haben mich bezaubert. Wie glücklich bin ich, sie erlebt zu haben!" „Verzeihen Sie, daß ich Ihnen nicht eher schrieb. Auf dem Rückwege fand ich eine Estafette, die mich zum Fürsten von Wallerstein nach Dischingen, wo er beim Taxis'schen Hof in Visite war, berief; und von dort aus nahm mich der Fürst mit sich nach München: so kam ich erst vorige Woche nach Haus." „Sind Sie wohl zu Haus gekommen? Dieser Tag war der schönste meines Lebens: er hat mir ein ganz neues Dasein gegeben. Wie sollte Herr Jakob Hochkopf* zu Ludwigsburg grinsen, wenn er wüßte, wie vergnügt, wie glücklich, wie traulich wir bei-

* Sein Stiefbruder Heuglin.

sammen waren!" „Süßes Weib bei unserer Abrede bleibts: nämlich, daß ich bis in den Tod der wahrhaftigste, der trauteste, der wärmste Ihrer Brüder bin: nie soll dieß Herz lügen und immer soll es Andere beschämen." „Schätzbar war mir allezeit Ihr Mann: aber so edel, so solid, so aufgeklärt hätte ich mir ihn doch nicht vorgestellt, wie ich ihn fand. Er ist von nun an mein Idol." „Ich befürchte, daß ich mich Ihnen nur als einen Schäcker gezeigt habe; die Zeit war leider zu kurz und die Begebenheit zu hinreißend, um mich zu entwickeln; ärgern Sie Sich aber nicht, liebste Freunde, erst wollte ich meinem Herzen Luft machen, der frohen ungenirten Ergießung desselben: hätte es die Zeit erlaubt, so würde sich vielleicht auch die Vernunft eingefunden haben. Heilig bleibt unterdessen Alles in meinem Busen vergraben, was Sie mir anvertrauten und treu bleib' ich meinem Wort, seiner Zeit Nichts ohne Sie zu thun." rc.

Für den Sommer 1786 hegte er diesem Brief zufolge noch anderweitige Reisepläne:

„Der Herzog Ludwig von Württemberg, der in Weiltingen residirt, hat mich berufen, ich muß nach Nürnberg, um mich mit meinem Verleger zu benehmen. Zu Dillingen erwartet man mich bei der Einweihung der neuen Normalschule und zu Konstanz beim Kongreß der Gelehrten."

Was er aber hiervon ausgeführt hat, ist den Quellen nicht zu entnehmen.

Dem Berichte Schlichtegrolls über die angeblichen Ausschweifungen unseres Publicisten in seiner Baldinger Zeit haben wir teils Wekhrlins eigenes nicht verdächtiges Zeugnis, teils das der Akten entgegenzusetzen. „Als theoretischer Anhänger Epikurs verläugnete Wekhrlin" — nach Schlichtegroll — „auch in seinem praktischen Leben nicht, daß ihm das sinnliche Vergnügen die Regel seines Thuns sei. Wollust und Wein waren die Götzen, denen er in früheren Jahren zu freigebig geopfert hatte. Die Wirkung entsprach der Ur-

sache. Ein Beinfraß nagte an seinem Leben und zu spät erkannte und lernte er die Wahrheit: das Laster ist ein Rechnungsfehler. Alle hitzigen Getränke waren ihm verboten; auch lebte er dieser Vorschrift so ziemlich gemäß. Nur von Zeit zu Zeit konnte er sich das Vergnügen nicht versagen, zu große Becher zu leeren, die ihn dann gewöhnlich in eine Pfütze, oder in einen Graben warfen, woraus ihn seine Magd mit Mühe zog und nach Hause führte."

An dieser ganzen Expectoration ist wohl nur der Satz richtig, daß Wekhrlin der Vorschrift gemäß lebte, sich hitziger Getränke zu enthalten, denn wir haben keinen Grund, die Äußerungen über seine Diät in Zweifel zu ziehen, die er unter Verdankung von ein paar Flaschen Kirschwasser der Schwester gegenüber am 15. Hornung 1786 niederschreibt:

„Damit Sie den Werth Ihres Präsentes wissen, sollen Sie erfahren, daß es hier zu Lande kein Kirschwasser giebt." „Die Welt um mich her lebt bloß von Bier und einem elenden Fruchtbranntwein." „Da ich seit acht Jahren bloß von Wasser lebe, weil mir das Bier zu verächtlich, der Wein aber zu kostbar ist, so soll mir Ihr liebes Präsent zu einer rechten Magenstärkung werden. Ungeachtet der Pritschmeister des Anselmus Rabiosus sagt, daß meine Feder nach dem Bierkrug rieche, so ist Nichts gewisser, als daß mir nie ein Tropfen über die Lippen kommt, und daß das Bier meiner ganzen Natur zuwider ist. Meine Nahrung ist — Quellwasser. Nur selten, wenn ich mir einen Festtag machen will, oder die Erschöpfung meiner Kräfte es fordert, genieße ich einen Kelch Burgunder oder Frankenwein. Diese Erholung ist mir nothwendiger, als ich sie mir schaffen kann, weil ich tausend dringendere Bedürfnisse habe: schon länger, als vier Jahre lebt bei mir der Apotheker auf Kosten des Weinwirths."

Auch über sein Fußleiden verbreitet sich Wekhrlin in demselben Briefe sehr ausführlich. Wir erfahren daraus,

daß er 32 Löcher am Bein hatte und zuweilen mit einer Kühnheit in ihnen „herum arbeitete und schnitt, daß die Wundärzte erstaunten und zurücktraten. Öfters wenn mich meine Dienstboten mit dem Scheermesser in der Hand und mit einem Heldenmuth, der ihnen Thränen auspreßte, über meinem Fuß beschäftigt sahen, so sanken sie in Ohnmacht." — Die Frage, woher das Übel komme, beantwortet er folgendermaßen: „Ach, Freundin, fragen Sie keinen Menschen, der sich zwanzig Jahre in der Fremde herumschlägt, manche Länder, manche Sitten, manches Klima, besucht hat, immer zwischen Überdruß und Noth schwamm, nicht, woher er den Scorbut habe. Für diesen halte ich meine Krankheit. Das allgemeine Übel der Reisenden!"

„Mit dem komischsten Witze", fährt Schlichtegroll fort, „wußte Wekhrlin über die Menge der liederlichen Dirnen zu spotten, die ihn zum Vater ihrer unehelichen Kinder angaben, ungeachtet er die meisten nicht einmal gesehen hatte."

Das wallersteinische Archiv verwahrt nur die Akten eines Alimentationsprozesses gegen Wekhrlin. Eine gewisse Kath. Barb. Faulmüller von Bopfingen stellte im Jahre 1783 eine dießbezügliche Klage gegen ihn, der er eine den Juristen bekannte Einrede entgegen zu setzen hatte. Die Sache scheint auf privatem Wege beigelegt worden zu sein.

Kapitel XII.

(1778—1787.)

Wekhrlins Rache an dem Bürgermeister von Tröltsch und an der Reichsstadt Nördlingen. Christian von Tröltsch. Pasquillgeschichten. Auslieferungsantrag der Reichsstadt Nördlingen an den Fürsten Kraft Ernst zu Öttingen-Wallerstein.

„Mitten unter diesen besseren Beschäftigungen", fährt der erste Biograph Wekhrlins fort, „konnte er die Schande nicht vergessen, die ihm Nördlingen durch eine Verweisung angethan."

Es dürfte kaum einem Zweifel unterliegen, daß ein persönliches Zerwürfnis mit dem Nördlinger Bürgermeister von Tröltsch zu derselben Anlaß gegeben hatte. Anfänglich scheint Wekhrlin Hoffnungen auf Tröltsch gesetzt zu haben; denn er zählt ihn in dem oben angeführten Briefe vom 4. Januar 1778 unter seinen Freunden auf. Was mag wohl diesen besseren Beziehungen ein so jähes Ende bereitet haben? Dr. Karl von Knoblauch glaubt, daß man die Angabe in der Vorrede zu dem Pasquill „Pips von Hasenfus", wonach der regierende Bürgermeister dem Verfasser 30 Jagdhiebe abmessen ließ, auf Wekhrlin beziehen und ernst nehmen dürfe, was ich meinerseits bezweifle.*

An einer einzigen Stelle der Akten geschieht der „Privat-

* In einem Briefe an den Kaufmann Rehm in Augsburg, dem Wekhrlin 6 Exemplare des Pasquills übersandte, schreibt er (8. April 1787): „Das Faktum in der Vorrede soll wirklich wahr und einem Studios. medicinae ereignet, auch die meisten Züge im Text selbst höchst gegründet sein.

händel" Wekhrlins mit dem Bürgermeister von Tröltsch Erwähnung. Der Nördlinger Musikdirektor Nopitsch, ein Freund Wekhrlins, ließ sich zu darauf bezüglichen Anspielungen hinreißen, als er wegen des Verdachts der Verbreitung eines Wekhrlinschen Pasquilles im Gefängnis saß und ihm über der Länge seiner Haft der Faden der Geduld riß. — „Was geht es mich an", schrieb er, „wenn Herr Bürgermeister von Tröltsch mit Herrn von Wekhrlin Händel hat? Wenn Herr von Tröltsch von Herrn von Wekhrlin schon verschiedene Male durch Billete cavalièrement gefordert wurde, aber nie gestanden ist? — Wenn aus derselben Ursache Herr von Tröltsch von Herrn von Tanstein zu Kleinerdlingen im Schloß beinahe zum Fenster hinausgeworfen wurde, was Rath Peters dadurch verhinderte, daß er den Herrn Bürgermeister bei den Füssen erwischte? Wenn ferner aus derselben Ursache Herr von Tröltsch durch den Hauptmann von Chamot auf der Löpsinger Chaussée aus der Kutsche herausgerissen und mit der Hundspeitsche geprügelt wurde, was mir Herr von Chamot mit dem Beisatz erzählte, der Löpsinger Pfarrer habe das Faktum zu Protokoll nehmen müssen und die Flurer und Betteljuden, welche den Spektakel mitansahen, hätten als Zeugen dabei fungirt."

Diese vorlauten Äußerungen trugen dem unvorsichtigen Musikdirektor eine vierwöchentliche Gefängnisstrafe auf einem Thorturme ein; außerdem mußte er vor dem versammelten Rate Abbitte leisten, während die Eingabe, welche die respektwidrigen Äußerungen enthielt, von dem Amtsknecht zerrissen und ihm vor die Füsse geworfen wurde. — So lautete das Urteil und so gefährlich war es, den Zorn des Nörd-

linger Gebieters zu reizen, selbst wenn man vielleicht in der Lage war, den Wahrheitsbeweis führen zu können.

Schon kurz nach der Ausweisung Wekhrlins aus Nördlingen findet sich in einem Supplement zum „Felleisen“ (N. 34 vom 8. Mai 1778) ein Schriftchen angekündet: „Das Leben und die Narrheiten des Don Pantalone Rodriguez Papesiguira, Doktors und ehrwürdigen Bürgermeisters zu Mancha, a. d. Spanischen, Riga 1778 8°“, aus dessen ziemlich eingehender Inhaltsanzeige sich ergiebt, daß es sich dabei um ein Pasquill auf den Nördlinger Bürgermeister von Tröltsch handelte. Da Wekhrlin darauf im 11. Bande der Chronologen (S. 84 u. f.) zurückkommt, darf wohl angenommen werden, daß die Schrift auch wirklich erschienen ist, wenn sich auch heutigen Tages keine Spur mehr davon findet.

Hingegen bewahrt die so reichhaltige fürstlich wallersteinsche Bibliothek zu Maihingen noch ein Exemplar eines Pasquills: „Das Bürgermeisteramt des Harlekin, eine Fastnachtsfrazze mit Tänzen (1779. 8°. 239 S.)“, dessen Spitze ebenso zweifellos gegen von Tröltsch gerichtet war.

Es spielt dieser Mann in dem Lebensdrama Wekhrlins eine so eingreifende und zugleich mysteriöse Rolle, seine Erscheinung bietet außerdem so sprechend den Typus des reichsstädtischen „Souveräns“ der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, daß wir uns nicht versagen können, seine Lebensumrisse hier wiederzugeben.

Georg Christian Tröltsch* wurde am 21. Februar 1731

* Er wurde mit seinen zwei Brüdern 1764 in den Reichsadelstand und von Karl Theodor während des Reichsvikariats 1790 in den Freiherrnstand erhoben, wozu der Umstand den Anlaß bot,

zu Nördlingen geboren. Erst sein Vater war aus Weissenburg nach Nördlingen eingewandert und hatte daselbst fünfundzwanzig Jahre lang die Stelle eines Stadtammans begleitet. Georg Christian widmete sich dem Studium der Medizin, promovierte 1751 auf der Universität Erlangen und wurde in der Folge bischöflich freysingischer, dann fürstlich ellwangischer und öttingischer Hofrat und Leibarzt. Sein medizinischer Beruf nahm ihn jedoch nicht ausschließlich in Anspruch; er betrieb nebenher das Studium der Polizeiwissenschaft und der deutschen Reichsverfassung, als dessen Früchte seine späteren, übrigens ganz unbedeutenden Schriften: „Über die Würde des hohen Fuggerischen Hauses" und seine „Betrachtungen der Vorzüge der Deutschen Reichsverfassung" anzusehen sind. Dies, sowie wohl noch mehr die Protektion eines älteren Bruders, welcher als fürstlich öttingischer Regierungsrat mit dem Kaiserhofe zu Wien in Berührung kam, mochte ihm förderlich geworden sein. Er wurde durch Reichshofratskonklusum vom 12. Februar 1762 in den inneren Rat seiner Geburtsstadt berufen und gelangte neun Jahre später zur Bürgermeisterwürde.

Wekhrlins Pasquill schildert die Geschichte seines Emporkommens mit folgenden Zügen: „Ich wurde", erzählt Harlekin, „mit geringer Mühe Senator. Ich setzte dazu eine sehr einfache Maschine in Bewegung: eine reiche Heirath. Das große System meiner Kunstgriffe hob ich auf wichtigere Gelegenheit auf. Ich beschloß, Bürgermeister und Regent

---

daß der Augsburger Rechtskonsulent J. F. von Tröltsch Beisitzer des Reichs-Vikariatshofgerichtes war.

der Stadt zu werden. Der Bürgermeister, mein Vorgänger, starb; dieß war das Signal, mich zu entfalten." „Beinahe vom untersten Posten eines gemeinen Senators, im Angesichte einer Menge würdiger und verdienter Konkurrenten schwang ich mich bis zum Tribun. So lange ich auf der Senatorenbank saß, hatte ich mich insgeheim damit beschäftigt, die schwachen Seiten meiner Kollegen auszuspähen." „Ich versicherte einen Jeden unter der Hand, daß er durch meine Ernennung sein eigenes Glück befördern würde. Ich sprach von ewiger Dankbarkeit, ich zerfloß in Bückungen und Erniedrigung. — Eins schien mir im Wege zu stehen: mein Vorfahrer hatte große und wahre persönliche Verdienste besessen. Diesem beugte ich dadurch vor, daß ich in meinem Anschreiben an den Magistrat auf eine feine Weise einfließen ließ, das Talent eines regierenden Oberherrn von N.* erfordere nicht so sehr juristische Anlage, als vielmehr eine Gegenwart des Geistes, die bei jedem Vorfall mit geschwinden Entschlüssen versehen sei."

Selbst diese ganz hämische Darstellung muß wenigstens die Weltklugheit des Geschmähten anerkennen. — Christian von Tröltsch erhielt sich 33 Jahre lang im Amte. Er war am längsten und der letzte Bürgermeister der freien Reichsstadt Nördlingen. Als die Stadt i. J. 1802 an Bayern kam, stand er an der Spitze der Deputation, die nach München abgeordnet wurde, um dem Kurfürsten Max Joseph „die schuldige Devotion zu bezeugen"; aber erst im Jahre 1804 konnte er sich entschließen, das letzte Zeichen ehemaliger Größe — das Schilderhaus vor seinem Hause — bei Nacht und Nebel wegschaffen zu lassen. Er starb erst 1813; „so ruht der Schnitter auf der Garbe" — steht auf seinem

verwilderten, epheuüberwucherten Grabe auf dem schönen Nördlinger Friedhof.

Ist eine so lange Amtsdauer schon an sich geeignet, sich dem Gedächtnis der Zeitgenossen einzuprägen, so kamen bei Tröltsch außergewöhnliche Eigenschaften des Geistes und Charakters hinzu, und noch heute leben in der Erinnerung einer Urenkelgeneration einzelne Züge der Gewaltthätigkeit und der Energie dieses Mannes fort. Die Veröffentlichungen jener Zeit sind einstimmig, seinen „geprüften Weltgeist“, seine politischen Talente zu rühmen. In einem Aufruf zur Feier seiner sechsundzwanzigjährigen „ruhmvollen“ Verwaltung findet sich folgende charakteristische Strophe:

„Er wog das Glück der Stadt und, o, die Schaale,
Vom Staatengeiste leer,
Rein ausgeleert, wie gähnende Pokale,
Sank nieder voll und schwer!“

Der Beginn seiner selbständigen Thätigkeit fiel in Jahre der Hungersnot, denen bald Jahre des Krieges folgten, welche die Stadt an den Rand des finanziellen Ruins brachten. So hatten seine volkswirtschaftlichen Einsichten gleich anfangs Gelegenheit, sich zu bethätigen. Es gelang seiner umsichtigen Leitung, Ersparungen zu erzielen, in Zeiten allgemeiner Bedrängnis unter günstigen Bedingungen Kapitalien aufzunehmen, er sorgte für Einfuhr von ausländischem Getreide, verbesserte die Landwirtschaft und das Schulwesen der Stadt und trat überall durchgreifend auf.

Daß er über der Sorge um das öffentliche Wohl seinen privaten Vorteil nicht ganz vergaß, mag vielleicht seine Richtigkeit haben. So bildete unter anderem der Garnhandel, den er auf der ihm gehörenden Bleiche betrieb,

einen der Hauptbeschwerdepunkte in dem Aufstand, welchen die Weber in Nördlingen im Jahre 1791 gegen den Rat anzettelten.

Die angeblichen Schandthaten des Bürgermeisters von Tröltsch im privaten, wie im öffentlichen Leben, seine Ausschweifungen, seine Eigennützigkeit, seine Ungerechtigkeit und Eigenmächtigkeit werden nun in dem „Bürgermeisteramt des Harlekin“ dramatisch behandelt. Wir erfahren, wie er dem Meister Ehrlich einen Fischweiher abpreßt, auf dem seine Tochter gerne Gondel fahren möchte, wie er sich von erkauften Federn lobhudeln läßt, wie er mit dem Rate umspringt, Akten fälscht u. s. w. u. s. w., bis endlich als Deus ex machina ein kaiserlicher Kommissär erscheint, der ihn absetzt und, auf einen Esel gebunden, aus der Stadt führen läßt.

Das Schriftchen enthält mehr Obscönes, als Geistreiches. Daß es aber in der That von Wekhrlin herrührt, ist ganz außer Zweifel. Nicht nur die Aufzeichnungen gleichzeitig lebender Personen und die Zeugenaussagen des späteren Pasquillprozesses sprechen dafür, sondern auch der Inhalt. Wie charakteristisch dafür ist der Vorwurf, daß Herr von Tröltsch nicht einmal die Fähigkeit besitze, sich des Beifalls der benachbarten Fürsten würdig zu machen, d. h. insbesondere des Fürsten Kraft Ernst von Öttingen, der Wekhrlin den Aufenthalt in seinem Lande vergönnte! — Oder die folgende Stelle, die ganz Anspielung auf Wekhrlins eigenen Fall zu sein scheint: „In den Rathsversammlungen herrsche ich bloß vermittelst der Überlegenheit meines Geistes: im Publicum aber durch die Gewalt, durch den Trotz eines Tyrannen. Mein Antichambre besteht beständig

aus einem Haufen Häscher. Ich halte Spions. **Insbesondere aber trachte ich, wo ich irgend einen ehrlichen Mann weiß, ihn aus der Stadt zu verweisen.** Hierin liegt ein eigener Kunstgriff. Liederliche Jungen, abgewürdigte Leute, die aus ihrem Vaterlande verwiesen werden, erregen keine Aufmerksamkeit. Aber wenn ein Mann von berufener Ehrlichkeit, dessen Aufführung unbescholten ist, der die Hochachtung des Publicums besessen hat, aus einer Stadt abgeschafft wird, so erregt es eine allgemeine Sensation unter Einheimischen und Nachbaren. Es zieht den Blick des Publicums auf die Macht, auf die Hoheit, auf die Unverschämtheit des regierenden Bürgermeisters."

Merkwürdigerweise gelangte „Das Bürgermeisteramt des Harlekin" niemals zur Kenntnis des Nördlinger Rates und wurde auch nicht offiziell verfolgt. Bedürfte es übrigens noch eines Beweises für die Urheberschaft Wekhrlins, so würde er in den „Avertissements" liegen, die bei Gelegenheit der Haussuchungen über das Pasquill von 1786 bei einigen Bürgern aufgefunden wurden und im Jahre 1781 ein „Nachstück zu der unter dem Titel: ‚Das Bürgermeisteramt des Harlekin' erschienenen Fastnachtsfrazze" in Aussicht stellten. Wekhrlin selbst hat eingeräumt, daß diese Ankündigungen von ihm herrühren und ihre näheren Angaben in seinen späteren Verhören nur durch die Versicherung abzuschwächen gesucht, weder der Plan, noch die Ausführung sei bis dato zu stande gekommen.

Daß Wekhrlin außerdem in seinen Zeitschriften die benachbarte Reichsstadt Nördlingen, „die kleinfügige", bald offen, bald in durchsichtigen Anspielungen geißelte, darf unter diesen Verhältnissen nicht Wunder nehmen.

„Schauet eure Nachbaren an“, ruft er den Wallersteinern anläßlich der Aufzählung der Vorzüge der Herrschaft vor der Freiheit zu, „die sich freie Bürger nennen. Sind sie mehr, als die verächtlichen Sklaven einer Anzahl Dummköpfe, die von einem Narren beherrscht wird?“ (Chron. 1779 Bd. IV S. 124.) Ein Jahr später wird bei Besprechung der Leistungen einer Schauspielergesellschaft, welche zur Zeit der Nördlinger Messe unter anderem auch „Clavigo, oder: wie der innerliche Schmerz tödten kann“ aufführte, die Gelegenheit, dem regierenden Bürgermeister und dem aristokratischen Prinzip einen Seitenhieb zu versetzen, in folgender Weise wahrgenommen: „Das Theater bestehet in einem Saal à l'antique, der in den barbarischen Zeiten der Republik ein Getraideboden, oder ein Magazin für die Hühnerhändler gewesen sein mag. Vorne am Orchester ist ein Noble-Parterre in der Form eines Paralellograms von 24 Quadratfuß. Dieser Platz ist mit einer Reihe Fauteuils besetzt, in deren Mitte ein erhabener Stuhl sich auszeichnet, woran ein Reichsadler, als das Wappen der Republik angebracht ist. Dieser Stuhl gleicht dem Throne des Tamerlan. Niemand darf sich darauf setzen, als sein Herr. Und er mag besetzt sein, oder leer stehen, so müssen sich die übrigen Fauteuils, wie die Trabanten des Jupiters, vor ihm beugen.“ (Chron. 1780 Bd. V S. 249.)

Witzig ist Wekhrlins Schilderung von der Panik, welche die Nachricht von dem Untergang der Stadt, welche angeblich durch mißverstandene Predigten entstanden war, an dem sogenannten Bauernsonntag in der Messe verbreitete: „Man ist nicht immer ohne Ressource“, beginnt er, „wenn

man auf dem Dorfe lebt. Jeder Ort hat seine eigenen Neuigkeiten, und es scheint, daß die Vorsicht zuweilen kleinen Orten mit Fleiß etwas Außerordentliches zuschicke, um ihren großen Grundsatz zu erfüllen, vermöge dessen sie den Niedrigen und den Verachteten zu erheben verspricht." „Das Städtchen Nördlingen, das ich benetze — nämlich unsere Dorfkomun, von welcher es nur tausend Schritte abliegt — ist ein ganz honettes Städtchen. Seine Verfassung ist demokratisch, oder vielmehr eine Ochlokratie." „Die Inwohnerschaft bestehet in einer ruhigen Familie, die fleißig arbeitet und betet. Die Nördlinger sind zu gleicher Zeit die ehrlichsten und die besten Menschen." „Inzwischen behauptet man, daß die Stadt heute Mittag um 12 Uhr, das ist am vierundzwanzigsten Brachmonat (1780) von der Erde verschlungen werde. Dieses Gerücht gründet sich auf eine Offenbarung, die sich zwar noch nicht zu erkennen gegeben hat, die aber nicht ununterstützt sein muß, weil ich die ganze Nachbarschaft in Bewegung sehe, das Phänomen zu beobachten. Ich eile, meinen Chronolog zu vollenden, ehe die Posaune bläst." &c. (Chron. 1780 Bd. VII S. 364 u. f.)

Der größere und ernstere Ausfall Wekhrlins gegen die gehaßte Reichsstadt vom Jahre 1785 im Grauen Ungeheur (Bd. IV S. 240) hatte keine persönliche Veranlassung. Stets bereit, für die Freiheit des Gewissens und die Toleranz der Kulte einzutreten, hatte Wekhrlin der Versuch einer Beschönigung der Maßregel, daß die Katholiken die Messe nur an Werktagen lesen und hören durften, der in Schlözers Staatsanzeigen* Platz gefunden hatte, in Harnisch gebracht.

* Heft XXII S. 257. Erwiderung Heft XXV S. 54.

„Nichts ist lächerlicher“, spottet er, „und vielleicht findet man in Europa keinen Zug von einer solchen Absurdität, als einen Schildbürger in seinem Harnisch von der Sonne Aufgang an bis zum Mittag vor eine Kapelle gepflanzt zu sehen, um die Gottheit zu bewachen, daß sie sich nicht mittheile.“

Die Sache wird hierauf von allen Standpunkten aus beleuchtet und die Gelegenheit benützt, der Stadt einmal gründlich die Wahrheit zu sagen, die geistige Armut und Öde ihres damaligen Lebens, die Enge ihrer Verhältnisse, die „Imbecillität“ ihrer Bürger in das grellste Licht zu setzen.

„Einst war ein Augenblick, wo Nördlingens Horizont sich aufzuheitern begann. Als die Schöpperlin und die Thilo lebten und ein Dolp, ein Geßner existirten; damals schien das Licht vor den Thoren der Stadt zu stehen; aber mit dem Tode dieser Männer gieng es ganz wieder unter.“ „Laßt sehen, wohin es ist? — 25 Leser, 1 Schreiber und 2 Denker machen die Republik der Vernunft zu Nördlingen aus. Dabei ist kein Museum, keine Bibliothek, keine einzige Hilfsquelle vorhanden. Es giebt Etwas, das man die Schulbibliothek nennt; sie ist aber in dem Zustand, in welchem Karl Martell die Visigothische Bibliothek zu Rom fand.“ „Zu Nördlingen findet man weder einen Geometer (?), noch einen Physiker, noch einen Maler (?), noch einen Sprachmeister, noch einen mechanischen Künstler. Die Stadt kennt kein Theater (?), keinen Klub; selbst ein Kaffeehaus, dieser allgemeine Gesellschaftspunkt der großen, wie der kleinen Städte, fehlt ihr.“ „Es ist lediglich nichts für den Geist gethan. Keine einzige Erfindung schreibt sich von Nördlingen, kein einziges mechanisches Kunstwerk trägt diesen Namen. Die Theologie ist vielleicht mit würdigen Männern besetzt, aber sie ist nichts als Tagwerk. Die Heilkunst besteht in einer Partie Ärzte, Apotheker und Bader, deren Symbol ist: purgare et clystare. Die Rechtsgelehrsamkeit ist in den Händen zweier Prokuratoren, die mit der Nähnadel auf dem Ärmel plädiren.“ „Es giebt sicher nicht ein Exemplar von Sulzers Theorie zu Nördlingen (?): Büsching wird

nicht zweimal in der Stadt sein, Lessing und Engel höchstens einmal. Dafür keine französische, keine welsche Zeile." — „So sichtbar ist die Unwissenheit zu Nördlingen, daß man Einem nicht einmal den Punkt der berühmten Nördlinger Schlacht mehr genau zeigen kann" (??). Den noch berühmten Grabstein des Marschall Marsillac,* der in dieser Schlacht fiel, den man solang vergeblich suchte, fand man unlängst an der Ecke eines Gerberladens, wo er zum Schweinetrog dient." „Zwar ist ein Buchladen da, den die Langweile verzehrt. Ohne den Zuspruch der Fremden müßte er verhungern. Die Journalgesellschaft, welche seit neun Monaten besteht, ist ein bloßes Gevatterwerk."

Der Lokalpatriotismus hat uns nicht abgehalten, diese bittere Stelle vollständig zum Abdruck zu bringen; wir können aber nicht umhin, daran zu erinnern, daß die vorstehenden Angaben — insofern sie überhaupt richtig waren — sich auf eine kleine Stadt von damals 5471 Einwohnern bezogen.

Aus den angeführten Beispielen dürfte hinlänglich ersichtlich geworden sein, wie richtig es ist, wenn Ebeling schreibt, daß ein Mann, wie Wekhrlin, nicht zehn Jahre wartet, um sich für die ihn unaufhörlich wurmende Unbill der Ausweisung zu rächen, wie unzutreffend sich aber andererseits seine Annahme erwies, daß er in der That so lange gewartet habe.

Nicht neuer Motive bedurfte es, um jene Angriffe wieder aufzunehmen und fortzusetzen, sondern lediglich eines Anstoßes von außen. Längst drangen die Nördlinger in ihn, „etwas auf ihre Stadt zu machen". Nur mit innerem Widerstreben bediente er sich endlich eines Pasquills, von

* In den hyperboreischen Briefen (Bd. 1 S. 208) wird dieselbe sehr zweifelhafte Geschichte, von der sich in der heutigen Nördlinger Tradition keine Spur erhalten hat, von dem Grabmal Mercys erzählt, der bei Alerheim fiel.

dem Bruchstücke schon im Jahre 1785 kursierten und das, wie er selbst sagt, „ein bloßes Werk des Zufalls, nicht der Anlage" war. Das hieraus entstandene Pasquill, das keinem der bisherigen Biographen Wekhrlins zu Gesicht gekommen ist, führt den Titel: „Die affentheurliche Historia des lächerlichen Pritschmeisters und Erzgauklers Pips von Hasenfuß. Neue Auflage. Gedruckt mit Preßfreiheitsschriften." Das Gedicht besteht aus 69 sechszeiligen Strophen. Auch diesmal ist die Spitze gegen den Bürgermeister von Tröltsch gerichtet. Hören wir, wie der Pasquillant Seine Herrlichkeit auftreten läßt:

„Im Schwabenland, am Egerfluß,
Da lebt ein Bürgermeister
Mit Namen Pips von Hasenfuß
Auf Fließpapier und Kleister.
Er herrscht als wie ein Harlekin
Mit Pritsch und Kapp und Pantolin."

*

Eilf Puppen zieht er an dem Draht
Nach seinen Phantaseien;
Sitzt er mit Pritsch und Kapp im Rath,
Beginnt er laut zu schreien:
Sein Hokkus, Pokkus Pschallalley
Die Püpplein folgen dem Geschrei.

*

Sie laufen alle Woch' dreimal,
Im Mantel und im Degen,
Mit schwarzen Stöcken ganz brutal,
Durch Hagel, Schnee und Regen.
Der Meister Pips fährt stets allein
Und Gänse, Hund und Katzen schrei'n.

*

. . . .

Jetzt steigt er ab. Das Puppenheer
Macht mächt'ge Complimente,

Herr Pips ist toll, bei meiner Ehr!
Er rennt an alle Wände.
Nicht einer Puppe wird gedankt,
Statt dessen aber brav gezankt."

*

Ihr Tropfen! Wer hat Euch gesagt,
Daß ich Euch nur vexire?
Wer ist der Wicht, der's mit mir wagt? ꝛc.

Der also eingeführte Rat wird auch in seinen einzelnen Mitgliedern durchgehechelt; der Löwenanteil der Schmähung fällt aber Herrn von Tröltsch zu. Es wird ihm nachgesagt, daß er ein schwarzer Gotteslengner sei, der die Kirche fliehe, ein Ehebrecher, vor dem kein Haus in der Stadt sicher wäre, ein Beamter, der die Akten fälsche, der die Stadt bei den Geldgeschäften, die er für sie abschließe, betrüge und überhaupt bestechlich sei, insbesondere bei den Ratswahlen:

„O, wenn erst eine Puppe stirbt,
Da giebt es mächt'ge Dinge,
Der Kandidat, der sich bewirbt,
Muß opfern Siberlinge;
Sonst kommt er nicht in' Rath hinein.
(Das Reglement muß Pips'isch sein.)"

„Dreitausend ist ganz ordinär —
Herr Candidat, es fällt wohl mehr."

Ebenso anschaulich, als die Ankunft Seiner Herrlichkeit im Rat ist auch seine Abfahrt geschildert:

„Herr Pips nahm seine Pritsch zur Hand,
Sprang in den runden Kasten,
Vor den zwei Braune sind gespannt
Mit blau und grünen Quasten.
Der Hofhans knallt ohn' Unterlaß
Und schreit: ‚weicht aus — macht Platz dem Faß!'

*

Die Mägdlein und die Weiberlein
Die laufen, was sie können,
Und trippeln, trappeln, lachen, schrei'n,
Ihm Thür und Thor verrennen." rc. rc.

*

Es würde zu weit führen, hier auseinander zu setzen, auf welche Weise die Kunde vom „Pips von Hasenfuß" diesmal schnell zu den Ohren des Rates gelangte und welche unrühmliche Rolle dabei ein Geistlicher der Nachbarschaft als persönlicher Widersacher Wekhrlins gespielt hat. Das Ratsprotokoll vom 25. April 1787 hat folgenden Eingang:

„Des titl. Herrn Amtsbürgermeisters von Tröltsch Hochwohlgeborene Herrlichkeit referiren: es sei Ihnen im Amt bereits vor einigen Wochen angezeigt worden, daß in der Stadt und auf dem Lande eine Schmäh- und Schandschrift gegen HochSie namentlich nicht nur, sondern auch gegen alle Magistratsglieder herumgehe. Das Ihnen zu handen gekommene Exemplar wollten Sie hier zugleich vorlegen. Überschrift und Titel, ja jede Zeile vom Anfang bis zum Ende habe alle Züge eines förmlichen Pasquills und der boshaftesten Lästerschrift. Sie würden mit Namen als der verächtlichste, ehrloseste und pflichtvergessenste Mann nicht nur im Privatleben, sondern in Ihrem Bürgermeisteramt zur Schau gestellt; es sei daher eigentlich der ganze löbliche Magistrat angegriffen. Aber der Pasquillant hätte sich nicht daran ersättigt, Spott und Hohn auf den ganzen Magistrat auszustreuen, sondern alle Mitglieder desselben würden des Gehorsams unwürdig erklärt, ja die Bürgerschaft zur Abwerfung der Fesseln förmlich aufgefordert. In solchen Falle wäre es Ehr- und Pflichtvergessenheit zu schweigen."

Nach Anhörung des Ratskonsulenten wurde beschlossen, zur Durchführung der unvermeidlichen Inquisition eine eigene Deputation ex gremio Senatus zu ernennen, die Bürgerschaft durch einen eigenen Erlaß zu warnen und die Jurisdiktionsherrschaft, unter welcher der Hauptverbreiter des Pasquills sich befinde, im Interesse der Erleichterung und Beförderung der Untersuchung um dessen Auslieferung anzugehen.

Noch am gleichen Tage wurde unter Trommelschlag in den Straßen der Reichsstadt ein schwulstiges Senatsdekret verlesen, in welchem nach einer langen Vorrede jeder, der ein Exemplar von sothaner Schandscharteke in Handen habe, aufgefordert wird, solche binnen 8 Tagen der Obrigkeit auszuliefern, widrigenfalls er als Teilnehmer angesehen und bestraft werden würde, während demjenigen, der den Verfasser und Drucker anzeigen werde, nebst Verschweigung seines Namens eine Belohnung von 100 Dukaten unfehlbar gereicht werden solle.

Noch in derselben Sitzung wurde auch von dem Ratskonsulenten ein Requisitionsschreiben an die wallersteinsche Regierung abgefaßt, vorgelesen und nachdem es ratifiziert war, alsbald durch einen Einspännigen an seine Bestimmung abgesandt. In diesem Schreiben wird die Trommel der Entrüstung über das „auf die Zerstörung unseres inneren Ruhestandes und die Niedertretung des obrigkeitlichen Ansehens" gerichtete Pasquill, „dergleichen noch wenige zum Vorschein gekommen sein werden und das ein wahres Schandmal für die jetzigen aufgeklärten und wohlgesitteten Zeiten abgiebt" — so laut, als möglich gerührt, und die wallersteinsche Regierung „im vollen Vertrauen auf Dero bei-

wohnende Gerechtigkeitsliebe und das redliche Mißfallen, welches sie als eifrige Justitiaria an einem so frechen, gegen eine benachbarte reichsständische Obrigkeit sich erlaubten, äußerst ahndungswürdigen Unterfangen tragen werde", um Zeugenvernehmungen und Konfiskation der allenfalls aufzufindenden Exemplare des Pasquills angegangen. Insbesondere aber bittet man, sich der Person des Hauptverbreiters und Urhebers bemeldten Pasquills, des berüchtigten Wekhrlin, schleunigst zu versichern, selbigen in engen Arrest zu setzen und seine Manuskripte, Korrespondenzen und sonstigen Papiere in gerichtlichen Gewahrsam zu nehmen. Endlich solle Wekhrlin gegen gebührenden Kostenersatz zur Beförderung der Untersuchung ausgeliefert und zu solchem Ende durch ein eigenes Kommando nach Nördlingen überführt werden.

„Die Wichtigkeit des Gegenstandes", heißt es am Schluß, „das Interesse, so jede reichsständische Stelle bei derlei Vorfällen mit hat, und die Reichsgesetze reden unserem nothgedrungenen Ansuchen das Wort und Euer ꝛc. rühmlicher Justizeifer leistet uns Bürgschaft, daß wir an schleuniger Willfährde keinen Augenblick zweifeln wollen."

Kapitel XIII.

Anachronismen. Der Fürst Kraft Ernst zu Öttingen-Wallerstein. Sein Verhältnis zu dem Bürgermeister von Tröltsch und zu der Reichsstadt Nördlingen. Seine Beziehungen zu Wekhrlin. Wekhrlins Verhalten gegen die Regierungen von Wallerstein und Öttingen. Seine Ansprüche an die erstere. Beschwerden gegen Wekhrlin. Eine Verwarnung. Das betreffs Pasquillen geltende Recht.

Es ist leicht, von der Höhe eines seitdem verflossenen Jahrhunderts herab überwundene Verhältnisse als klein und lächerlich zu bespötteln. Aber man sieht historische Dinge perspektivisch falsch an, wenn man sich einbildet, die vergangene Zeit habe sich weniger ernst genommen, als wir uns selbst und Verhältnisse nehmen, die nach Ablauf eines weiteren Jahrhunderts vielleicht gleichfalls den Gegenstand des Achselzuckens künftiger Generationen bilden.

Die Biographen, welche dem Fürsten Kraft Ernst zu Öttingen-Wallerstein ihre scherzhafte, leichte Auffassung des vorliegenden Pasquills unterschoben, haben sich bis zu einem gewissen Grade eines Anachronismusses schuldig gemacht.

Es ist hier der Ort, einiges von dem Schutzherrn Wekhrlins zu sagen, einer durchaus originellen und bedeutenden Persönlichkeit, die in gewisser Beziehung ein Gegenstück zu dem Bürgermeister von Tröltsch darbietet. Kraft Ernst, zuerst Graf und seit 1774 Fürst zu Öttingen-Wallerstein (geb. 1748), hat, obwohl er schon im 54. Lebensjahre starb, 30 Jahre lang über einen Landesteil von ca. 30,000 Seelen* regiert. — Ritter von Lang hat uns

* Die Einwohnerzahl der ganzen Grafschaft (Öttingen-Spielberg, Öttingen-Öttingen, Öttingen-Wallerstein und Öttingen-Baldern) wird auf 56,000 Seelen angegeben. Die größte Länge war 8, die größte Breite 5 Meilen. S. Geogr. Lexicon v. Schwaben, Ulm 1792.

in seinen bekannten Memoiren ein offenbar karrikiertes Bild dieses seines ehemaligen Landesherrn hinterlassen; aber auch er vermag die hervorragenden Eigenschaften des Fürsten nicht in Abrede zu stellen. „Der Fürst Kraft Ernst“, charakterisiert er, „war ein Mann von vielem Geist, schöner äußerer Gestaltung und Gewandtheit, nicht ohne einigen fürstlichen Stolz, mit mannigfachen unruhigen Launen, im äußerlichen katholischen Kultus zwar dem Ansehen nach sehr eifrig, aber in der Wahl seiner Diener und in ihrer Behandlung nichts weniger als bigott und pfäffisch. Seine frühere wissenschaftliche Bildung war eine französische und von eigentlicher klassischer und Deutscher Litteratur wußte er wohl nur so viel, als er sich mit wohlberechneter Verschlagenheit von seiner Umgebung anzueignen verstand.“

Mehr Autorität darf auch in diesem Punkte der gewiegteste Kenner der öttingischen Geschichte, der leider nunmehr heimgegangene Wilhelm Freiherr Löffelholz von Colberg in Anspruch nehmen, dessen „Öttingana“ (S. 221) wir über Kraft Ernst nachstehendes entnehmen:

„Der Fürst, mit außergewöhnlichen Verstandesgaben und einem reichen, vielseitigen Wissen neben großer Gewandtheit und Weltbildung ausgestattet, ließ die kurze Friedenszeit nicht ungenützt. Er förderte mit Umsicht und Nachdruck die Landwirthschaft und ließ nichts unversucht, den materiellen Wohlstand seines Landes zu heben und zu mehren, ohne über den Bestrebungen zur Erreichung materieller Erfolge die höheren und idealen Aufgaben des Lebens und insbesondere eines Fürsten zu vernachlässigen. Von edlen Neigungen geleitet, vermehrte er die von den Vorfahren ererbte Bibliothek und sonstigen wissenschaftlichen und Kunst-

sammlungen mit einem Feuereifer, welcher durch tiefe Einsicht in die Gegenstände des Sammlens dieses, entfernt von oberflächlichem Dilettantismus, auf richtigen ernsten Bahnen erhielt, so daß die aufgewandten großen pecuniären Opfer herrliche Früchte zu bringen versprachen, die auch in Zeiten des tiefen Verfalles nicht zu vernichten waren und in den heutigen kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen des fürstlichen Hauses* zur Reife gelangten. Die Einverleibung des beträchtlichen Zuwachses, den seine Bibliothek durch die Sammlungen mehrerer säcularisirter Klöster erhielt, welche ihm und seinem Hause für die ihm durch den Frieden zu Lüneville i. J. 1802 entrissene rheinische Herrschaft Dachstuhl zugefallen sind, erlebte Kraft Ernst nicht mehr, wie es ihm auch nicht vergönnt war, sein großes administratives Talent an der Verschmelzung des beträchtlichen neuen Besitzes an Ländereien und Rechten mit den alten zu bewähren. Wohl aber trübte der Blick in die Zukunft die Befriedigung, die ihm sonst gewiß aus dieser Besitzerweiterung erwachsen wäre. Aber das Härteste blieb ihm erspart. Die späteren Kriegsstürme und die äußersten Folgen der eingetretenen politischen Umwälzungen hat er nicht mehr zu sehen und zu fühlen bekommen, so schwer drohend sie auch seine letzten Lebensjahre beunruhigten."

Bürgermeister von Tröltsch war am damaligen wallersteinschen Hofe gerne gesehen, und ich selbst bin noch Zeuge des freundschaftlichen Verkehrs gewesen, den seine Tochter, die liebenswürdige Freifrau von Bouwinghausen, die ein

* S. hierüber meinen Artikel in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" vom 13. Januar 1878.

Alter von 96 Jahren erreichte, mit den Kindern und Enkeln Kraft Ernsts unterhielt, unter denen der bayerische Minister Fürst Ludwig Wallerstein (geb. 1791, gest. 1870) die meiste Notorietät erlangt hat.

Die Eifersucht zwischen den beiden Nachbarstaaten Nördlingen und Wallerstein war indessen eine so alte, tief-eingewurzelte, daß es nicht zu verwundern wäre, wenn der Fürst an Verdrießlichkeiten, die Nördlingen erwuchsen, seine stille Freude gehabt hätte. Wie so ziemlich jede Reichsstadt hatte nämlich auch Nördlingen seinen gräflichen Nachbar zum beständigen Widersacher. Was für Nürnberg die Markgrafen von Brandenburg, das waren für Nördlingen die Grafen von Öttingen. Von den ältesten Zeiten an, in denen sie die Oberherrschaft über die Stadt beanspruchten, bis zur Säkularisation herab dauerte dieser Zustand offener Fehde und geheimer Nörgeleien fort. Von dem bekannten Überfall des Jahres 1440 an bis auf den Kuh- und Lerchenkrieg, niemals ließen die Grafen die Bürger der Reichsstadt dauernd ihres Lebens und ihrer Reichsunmittelbarkeit froh werden, denn als die Fehdezeiten vorbei waren, begannen endlose Prozesse beim Reichskammergericht.

Wekhrlin kannte natürlich alle diese Verhältnisse sehr wohl und verfehlte nicht, sich gelegentlich aus seinem Streite mit Nördlingen bei dem Fürsten von Wallerstein ein Verdienst zu machen. Auch sonst versäumte er keine Gelegenheit, seinem Schutzherrn Weihrauch zu streuen, „den die Liebe zu den Musen und alle Grazien des Geistes und des Herzens anbetungswürdig machten.“ (Chronol. V S. 7.)

Zapf hatte schon in den Bemerkungen über den Anselmus Rabiosus den Vorwurf geäußert, der Satyriker Wekhrlin sei zugleich der niederträchtigste und kriechendste Schmeichler, und in der That sehen wir ihn von dem Bestreben beseelt, die Gastfreundschaft, die er in den „Öttingischen Landen“ genoß, durch eine höfliche Anerkennung ihrer Verhältnisse, durch rühmende Hervorhebung bemerkenswerter Erscheinungen zu vergelten, wobei übrigens auch seine prinzipielle Vorliebe für die monarchische Staatsform mitspricht.

„Wie glücklich ist der Staat, der unter einer unumschränkten und weisen Macht stehet!“ heißt es in einem „Die glückselige Insel“ betitelten Artikel (Chron. IV S. 123). „Ich kenne ein kleines Land. Der Fürst desselben ist einer von jenen erlauchten Sterblichen, welche zum Vergnügen der Menschheit geboren sind. Die Musen, denen er sein Leben ganz weihet, und deren Liebling er ist, hauchen ihn mit ihrer himmlischen Begeisterung an. Unter ihrem Einfluß blühet Wohlstand, Ordnung und Gerechtigkeit im Land. Sein Minister wäre fähig, einer Monarchie vorzustehen und seine Beamten würden durch ihre Geschicklichkeit und Rechtschaffenheit einem König Ehre machen. Oft sprach ich im Kreise der Unterthanen: Beneidenswerthe Menschen! Wie glücklich seid ihr unter der sanften und weisen Regierung euerer Herrschaft!“

Der lobenden Erwähnungen über Persönlichkeiten und Zustände der Grafschaft Öttingen in den Schriften Wekhrlins sind selbst mehr, als der Verhöhnungen der benachbarten Reichsstadt:

„Unter den Partien des schwäbischen Kreises, welche durch die Ordnung ihrer Staatsverwaltung sich hervorthun, ist, wie man weiß, das Fürstenthum Wallerstein. Die Vollkommenheit seiner Gesetze, die Genauigkeit seiner Rechtspflege und die Fähigkeit seiner Beamten bestätigen, was man längst gesagt hat, daß, wenn die Vorsicht auf

der einen Seite die Grenzen eines Landes beschränkt hat, so giebt sie ihm nicht selten auf der anderen Seite den Vorzug einer desto weiseren Regierung. Dieß ist der Fall der fürstlich wallersteinschen Lande. (Chronol. 6 S. 57.) „Wallerstein, wo ein Fürst ist, der eine der brillantesten und auserlesensten Bibliotheken besitzt, die er selbst angelegt, selbst gebildet und mit den seltensten Kunstsammlungen verschönert hat, der liest, denkt und handelt; bei welchem alle Talente, alle Künste aufgenommen sind — Wallerstein, wo ein Superintendent Lang, ein Hofrath Preu — Namen, welche im Reiche der Musen längst verbürgert sind — und eine Menge junger betriebsamer Männer von Genie blühen." „Öttingen, wo die Asche eines Michels* noch raucht, wo ein Schöner** ein Schäblin leben." (Gr. Ung. Bd. IV S. 255.) — „Mein Planet hat unendlich für mich gesorgt. Ich lebe in jener beglückten Dunkelheit, die, wie man sagt, der Wunsch der Könige und der Weisen ist; in einer Sphäre, wo man Nichts von Staatsgräueln, von Machtstreichen, von dem Neronismus sieht, der anderwärts die Völker empört und die Philosophen mißmuthig macht. Dank sei meinem Schicksal: die Regierung, worunter ich athme, ist eben so sanft, wie der Horizont und das Temperament seiner Bewohner."

An das allgemeine Lob reihen sich dann gelegentlich besondere litterarische Aufmerksamkeiten. Der Abdruck einer Ode und einer sehr bedeutenden Gedächtnisrede auf den Fürsten Aloys zu Öttingen-Spielberg († 1779) (Chron. IV) wechselt mit einem Tagebuch der türkischen Botschaftsreise des Grafen Wolf von Öttingen (Chron. XII) und mit einer Besprechung der Öttingischen Gewerbeordnung, „eines raisonnirten Gesetzes, welches ganz den Sinnspruch der Alten

* Georg Adam Michel, Generalsuperintendent und Stadtpfarrer in Öttingen (1708—1780). Schriftstellerisch thätig.

** G. J. J. Schöner, Konsistorialrat rc., Pfarrer in Trochtelfingen. Gleichfalls schriftstellerisch thätig. Auch Schäblin war Geistlicher.

beweist: ‚Glücklich das Land, wo die Philosophen Könige, oder die Könige Philosophen sind‘.“ (Gr. Ung. V.)

An einer anderen Stelle wird sodann die hohe Stufe, welche die Schattenrißkunst in Wallerstein „unter dem Schutze eines Herrschers gefunden hat, der die Musen kennt, mit ihnen lebt und ihnen opfert“ rühmend hervorgehoben. (Gr. Ung. II.)

Obwohl Wekhrlin sich noch außerdem rühmen konnte, im Laufe von neun Jahren 12,000 Gulden in die wallersteinschen Lande gebracht zu haben — ein Punkt, auf welchen die Politik dieser Zeit ein ganz besonderes Gewicht legte — stand doch Kraft Ernst den Annäherungsversuchen desselben, wie es scheint, ziemlich skeptisch gegenüber. Wie aus den gelegentlichen Äußerungen des Fürsten hervorgeht, konnte er die Besorgnis niemals ganz los werden, daß die Reihe der Verhöhnungen eines Tages an ihn selber kommen könne. Nichtsdestoweniger gewährte er dem gefürchteten Satyriker den Schutz, den Wekhrlin unter Berufung auf die Analogie Schlözers erheischte, mit einer Liberalität und Festigkeit, für welche sich im achtzehnten Jahrhundert nicht viele Beispiele anführen lassen. Man wird dies um so höher anschlagen dürfen, als die Richtung Kraft Ernsts eine konservative und kirchliche war, und ihm die Publikationen Wekhrlins Reklamationen von allen Seiten her zuzogen.

Wekhrlin berühmt sich zwar im VI. Bande des Ungeheurs (S. 7), „außer dem flüchtigen Gange mit dem Souverän zu Glarus sei er über seine Schreiberei noch nie wesentlich angefochten worden“; allein, wie wir oben (Kapitel IV) gesehen haben, fand sich die österreichische Zensur

kurz darauf veranlaßt, wiederholt gegen seine Veröffentlichungen einzuschreiten. Ungelegenheiten scheinen der wallersteinschen Regierung ferner seitens Kurbayerns* wegen Wekhrlins Parteinahme für die Illuminaten erwachsen zu sein; es erfolgten außerdem mehrere Denunziationen von kirchlicher Tendenz** und noch nach dem Tode des Gefürchteten harrte eine Beschwerde der freien Reichsritterschaft in Schwaben, aus dem Viertel an der Donau*** gegen dieses „schriftstellerische Ungeheuer" ihrer Erledigung bei dem Fürsten.

Kraft Ernst verfehlte nicht, Wekhrlin gelegentlich zur Mäßigung ermahnen zu lassen, und wie respektvoll dergleichen Winke aufgenommen wurden, möge das folgende Schreiben vom 12. Wintermonat 1785 darthun, das Wekhrlin, ich weiß nicht, an welche Mittelsperson des Fürsten richtete, die er mit „Liebenswürdiger Gebieter" anspricht.

„Weit entfernt, mich über den Auftrag, den Sie mir diesen Augenblick zu eröffnen geruhen, zu beklagen, erkenne ich ihn vielmehr für einen kostbaren Beweis Sr. hochfürstlichen Durchlaucht Gnade und Höchsthuldvoller Sorgfalt für meine Ruhe und mein Glück." „Wie sehr müßte ich beschämt sein, diese Erinnerung zu verdienen, wenn mich mein Gewissen nicht unterstützte. Allein, seien Sie ruhig, Gnädiger Herr! — Die subtilste Bosheit wird nicht mehr im

* Über einen öffentlichen Angriff im kurpfalzbayerischen Intelligenzblatt s. Gr. Ung. Bd. VI S. 11.

** Insbesondere in der Zeitschrift: „Kritik über gewisse Kritiker", Jhrg. 1788 (N. 37—52).

*** Wegen des Artikels in den hyperboreischen Briefen N. 16 S. 1: „Die Frau von Bernhausen, oder Adelstolz und Bruderrache".

Stande sein, aus meinen Schriften eine persönliche Beleidigung gegen irgend einen Hof, am wenigsten den zu München, herauszuzwingen." „Das Münchener Intelligenzblatt kenne ich, weil es mir schon vor acht Tagen unter anonymem Petschaft, vermuthlich vom Autor selbst, zugeschickt worden. Allein zu gleicher Zeit schrieb man mir auch anderwärts aus Bayern zu, daß ich im dasigen Publiko suspect wäre, als ob ich ein Partisan der Jesuiten, das ist der Hofpartei, sei und heimliche Gnadengelder vom Kanzler Kreittmayr zöge, um in die Pfeife der Regierung zu blasen." „Eines wie das andere ist falsch. Ich bin von gar keiner Partei und werde von Stund an alle Parteien, die Bayern betreffen, aufgeben. Jener Artikel, der im XV. Heft des Ungeheurs* erscheinen wird, soll das Letzte sein, was man von mir über Bayern liest." „Ebenso sehr bin ich entschlossen, vom VI. Bande an alle Religionsmaterie aufzugeben." „Der weinerliche Intelligenzblättler soll also keinen Stoff mehr haben, seine Deklamationen über mich und meine Beschützer fortzusetzen." „Ich beschwöre Sie bei allen Regungen Ihrer erhabenen und menschenfreundlichen Seele, helfen Sie mir die Gnade eines Fürsten erhalten, den ich unendlich verehre, und den ich unter allen Souveränen in Europa am wenigsten über mich mißvergnügt zu sehen wünsche."

Waren ein Jahr später alle diese guten Vorsätze vergessen oder hielt Wekhrlin den Bürgermeister einer Reichsstadt für vogelfrei?

Welch geheime Schadenfreude auch dem Fürsten die

* Geschichte eines Illuminaten.

Verspottung des Spießbürgertums gewähren, wie mild und leicht er auch persönlich über die Sache denken mochte, seine Stellung im Reiche legten ihm Rücksichten und Pflichten auf, und wir können nach Durchsicht der Akten nicht finden, daß er sie verabsäumt habe, wenn schon er den übertriebenen Forderungen des Nördlinger Magistrats gegenüber eine gewisse Zurückhaltung beobachtete.

Die Beleidigung einer öffentlichen Behörde und Aufforderung zur Verweigerung des Gehorsams würde sich auch heutzutage unter gewisse unliebsame Paragraphen des Strafgesetzbuches subsumiren lassen; nach der damals noch in Kraft stehenden Reichsprozeßordnung von 1577 aber sollte der Autor von Pasquillen gefänglich angenommen und vermöge der Rechte, je nach Gelegenheit und Gestalt der Sachen, „darumb Anderen zum abscheulichen Beispiel, mit sonderem Ernst bestraft werden."

Die fürstlichen Behörden führten die Verhandlungen mit einer Umsicht und Folge, welche durchaus nichts von der Zerfahrenheit an sich hatte, mit der nach der Darstellung des Ritters von Lang die wallersteinschen Regierungsangelegenheiten behandelt worden wären.

Kapitel XIV.

(April—Mai 1787.)

Immediateingabe Wekhrlins. Seine Rechtfertigung. Beunruhigende Gerüchte. Wekhrlins Arretierung. Schrecken. Selbstmordgedanken. Die Auslieferungsfrage. Antwort Wallersteins an Nördlingen. Wekhrlins Überführung auf das Hochhaus.

Einen Tag nachdem die Reichsstadt Nördlingen seine Auslieferung verlangt hatte (26. April 1787), richtete Wekhrlin folgende Eingabe an Kraft-Ernst: „Durchlauchtigster! Gnädigster Reichsfürst und Herr!“ „Zum ersten Mal ist es, daß ich in der Stellung eines Bittenden vor Euer Hochfürstlichen Durchlaucht erscheine und gnädigsten Schutz reclamire. Wegen der berufenen Piece: ‚Der Erzgaukler Pips‘ entsteht, dem Vernehmen nach, in Nördlingen eine Inquisition.“ „Ich bin nicht feig genug, den Antheil zu verläugnen, der mir an der Existenz dieses Dings zukommt. Vielmehr komme ich meinen Gegnern zuvor, indem ich die getreue Darstellung zu höchsten Füßen lege. Man rathet mir, zu entweichen, weil der Magistrat zu Nördlingen im Begriffe wäre, meine Auslieferung zu bewirken. Allein ganz überzeugt von Euer Hochfürstlichen Durchlaucht großmuthsvollen Sentiments, und in fester Zuversicht auf HöchstDero edelmüthige Politik bleibe ich auf meinem Posten, um von der unmittelbaren Entscheidung des Souverains, dem ich huldige, entweder meine Strafe, oder wenigstens gesetzmäßige und nicht violente Procedur zu erwarten. Ersterbend mit soviel Pflicht als Leidenschaft 2c. 2c.“

Die „getreue Darstellung“ ist in ein Pro Memoria von 8 Folioseiten niedergelegt, von welchem wir folgendes wiedergeben:

„Der Magistrat zu Nördlingen wird sich betrogen finden, wenn er glaubt, daß ich mich auf's Abläugnen verlegen werde. Hier ist die reine Wahrheit: Das Manuscript zu der berüchtigten Piece ‚Pips . .' wurde mir, so wie es abgedruckt vorliegt, einige wenige Verbesserungen des Styls in der Vorrede, die ich für gut fand, ausgenommen, schon am 18. November v. Js. (1786), wie so viel andere, unter anonymem Siegel mit folgendem Billet zugeschickt:

‚Eine patriotische Gesellschaft wünscht, daß Sie von gegenwärtiger, auf wahren Faktis gegründeter Piece in Ihrem beliebten ‚Ungeheur' Gebrauch machen möchten.'

Da es von keiner Seite in den Plan des Ungeheurs taugte, so legte ich es bei Seite, um es modern zu lassen. Indessen vernehme ich einige Wochen später, daß das nemliche Ding in Nördlingen handschriftlich herumgienge und zwar mit gewissen Strophen vermehrt, welche die persönliche Ehre Seiner Hochfürstlichen Durchlaucht auf das Schnödeste und Grausamste verletzen, daß dieses Ding in öffentlichen Gesellschaften unter den Ohren einiger Rathsglieder selbst und mit deren Zujauchzen verlesen würde." „Während der neun Jahre, daß ich die Ehre habe, die fürstlichen Lande zu bewohnen, gab ich der Regierung immer uneigennützige, ungezwungene und unzweideutige Beweise meiner Achtung für meinen Sitz und eines patriotischen Eifers, verknüpft mit leidenschaftlicher Ehrfurcht gegen die Durchlauchtigste Person." „Diese Regungen, — die mein Stolz sind und die einst die Beruhigung meines Gewissens seyn werden, wenn ich nimmer hier bin — hätte ich verläugnen müssen, wenn ich bei diesem Fall gleichgültig geblieben wäre. Ich war in Laufbahnen, wo ich gelernt habe, was Pflicht- und Diensteifer ist." „Da ich ein Werkzeug in meinen Händen sah, die Ehre des Fürsten, den ich liebe, zu retten: so hielt ich die stille Rache, jene verfänglichen Strophen zu unterdrücken und das ganze Gewicht des Spottes auf die Klätscher und Freudennehmer zurückfallen zu lassen, für erlaubt." „Hierdurch schmeichelte ich mir mehr, bei Seiner Hochfürstlichen Durchlaucht ein Verdienst zu machen, als mir Dero Ungnade zu erwerben." „Soviel von dem Dasein des Stücks. Die Wahrheit der Erzählung nehme ich auf Ehre." „Gleichwie diese flüchtige Erscheinung bereits wieder vergessen schien, und das Publi-

kum völlig gesättigt war: so warf ich das Manuscript mit anderen Papieren bei einer mir angewöhnten periodischen Ausmusterung meiner Schriften unlängst in's Feuer." „Ich habe 300 Exemplare davon abziehen lassen, unter dem Voraussatz, daß der Erlös den Armen sein solle. Diese sind gänzlich vergriffen;* und das Resultat à 9 fl. 24 Kr. (nach Abzug der Druckkosten) kann täglich bei mir abgeholt werden."

„Nun frägt sich, wie ich die darunter befangene Beleidigung an dem Herrn v. Tröltsch &c. Conf. zu verantworten mich getraue. Gnädigster Fürst! — Ich bin Edelmann — so gut wie der v. Tröltsch, und vielleicht mit besseren Ansprüchen. Wer es nicht glaubt, der kann sich um das Diplom des Wekhrlin'schen Adels in dem unter dem Schlüssel des Regierungsraths v. Wekhrlin, als Senior, liegenden Familien-Archiv zu Stuttgart erkundigen, vermöge dessen Hans v. Wekhrlin wegen seiner bei Kaiser Caroli V. Maj. als Adjutant in der Schlacht bei Pavia erworbenen Verdienste in den unmittelbaren Reichsritterstand erhoben wurde." „Indessen weiß das Publikum, wie ich vor 9 Jahren von dem v. Tröltsch prostituirt wurde. Dieser Schandfleck hängt noch auf mir. Er schimpft mich. Ich kann weder vor meiner Familie, noch vor einer anderen guten Gesellschaft erscheinen, so lang er nicht abgewaschen ist. Alle möglichen Versuche aber, den v. Tröltsch zu einer Réparation d'honneur zu bringen, waren bisher umsonst." „Denjenigen, die den Werth der Ehre kennen und zu edlen Gefühlen fähig sind, überlasse ich, wie es mich schmerzen muß. Wer mir meine Empfindlichkeit hierüber absprechen will, der muß entweder von dunkler Herkunft, oder von rohen Gefühlen sein." „Ist es mir nun bei solchen Verhältnissen zu verargen, wenn ich, da edlere Mittel schlechterdings nicht fruchten, endlich zu einem zwar fremden, aber desto energischern Mittel schreite, um dem Publikum denjenigen zu entblößen, der mich beleidigt, und mir somithin vor dem Publikum jene Gerechtigkeit zu verschaffen, die er mir verweigert?"

---

* In Wekhrlins Nachlaß fanden sich noch 74 Exemplare des Pasquills.

„Was die übrigen Individuen anbetrifft, welche sich in der Schrift implicirt befinden, so war es mir theils nicht erlaubt, den Text Etwas zu ändern, sie davon zu trennen: anderen Theils wäre es sehr traurig, nachdem ein Kaiser Joseph der Publizität alle möglichen Rechte gegen seine Person erlaubt, wenn es einem beleidigten Reichsbürger auferlegt wäre, für eine Parthie reichsstädtischer Senatoren mehr Achtung zu tragen.“ „Übrigens ist mir im ganzen Umfang des Deutschen Staatsrechts kein Gesetz bekannt, welches einem Extraneo verböte, sich über einen reichsstädtischen Magistrat lustig zu machen; eben so wenig, als ich ein Gesetz kenne, das den benachbarten Souverain verbände, die Polizei in seinen Landen für Andere zu verwalten, oder für die Sicherheit derjenigen zu streiten, welche die seinige so ungestraft beleidigen lassen.“ „Hier stehe ich vor meinem Richter. Mit Unterwerfung und Ehrfurcht erwarte ich mein Urtheil. Nur sei mir die unterthänigste Bitte erlaubt, mich von dem Forum der Hochfürstlichen Regierung zu dispensiren. Mit Beibehaltung alles möglichen Respects bin ich genöthigt, sie zu perhorresciren aus 2 Gründen:

1. weil es im Grunde eine bloße Affaire d'honneur zwischen zwei Nobilibus betrifft: Reichsritter aber, soviel ich weiß, in diesen Fällen privilegirt sind, nur von Ihresgleichen beurtheilt zu werden:
2. weil ich von der entschiedenen Abneigung einiger Regierungsglieder gegen mich überzeugt zu sein glaube.“

„Ein Comité von Kavalieren, welche Unparteilichkeit und Einsicht genug besitzen, um mir nach den Grundsätzen der Ehre und der Großmuth den Stab zu brechen — dieß ist's, wozu ich mich unterthänigst resiguire.“

Solche — wie man sieht — zum Teil recht verschrobene Rechtsanschauungen ermöglichten es Wekhrlin, sich im Beginn der Sache einer falschen Sicherheit hinzugeben. Aber alsbald schlug seine Stimmung ins Gegenteil um. Es waren ihm offenbar aus Nördlingen allerlei beunruhigende Gerüchte zugegangen, daß die Reichsstadt seine Aus-

lieferung verlange, ja, daß man mit dem Plane umgehe, ihn selbst auf wallersteinschem Gebiete ergreifen zu lassen u. s. w. Seine Lage schien ihm nicht mehr geheuer und er weigerte sich, zur Vernehmlassung über die seitens Nördlingens gegen ihn erhobene Anschuldigung bei dem fürstlichen Oberamt Hochhaus, dem sein Wohnsitz unterstand, zu erscheinen. Eine Erklärung vom 27. April 1787 enthüllt am drastischsten die Gründe seiner Besorgnisse: „Dem ganzen Ort Baldingen", klagt er dem Oberamt, „ists bekannt, daß seit zwei Tagen Nördlinger Amtsdiener, Späher u. s. w. die Straßen und Gegenden um meine Wohnung Tag und Nacht besetzen, sogar bis in das Wirthshaus, wo ich wohne, dringen und sich da einquartiren. Sie sind mit Diebspfeifen versehen. Zu gleicher Zeit erhalte ich Nachricht, daß ein Consilium des Rathsconsulenten von Tröltsch aus Augsburg eingetroffen sei, welches den Nördlingern anrathe, mich selbst auf fürstlichem Grund und Boden auf ihre Gefahr wegzunehmen.* Auf solche Art ist es mir unmöglich, weder zu Hochhaus, noch zu Wallerstein zu irgend einer mündlichen Deposition zu erscheinen, sondern ich müßte mir

* Das Nördlinger Rathsprotokoll vom 2. Mai 1787 erklärt dies alles als „ein erdichtetes, an sich thörichtes Gerücht", und auch in einem Schreiben an die wallersteinsche Regierung wird „eine so unanständige Absicht" Nördlinger Amtsknechte auf das Entschiedenste in Abrede gestellt. Indessen scheinen doch, wenn man einer mündlichen Überlieferung Glauben schenken darf, die Nördlinger schon früher auf Wekhrlin gefahndet zu haben. Man erzählt, daß er oft auf dem Grenzsteine zwischen Nördlingen und Wallerstein saß, auf dem er sich, wenn er die Nördlinger Häscher herankommen sah, nur umzuwenden brauchte, um wieder wallersteinschen Boden unter den Füßen zu haben.

nöthigen Falles einen Besuch ad aedes erbitten." „Diesen Augenblick — fünf Uhr in der Frühe — erscheint der Spion Kleyer wieder unter meinem Fenster. Ich eile, meine Pistolen zu laden, um im Nothfall das Territorium der Freiheit zu vertheidigen.

Unter den obwaltenden Umständen bewilligte man ihm eine Gerichtskommission ad aedes und da er in seinem ersten Verhöre gestand, das Pasquill zum Druck befördert zu haben, und da außerdem festgestellt wurde, daß er zur Verbreitung des Pasquills beigetragen hatte, wurden seine Papiere obsigniert, ihm der Arrest angekündigt, und eine Wache von drei Mann vor seiner Wohnung aufgestellt.

Dieses Verfahren, welches so wesentlich von dem von ihm gewünschten Areopag von Kavalieren abstach, schien schwarzen Befürchtungen Wesen zu geben. Wehmütig bat er nach seinem ersten Verhör, man möge ihn nicht den Händen des Magistratus Nordlingensis übergeben, der als sein Ankläger und offenbarer Feind nicht zugleich sein Richter sein könne, allermaßen er sich sonst an seiner Person Gewalt anthun müsse. In der nächtlichen Stille des Arrests, die nur der gleichmäßige Schritt der Wache vor seiner Thür unterbrach, mag wohl auch das folgende, an den Kanzleiverwalter Widmann gerichtete Billet ohne Datum, das bei den Akten liegt, entstanden sein: „Ich hoffe, mich um Ihre Freundschaft so verdient gemacht zu haben, daß ich mir die letzte (Gefälligkeit) ausbitten darf. Ich sehe, daß es auf meine Auslieferung an die Nördlinger abgesehen ist; sie sollen mich aber nicht lebendig haben; das Opfer soll vollendet sein. Dafür habe ich vor einer Stunde gesorgt. Was ich Ihnen nun auf Ihre Seele gebe, ist: — kein Mensch weiß

hier zu Land meine Familienverhältnisse — daß Sie so gütig sind, mein Ende an meinen Cousin, „Herrn Regierungsrath von Wekhrlin zu Stuttgart', zu berichten. Dieß Einzige ist's, was ich von ihrer Menschlichkeit erwarte. Für's übrige ist vorgesehen."

In demselben Sinne richtete er nach seiner Arretierung auch eine zweite Immediateingabe an den Fürsten Kraft Ernst, in welcher eine ganz andere Erregung pulsiert, als in der ersten: „Was auch", schrieb er, „Euere Hochfürstliche Durchlaucht gnädigst gefällig sein wird, über mich zu disponiren, dazu bin ich bereit: nur die Auslieferung an meine Feinde übersteigt meine Kräfte. Durchdrungen von der Furcht über die Folgen meines gegenwärtigen Arrestes werfe ich mich nochmal zu HöchstDero Füßen. Die Idee, was ich von einem demokratischen Pöbel, welcher zugleich Kläger und Richter sein will, welcher, aller Grundsätze von Großmuth, von Recht, von Mäßigung entblößt, nur nach seiner blinden Passion handeln würde, der seine Erbitterung bereits so sichtbar zeigt, — zu erwarten habe, übersteigt meine Standhaftigkeit. Auf diesen Fall ist mir nur eine einzige Parthie übrig: Geruhen Sie, Gnädigster Prinz! zu befehlen, ob ich das Opfer vollenden soll."

In Wahrheit war zu einer so tragischen Auffassung der Sachlage kein Grund vorhanden, denn bei der Eifersucht, mit welcher die kleinen Territorien des vorigen Jahrhunderts ihre vielbestrittenen Jurisdiktionszuständigkeiten bewachten, lag die Gefahr der Auslieferung fern.

Wekhrlin selbst hatte dies ein Jahr früher sehr richtig erkannt, als er den Verbreitern des Gerüchtes, er sei wegen der Veröffentlichung eines Teilungsplanes zwischen den euro-

päischen Mächten auf wallersteinschem Gebiete aufgegriffen und nach Wien gebracht worden, zu Gemüte führte, daß der österreichische Hof im Lande eines Reichsfürsten keinen Gerichtszwang habe, und daß die Regierung von Wallerstein, welche von der Festigkeit und Gerechtigkeit ihres Charakters in mehreren öffentlichen Fällen Beweise gegeben habe, nicht so schwach sei, daß man zu ihr sagen dürfe: „hier ist ein Opfer unserer Laune, leih uns Deinen Dolch."

Unter diesen Umständen war es denn auch dem Kanzleiverwalter Widmann offenbar nicht schwer, den Beängstigten zu beruhigen. Seinem Dank hiefür hat der Arrestant in folgendem Billet Ausdruck gegeben: „Ich bin außerordentlich gerührt, liebenswürdiger Mann, durch den Beweis Ihrer Freundschaft. Was Sie mir schreiben, beruhigt mich für einen Augenblick, aber nicht ganz." — „Kümmern Sie sich nicht um einen Überflüssigen! — Leben und genießen Sie! Was mich betrifft, so bin ich den Göttern zween Tode schuldig, einen für meine Dummheit, daß ich nicht davon gieng, den anderen für die Grundsätze der Ehre, so sich meiner Seele einprägten." „Die Philosophie ist ein gutes Steckenpferd für Jene, denen es wohl geht: aber in der Noth ist sie eine Schindmähre." — „Ich umarme Sie und bin, bis ich kalt bin, der Ihrige."

Die Wallersteiner Behörden waren weit davon entfernt, sich von der Aufregung über das Pasquill, welche in der Reichsstadt herrschte, erfassen zu lassen. Dort wurden inzwischen mehrere der Verbreitung der Schrift verdächtige Bürger gefangen gesetzt, Dutzende von Protokollen aufgenommen, Requisitionen erlassen, und als das Schreiben des Magistrats vom 25. April 1787 nicht gleich am selben

Tage Beantwortung gefunden hatte, ein eigener Wartbote nach dem nur 3/4 Stunden entfernten Wallerstein entsandt, welcher beauftragt war, dem Hofrat Rühl als damaligen „Directori regiminis Wallersteinensis" die dringendsten Vorstellungen zu machen, die in den Reichsgesetzen für solche Fälle vorgeschriebenen Fürkehrungen ohne längeren Verzug vorzunehmen, nach dem Hauptverbreiter und stark gravirten Verfasser Wekhrlin zu greifen, sich seiner Litteralien ungesäumt zu bemächtigen, „sodann in Ordnung weiter zu verfahren und sich durchaus reichsgesetzmäßig und nachbarlich zu benehmen."

Die Erwiderung der wallersteinschen Regierung vom 25. April 1787 war bereits unterwegs und gelangte am 26. April abends 5 Uhr in Nördlingen ein. Sie lautete dahin, daß die vorgebrachten „simplen" Denunziationen keinen hinlänglichen Verdacht für die Autorschaft Wekhrlins begründeten, um mit dessen Verhaftung, geschweige mit der Untersuchung seiner Papiere vorgehen zu können. Indessen würden die erforderlichen Erhebungen allsogleich eingeleitet werden. „Übrigens", schließt das Schreiben, „werden sich Eure Hochedelgeboren und unsere hoch- und vielgeehrten, auch freundlich geliebten Herrn und Freunde von Selbst bescheiden, daß, wenn etwas Gravirendes gegen den Wekhrlin herauskommen sollte, insbesondere daß er selbst dieses Pasquill in seinem Wohnorte geschrieben habe, Uns die Cognition und Bestrafung allein zustehen würde. Indeß können Dieselben dabei sich völlig versichern, daß Wir Unserer Seits nichts unterlassen würden, was zur Berichtigung eines so äußerst zu mißbilligenden Vorganges beitragen könne."

Wenige Tage später, unterm 30. April 1787, erfolgte

dann die Ankündigung von Wekhrlins Verhaftung und Versiegelung seiner Papiere. Exemplare des Pasquills fand man damals nicht bei ihm vor.

Da es sich „theils nicht schickte, theils unnöthige Kosten verursacht hätte", ihn zu Baldingen in seinem Zimmer bewachen zu lassen, wurde dem Oberamt der Befehl erteilt, auf dem Schloß Hochhaus eines der dort befindlichen Zimmer zum Arrest herrichten zu lassen, den Verhafteten hierauf bei Nacht oder in der Frühe dahin zu transportieren und beim Transport zur Vermeidung des Aufsehens und Auflaufs das nördlingische Territorium soviel als möglich zu vermeiden. Im Hochhaus „sollte er leidentlich, ohne Wache eingesperrt werden. Seine Papiere sollten zwar versiegelt, sich aber des Durchlesens derselben noch enthalten werden. Auch sollte es dem Verhafteten gestattet sein, an sich zu nehmen, was er zur Fortsetzung seines Journales für nöthig und dienlich erachte."

In der dritten Mainacht des Jahres 1787, um halb zwei Uhr morgens, hielt eine Chaise vor Wekhrlins Wohnung zu Baldingen. Der Amtspfleger, Hofrat Wasser, ein Aktuar und zwei Mann Bedeckung waren erschienen, ihn abzuholen. Wekhrlin war zur Abreise bereit. Was er von seinen Gerätschaften mit sich zu nehmen für nötig erachtete, war gepackt. Die obsignierten Papiere lagen bereit. — Mit welchen Gefühlen mag er den stillen Raum verlassen haben, der über neun Jahre lang der Schauplatz seiner Not, seiner Kämpfe, seiner Erfolge gewesen?

Man hatte anfangs auftragsgemäß allen nördlingschen Fluren ausweichen wollen, da aber die Wege sehr schlecht waren, und der Kommissär sich durch vertraute Leute hatte

vergewissern lassen, daß man ganz sicher bei der Stadt vorbei könne, wurde der Weg über die Bergmühle und den sogenannten Totenberg genommen.

Wekhrlin mag froh genug gewesen sein, als er das Gebiet der Stadt hinter sich hatte, und da er sich den waldigen Höhen näherte und das Schloß Hochhaus im Morgengrauen erblickte, mag er, obschon es einem Gefängnis zuging, das Gefühl der Befreiung empfunden haben!

Kapitel XV.

(Mai—September 1787.)

Das Schloß Hochhaus. Die Untersuchung wegen des Pasquills und ihre Ergebnisse. Die Haltung des Fürsten Kraft Ernst. Ausgang der Untersuchung.

Am 4. Mai 1787 morgens 6 Uhr gelangte Wekhrlin mit seiner Eskorte an seinem neuen Bestimmungsorte an, den er während der folgenden fünf Jahre dauernd nicht mehr verlassen sollte.

Heute hat der Wald von den Räumen Besitz ergriffen, die vor einem Jahrhundert den Verfolgten in sich aufnahmen:

„In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein."

Aber schon lange ehe, wie man sagt, eine romantische Laune des Fürsten Ludwig von Wallerstein das Schloß Hochhaus zur Ruine werden ließ, stand die Burg nicht mehr,*

* Anton Steichele: Das Bisthum Augsburg. 1873. 21stes Heft.

die Konrad von Hürnheim i. J. 1347 an die Grafen von Öttingen verkauft hatte. Um das Jahr 1719 erschien das Haus mit seinen Zugehörungen so baufällig und der Einsturz so drohend, daß man einen Neubau beschloß und ausführte. Allein schon im Jahre 1749 brannte das Schloß samt der Schloßkapelle ab, nur die Nebengebäude wurden gerettet und blieben Sitz des wallersteinschen Oberamts Hochhaus bis zu dessen Aufhebung im Jahre 1807.

Das Schloß war schön gelegen. Die Landschaft ringsumher hat etwas Einsames, Weltverlassenes. Wekhrlin hat in den hyperboreischen Briefen (Bd. 3 S. 12) die Aussicht geschildert, die er von den Fenstern aus genoß: „Welche Natur!" ruft er aus. „Das interessanteste ihrer Gemälde. Ein Schauplatz von schönen Unordnungen. Hier schattenreiche Haine, duftende Gebüsche, wohllustathmende Auen, ein Dörfchen, ein Bach: dort schroffe grause Felsen über goldreichen Saatfeldern hangend. Alles in die reinste Atmosphäre, in die reichste Aussicht gehüllt. Es ist ein Trianon im Wilden! Es ist das vollkommenste Ganze zu einem Vernet."

Doch zunächst war wohl wenig Stimmung und Möglichkeit zu Naturschwärmerei vorhanden. Das schon in Baldingen begonnene Verhör wurde auf Hochhaus wieder aufgenommen. Seine Generalien gab hiebei Wekhrlin folgendermaßen an: „Er heiße Ludwig von Wekhrlin; sei aus Ludwigsburg gebürtig,* woselbst sein Vater Syndikus gewesen; evangelischer Religion; 46 Jahre

* Er war aus Bothnang bei Stuttgart; sein Stiefvater war Amtsschreiber in Ludwigsburg.

alt;* er habe sich auf Erlernung der Jurisprudenz verlegt, zu Tübingen studirt und sei nach vollendeten akademischen Jahren und Reisen bei der französischen Botschaft in Wien unter Ludwig XV. als Legationssekretär gestanden. Später habe er zu Wien, Regensburg, Augsburg, Nördlingen und zuletzt zu Baldingen als Journalist privatisirt."

Dem in der oben abgedruckten Immediateingabe vom 26. April 1787 angenommenen Verteidigungssysteme blieb er auch in den Verhören treu. Unter der „patriotischen Gesellschaft", welche ihm nach seiner Aussage das Pasquill zum Abdruck im „grauen Ungeheur" zugeschickt haben sollte, sei wohl, äußerte er, die Summe der Mißvergnügten zu Nördlingen zu verstehen, die beim Rathaus anfange und beim Stadtthor aufhöre. Der „Pips" könne kein Pasquill genannt werden, denn Pasquill sei nur, was sich auf lügenhafte erfundene Daten gründe. Die Schrift falle vielmehr in die Kategorie der Instruktionen ans Publikum. Er sei bereit, vor der Kaiserlichen Majestät den Wahrheitsbeweis anzutreten und die Korruption, die im Nördlinger Magistrat herrsche, mit gewissen, das eigenhändige Eingeständnis des ersten Ratsgliedes enthaltenden Originalurkunden zu belegen.

Eine dieser angeblichen Originalurkunden hatte Wekhrlin denn auch dem Fürsten von Wallerstein in Vorlage gebracht. Sie bestand in der Abschrift eines sehr harmlosen Briefes v. J. 1773, in welchem Bürgermeister v. Tröltsch aus Anlaß der Heirat einer reichen Bürgermeisterstochter über den Unfug der Hochzeitsgeschenke in den Reichsstädten klagt und daran folgende Betrachtung knüpft: „Sagen Sie mir, ob

* Wekhrlin war damals 48 Jahre.

dieß der hiesigen Bürgerschaft nicht mehr Tort thue, als eine ordentliche Fräuleinsteuer? Freilich ist die Gabe freiwillig, aber man notirt den Geber, und wehe dem, der nichts oder wenig opfert und den Schutz der Obrigkeit nöthig hat; er wird entweder summum jus etc. empfinden, oder für ihn ist das Blatt aus Pandecten und Statuten gerissen. — Großer Kaiser, breite Deine Flügel über die Polizei der Städte deines Reichs und Du setzest sie in das Vermögen, die alte Matricul und Reichssteuern unbeschwert zu tragen."

Die Angabe Wekhrlins, das Pasquill habe in seiner ursprünglichen Gestalt auch Strophen gegen Kraft Ernst enthalten, die er durch die Drucklegung ausmerzte, entriß die wallersteinsche Regierung etwas ihrer sonstigen objektiven Ruhe. Man stellte Erhebungen an und frug hin und her, um endlich zu dem Ergebnis zu gelangen, daß diese Angabe Wekhrlins in der That auf Wahrheit beruhte. Es fand sich bei einem Nördlinger ein teilweises Manuskript des Pips, welches vier Strophen auf „Serenissimum principem" enthielt. Sie lauten:

„Ein Fürstlein wohnt nicht weit von hier,
Den thaten Gläubiger quälen,
Er schrieb an Bürgermeister Pips
Ein Brieflein lustig, höflich, schnips.

*

Herr Pips spielt an dem nächsten Tag
Mit Lug und Trug und Schwänken;
Auch kam des Fürstleins Brief zur Sprach,
Statt ihn wohl zu bedenken,
Und ihm erfüllen sein Begehr, —
Bekam er alle Taschen — leer.

*

Herr Pips sprach: Dieses Fürstlein ist
Kein Sparer und kein Hauser
Und, wie Ihr Puppen alle wißt,
Ein Sauser und ein Brauser;
Was bildet sich das Fürstlein ein? —
Das Beste ist, wir sagen: nein! —

*

Gesagt, gethan! — Die Puppen all
Benickten das Conclusum.
Herr Pips sprach: was hilft das Geprahl,
Das bringt sehr wenig usum,
Hätt' mich das Fürstlein erst geschmiert,
Dann hätt' ich auch den Rath vexirt." —

Kraft Ernst versah die Abschrift dieser Strophen mit folgender eigenhändiger Bemerkung ad acta: „Ich habe auch meinen Hieb; falsch ist's, daß ich je ein Geld bei Nördlingen gesucht."

Und falsch war offenbar gar viel von dem, was die umfangreichen Verhörsprotokolle füllte. Der Vorwurf, der Wekhrlin sowohl von Wallerstein, als von Nördlingen gemacht wurde, daß er in dieser Sache „der Wahrheit durch verschiedene unglaubhafte Wendungen ausweichen und sie unter mancherlei unrichtigen Angaben verbergen wolle", kann ein unbegründeter nicht genannt werden. So hatte er unter anderem ausgesagt, er habe Exemplare des Pasquills, um das corpus delicti vor Unterdrückung und Verfälschung zu schützen, an den Reichsreferendar von Leykam und an den Reichshofrathsagenten Matolay in Wien geschickt. Beide aber erklärten auf Anfrage, mit Wekhrlin seit seinem Abgang von Wien in keinerlei Verbindung gestanden zu sein.

Der Verhaftete hatte ferner angegeben, den Druck des Pasquills habe sein Freund, Herr von Beaumarchais, durch

seinen Geschäftsführer in Straßburg besorgt. Man wandte sich an diese Stadt, erfuhr aber nur, daß Herr von Beaumarchais dort gar keinen Geschäftsführer habe. Daraufhin requirierte man die badische Regierung, welche antwortete, die Schrift könne schon aus äußeren Gründen nicht in dem typographischen Institut des de Beaumarchais in Kehl gedruckt worden sein, man habe vielmehr erfahren, sie sei in Frankfurt herausgekommen und dort in großer Menge zu haben. Allein auch diese Stadt beeilte sich, auf Anfrage mitzuteilen, der „Pips" sei dort nicht einmal dem Namen nach bekannt.

Ebenso zweifelhaft und unerforschlich, wie der Druckort, erwies sich auch der Verfasser des Pasquills. Wekhrlin lehnte die Autorschaft stets auf das Bestimmteste ab. Er könne keine Verse machen und würde es für eine Erniedrigung seines Talentes gehalten haben, etwas von seiner Prosa hinein zu tragen. Im übrigen gab er in dieser Hinsicht einem ziemlich verbreiteten Gerüchte Ausdruck, welches den Sohn des Nördlinger Stadtkanzlisten Greßelius als Verfasser bezeichnete, der kurz vorher wegen erlittener Zurücksetzungen seine Vaterstadt mit einiger Plötzlichkeit verlassen hatte, um sich unter die kaiserlichen Dragoner zu begeben. Auch in einem Privatbrief, den Wekhrlin am 8. April 1787, also noch vor Einleitung der Untersuchung, an einen Augsburger Bürger schrieb, heißt es: „Der Autor (des Pasquills) ist ein flacher kaiserlicher Musketier; Mißvergnügen, daß er in seiner Vaterstadt keine Versorgung fand, diktirte es ihm."

Greßelius selbst erklärte freilich in einem Verhöre, das in seinem Regimente mit ihm angestellt wurde, das

Gerücht für eine verleumderische Erfindung. Dieser, sowie einigen anderen, in möglichst kränkender Form abgefaßten Ableugnungen seiner Aussagen setzte Wekhrlin den Ausspruch entgegen, man möge die Tapferkeit gegen einen gefangenen und wehrlosen Mann nicht für einen Sieg der Wahrheit nehmen.

Sicheres über den Verfasser des Pasquills ist niemals zu erfahren gewesen. Nicht nur die wallersteinsche Untersuchung führte in dieser Richtung zu keinem Resultate, auch dem so sehr beteiligten und geschäftigen Magistrat von Nördlingen ist es nicht gelungen, volles Licht in die Sache zu bringen.

Sollen wir nun unsere eigene Ansicht über diesen Punkt äußern, so möchten wir nicht nur das Andenken, sondern auch das Talent Wekhrlins vor der Anklage schützen, ein so vollkommen witz-, geist- und wertloses Machwerk verfaßt zu haben, das er selbst sehr richtig „den elendesten Gassenhauer unter der Sonne, eine wahre Volksschnurre“ genannt hat. Wie dies auch die Angaben des Freundes Wekhrlins, des Musikdirektors Ropitsch, bestätigen, rühren von dem Verfasser des grauen Ungeheurs wohl nur die Widmung, die Vorrede, die Noten, einige Veränderungen im Text und höchstens der letzte Abschnitt des zweiten Teiles (der Chorus) her. Wekhrlin stellte auch dies in Abrede und wollte nur die Schreibfehler verbessert haben. Allein schon die Beziehungen auf das früher erschienene „Bürgermeisteramt des Harlekin“ verraten da und dort seine Feder.

Ganz in seinem Geiste ist der dem Pasquill angefügte „Chorus“ gehalten, in welchem das im Verlaufe der Unter-

suchung oft betonte „aufrührerische“ Element zu Tage tritt, indem die Bürgerschaft in dürren Worten aufgefordert wird, ihre Fesseln abzustreifen und sich dem Kaiser zu ergeben:

„Wir Bürger sind der Souverän:
Nicht ihr, ihr Senatoren . . .

. . . .

Noch lange treibt ihr's wahrlich nicht,
Wir haben ausgeschlafen.
Nun merket's, wo der Hase liegt,
Freund Joseph wird euch strafen.
Wir flehen seine Hülfe an,
Weil uns Niemand mehr retten kann.“

*

Ein bürgerlicher Magistrat
Soll nicht tyrannisiren,
Wie ihr, ihr Mörder uns're Stadt!
Auch dürft ihr nicht vexiren:
Wir warten nur auf Ort und Zeit,
Dann: Marsch mit Euch! — Wir sind befreit!

*

In Kaiser Josephs Schutz zu sein,
Ist keine leere Sache;
Er wird uns väterlich erfreun:
Bei ihm gilt keine Rache.
Er herrschet mit Gelindigkeit
Und ihr? — mit Niederträchtigkeit.

*

Dann blüht erst uns're Handelschaft,
Wenn wir so glücklich werden.
O, großer Kaiser, komm mit Kraft
Und ende die Beschwerden!
Führ' uns Dein Königsscepter zu
Dann leben wir in Fried' und Ruh.

*

Ein Unterthan von Dir zu sein
Heißt einen Vater finden;
Ein Unterthan von Pips zu sein
Ist bös, denn all' sein Schinden
Und Martern höret niemals auf.
Kommt her, ihr Bürger! Kommt zu Hauf!

*

Und werfet eure Fesseln ab,
Ergebt euch selbst dem Kaiser,
Legt diesen Magistrat in's Grab
Und malt an eu're Häuser
Den güt'gen großen Menschenfreund,
Nur Er ist's, der es redlich meint.

*

. . . .

Dann könnt ihr froh und fröhlich sein,
Habt ihr ihn zum Regenten;
Euch eures Guts in Ruhe freu'n
An allen Ort- und Enden.
Erwählt das Beff're! Seid beherzt!
Sonst ist das ganze Spiel verscherzt."

*

Ein Endurteil der wallersteinschen Behörden liegt nicht bei den Akten; die Untersuchung scheint im Sand verlaufen zu sein. Das Oberamt Hochhaus stellte am 30. Juli 1787 den Antrag, in Ermangelung von Beweisen der Untersuchung ein Ende zu machen und den bisherigen langwierigen Arrest poenae loco anzurechnen. Allein das Regierungskollegium des Fürsten war anderer Meinung. Im Hinblick darauf, daß Wekhrlin sich schon in seinem zweiten Verhöre eine unparteiische Kommission, oder die Erlaubnis zum Rekurs an die „höchsten Reichsgerichte" ausgebeten hatte, ließ diese Stelle sich unterm 4. September 1787 also vernehmen:

„Da der Journalist Wekhrlin uns gleich beim Anfang der Untersuchung perhorrescirte und im Verfolge derselben gleiche Gesinnungen nicht undeutlich geäußert, auch am Schlusse der Inquisition ausdrücklich zu erkennen gegeben hat, daß er die ganze Sache dem Publikum vorlegen wolle, so können wir uns einem eigentlichen Erkenntnis nicht unterziehen, sondern sind der unzielsetzlichen Meinung, daß zum Beweis unserer Unparteilichkeit und zu unserer Rechtfertigung vor dem Publikum die Akten an eine auswärtige Fakultät zu versenden seien."

Der regierende Fürst schien anfangs die ganze Angelegenheit ziemlich leicht aufzufassen. Nach dem eigenhändigen Signat, das er auf die Immediateingabe Wekhrlins vom 26. April 1787 setzte, verlangte er zunächst eine Reihe von Aufschlüssen, über das bisher Geschehene, ob und wieweit Wekhrlin überwiesen sei, welche Strafe er eventuell verdiene, endlich, wie sein Hauptmitschuldiger, der Musikdirektor Ropitsch, in Nördlingen behandelt worden wäre? — Er verlangt ein Gutachten, „ob, wenn Ropitsch nicht bestraft worden sei, nicht auch Wekhrlin wieder nach Baldingen entlassen werden könne", „unter scharfer admonition" und Anrechnung des Arrestes als Strafe?

Ropitsch hatte, wie einige andere Nördlinger Bürger, von der Instanz entlassen werden müssen, wobei ihm die überstandene lange Untersuchungshaft als Strafe angerechnet wurde, da ihm etwas anderes nicht nachgewiesen werden konnte, als daß er in einigen wenigen einzelnen Fällen zur Verbreitung des Pasquilles beigetragen habe. Nichtsdestoweniger blieb Wekhrlin über vier Jahre formell Arrestant auf dem Hochhaus.

Welcher Art diese Gefangenschaft in der ersten Zeit und dann in den späteren Jahren war, mag den folgenden Kapiteln entnommen werden.

Kapitel XVI.

(Mai—September 1787.)

Unrichtige Vorstellungen über Wekhrlins Gefangenschaft. Die Art seiner Haft. Versuche, seine Freilassung zu erwirken. Die letzten Hefte des grauen Ungeheurs. Ausharren der Mitarbeiter. Widmung einer Lebensbeschreibung Trenks an Wekhrlin. Apologie des „Ungeheurs".

Die Gefangenschaft Wekhrlins ist immer als eine zu milde dargestellt worden. Schon unterm 3. Mai 1787 beklagt sich der Nördlinger Stadtmagistrat, daß Wekhrlin „unangesehen des über ihn von dem Oberamt Hochhaus verhängten Arrestes von Leuten aus Nördlingen stark besucht und Manches mit ihm im Geheimen verabredet werde."

Die wallersteinsche Regierung antwortete darauf unterm 4. Mai 1787: „Wenn die Beschwerde, daß Wekhrlin während seines Arrestes in Baldingen Besuche erhalten und Billets hinweggeschickt, auch gegründet sein sollte, so ist solches ohne Unser Wissen und Willen geschehen und fällt ein solcher Fehler der Wache zur Last; in Hochhaus werde es ohnehin cessiren und sei dahin Ordre deshalb bereits gegeben worden." Allein die Klagen über Begünstigungen dauerten offenbar fort.

An das Oberamt war, wie bereits erwähnt, vor Wekhrlins Verhaftung der Befehl ergangen, für ihn eines

der auf dem Hochhaus befindlichen Zimmer zurecht zu machen, so daß er ohne Wache in „leidentlichen Arrest“ gesetzt werden könne. Es wurde ihm verstattet, an seinem grauen Ungeheur fortzuarbeiten, aber dabei auf das nachdrucksamste eingeschärft, alle Briefe, die er erhalte oder abschicke, dem Oberamt vorzulegen, das beauftragt war, sie höheren Orts in Vorlage zu bringen, sobald sie etwas Bedenkliches enthalten würden. Auch durfte er keinerlei Besuche annehmen. Nichtsdestoweniger besagt schon eine an das Oberamt Hochhaus unterm 15. Mai 1787 ergangene Regierungsentschließung: „Wir können nicht bergen, daß sich das Gerücht verbreite, als ob Wekhrlin im Hochhaus nicht unserer Meinung gemäß als Arrestant, sondern eher als Gast gehalten werde, ja, daß er aus dem angewiesenen Zimmer heraus und spazieren gehen dürfe. Wir wollen von Unserem Oberamt nicht vermuthen, daß es gegen die ergangene Vorschrift handle und erwarten deshalb über die Richtigkeit eines solchen Gerüchtes glaubhafte Auskunft.“

Der Oberamtmann, Freiherr von Schönermark, erklärte, „diese Gerüchte seien boshafte Erfindungen, man lasse es auf die strengste Untersuchung ankommen, ob besagter von Wekhrlin während seines hiesigen Arrestes nur einmal seinen Fuß aus dem Hochhaus gesetzt hat. Daß er freilich wegen seiner Korrespondenz zu dem Oberamtmann und dem Amtspfleger kommen müsse, sei so wenig in Abrede zu stellen, als daß diese beiden ‚nicht so indiscret‘ sein könnten, ihm nicht etwa eine Offerte zu einem Glas Wein oder Bier zu machen.“ Wekhrlin werde aber hiebei demungeachtet als Arrestant behandelt, indem er sich nicht nur vom Morgen bis in die Nacht in seinem verschlossenen Zimmer auf-

halten müsse, sondern auch Niemand ohne Wissen des Oberamts und ohne Begleitung des Amtsscribenten oder Thorwarts zu ihm kommen und mit ihm sprechen dürfe. Kurz nach seiner Internierung hatte der Gefangene die Bitte gestellt, es möge ihm, da er schon seit 6 Jahren an einem offenen Fuß leide und deshalb eine eigene Pflege nöthig habe, seine Magd beigegeben werden. Dies wurde zwar gestattet, jedoch mit der Beschränkung, daß er keinerlei Konversation mit ihr, außer in Gegenwart des Thorwarts, haben solle.

Aus den Akten und aus dem Volksmund ging die falsche Meinung von der Leichtigkeit von Wekhrlins Haft auch in die Litteratur über, ohne jegliche Ausscheidung der ersten und der späteren Zeit, in welcher juristische Gründe zur Fortsetzung der Haft nicht mehr vorlagen. „Zum Schein", schreibt Wekhrlins erster Biograph im Juni 1793, „wurde er nach Hochhaus gebracht, um da, wie es hieß, für seine Sünden zu büßen. Allein man weiß, daß er dort vielmehr als Gast und nicht als Gefangener behandelt wurde. Soviel hier von seiner Gefangenschaft, wovon man im Publicum so alberne Sagen aufgebracht hat."

Bei Ebeling nahm das Gerücht unter dem Motto: crescit eundo sogar folgende Gestalt an: „Voll Hochschätzung für Wekhrlin hatte der Fürst wiederholt, doch immer umsonst, an ihn die dringendsten und schmeichelhaftesten Einladungen gerichtet, von Baldingen wegzuziehen und auf dem Oberamte Hochhaus als sein Gast zu leben. Jetzt benutzte der Fürst die Gelegenheit, seinen Wunsch verwirklichen zu können: er ließ ihn verhaften, um ihm auf Hochhaus sofort in alle Freiheit der Bewegung und des

Thuns wiederum einzusetzen, unter der einzigen Bedingung, sich nicht ohne seine Zustimmung von ihm zu trennen." „Nicht also wie ein Gefangener, sondern als längstersehnter Gast sah sich Wekhrlin auf Hochhaus behandelt. Vier Jahre verlebte er dort unter schriftstellerischen Arbeiten im vertrauten Umgange mit dem Fürsten und einigen aufgeklärten und ihm von jeher wohlgesinnten Männern."

Ach, dies alles — „wär zu schön gewesen!" — Abermals muß leider die rauhe Hand der Geschichte das rosige Gebild der Phantasie zerstören! — Die Haft Wekhrlins darf freilich immer eine milde genannt werden, wenn man sie mit der des älteren Schubart vergleicht, den eine despotische Laune zehn Jahre lang, davon 377 Tage in einem düstern Felsenloch, auf dem Hohenasperg schmachten ließ. — Allein auch Wekhrlins Eingaben, besonders die aus den ersten Jahren seiner Gefangenschaft, verraten eine andere Stimmung, als die von seinen bisherigen Biographen angenommene und sind erfüllt von dem Schlage wunder Flügel gegen Zwang und Kerkerwände.

Nach sechswöchentlichem Arrest richtete der Gefangene eine Immediateingabe an den Fürsten von Wallerstein, worin er ihn in Anbetracht des Umstandes, daß das Opfer seiner Gesundheit und seines zeitlichen Glückes eine allzu unverhältnismäßige Strafe für seine Handlung sei, angeht, seinen Arrest in ein consilium abeundi abzuändern. Für ihn spreche sein ungezwungenes Geständnis, seine Absicht, sich um den Fürsten verdient zu machen, und die Thatsache, daß das Pasquill im Publikum nicht die mindeste Wirkung nach sich gezogen habe. Als Folgen seines Arrestes aber bezeichnet er 1. sei seine Korrespondenz — das heißt die

Basis seiner ökonomischen Existenz — bereits ruiniert, weil sich, „seitdem er in den Zeitungen herumgeschleppt worden sei, natürlicher Weise Niemand mehr mit ihm einlassen könne. Dies empfinde er seit den letzten Posttagen empfindlich. 2. Müsse der Mangel an Bewegung und das feuchte Zimmer, das er bewohne, seine Krankheit, die in offenen und angeschwollenen Beinen bestand, ihrer Natur nach auf das Äußerste bringen. 3. Sei er auf dem Punkte, von seiner Mutter, einer alten, kapriciösen, von seinem Stiefbruder beherrschten Frau, enterbt zu werden."

Obwohl das Oberamt und ein Chirurg diese Umstände bestätigten, konnte ihm doch, in Ermangelung eines solchen, nicht einmal ein besseres Zimmer eingeräumt werden. Nur das Eine wurde ihm verstattet, daß er täglich unter Begleitung einer „oberamtlichen Person", oder des dortigen Scribenten einen Spaziergang auf das freie Feld gegen Christgarten und Hürnheim unternehmen durfte, „da in diese beiden Orte wenig Fremde kommen und man ihnen allda durch besondere Zimmer ausweichen könne." (Juli 1787.)

Die nächste eigenhändige Eingabe Wekhrlins datirt vom 13. September desselben Jahres: „Ich bin entschieden", schreibt er an das Oberamt, „mich freiwillig zu entfernen. Ich werde mich nach Frankfurt am Main wenden, sei es, daß sich die Aussichten erfüllen, nach denen ich mir schmeicheln darf, von gewissen Höfen mit der Residentschaft beehrt zu werden, sei es, daß ich dort, wie hier privatisire." Die Erwartung der Freilassung aus sechsmonatlicher Untersuchungshaft und der Gestattung eines kurzen Aufenthaltes in Baldingen zur Ordnung seiner Angelegenheiten gründet er diesmal darauf, daß er gewiß kein schädlicher Insaß des

Landes gewesen sei. „Ich offerire mich zum Beweis", schreibt er, „daß ich während meines neunjährigen Aufenthaltes 12,000 fl. fremdes Geld hieher gezogen und, da ein großer Theil davon an die Armuth gekommen, in wirkliche Landescirkulation gesetzt habe."

Das Laub fiel von den Bäumen, der Schnee bedeckte die Landschaft, die Winterstürme umbrausten das Hochhaus, und noch immer war er der Freiheit nicht wiedergegeben. Auch eine „so andringende, als gerechte" Bitte um eine „Sustentation" scheint abschlägig beschieden worden zu sein. „Dieß", schreibt er unterm 27. Dezember 1787, „bemüßigt mich, die unglückliche Feder, der ich bereits den Fluch gegeben, wieder zu ergreifen. Nunmehr aber ist mir meine Bibliothek unentbehrlich. Diese Ressource ist von der mir aufgeladenen Selbstsustentation unzertrennlich. Sie legitimirt mich, in tiefster Zuversicht anzusuchen, daß mir gnädigst vergönnt werden möge, gegen eidlichen Revers, mich innerhalb 24 Stunden wieder zu stellen, in größtem Incognito, bloß zu Fuß, ohne alles Aufsehen mein Quartier in Baldingen zu besuchen, um wenigstens jene Bücher, die mir am nothwendigsten sind, sowie auch einige Conti, deren Saldirung mir bei dem bevorstehenden Neujahrstermin bei meiner Ehre obliegt, zu erhalten." „Zum Realunterpfand dieser Gnade lasse ich einen mir sehr schätzbaren Theil meiner Bücher, nemlich jenen, so ich mir während meines, folglich nach allen Seiten hin kostspieligen Arrestes anschaffen mußte, nebst meiner ganzen Brieftasche zu Hochhaus."

Das Oberamt Hochhaus nahm kein Bedenken zu erlauben, daß Wekhrlin seine ganze Bibliothek und seine Scripturen in Begleitung des Oberamtssekretärs

Tröltsch* von Baldingen nach Hochhaus überführe. Da aber die Genehmigung des Fürsten hiezu erst am 16. Januar 1788 erteilt wurde, verlor Wekhrlin inzwischen die Geduld und er glaubte wohl, zu einer versteckten Drohung seine Zuflucht nehmen zu dürfen: „Die unerwartet lange Dauer meines Arrestes", beginnt eine Immediateingabe vom 9. Januar 1788, „hat meine 80jährige Mutter dergestalt in Unruhe versetzt, daß sie einen Consulenten in Stuttgart darüber zu Rath gezogen." Das Votum desselben sei dahin ausgefallen, daß die von Wekhrlin vorgelegte Urkunde (der obenerwähnte Brief des Bürgermeisters von Tröltsch) „als der legalste Commentarius zu dem ihm zur Last gelegten ‚Impreßo' anzusehen sei, daß dieses folglich nimmermehr ein Pasquill zu nennen wäre. Er solle daher die höchstpreisliche Regierung zu Wallerstein so ehrfurchtsvoll, als inständig bitten, daß ihm ein Practicus zugelassen werden möchte, unter dessen Beistand er sich dann geradezu ad Augustissimum zu wenden habe." Er befinde sich infolge dieser Forderung seiner Mutter in der äußersten Verlegenheit. Auf der einen Seite wünsche er, überzeugt von der Weisheit und dem Gerechtigkeitsgeiste einer hochpreislichen Regierung, „Höchstderselben nicht aus der Hand zu gehen", auf der anderen Seite drohe ihm das Risiko, eine alte, eigensinnige und von einem intriganten Stiefbruder „umsessene" Mutter zu empören. Nur Seiner Hochfürstlichen Durchlaucht erleuchtete Politik könne ihn aus

* Gegen denselben erschien im Herbst 1789 ein Flugblatt: „Das blaue Mährchen, d. i. wahre und eigentliche Beschreibung von einem Währwolf, der sich im Hochhäuserberg aufhält" 2c., das Wekhrlin zugeschrieben wurde.

dieser fatalen Alternative reißen; er glaube aber, sich schmeicheln zu dürfen, daß es nicht die Absicht des Fürsten sein könne, ihm „eine dermassen patriotische und honnette Handlung (wie die Unterdrückung der Spottverse auf denselben durch Drucklegung des Pasquills) zum Untergang seines jetzigen und künftigen Glückes gereichen zu lassen." Der Eingabe war außer der Abschrift des obenerwähnten Briefes von Tröltsch auch die des gegen Nopitsch ergangenen Endurteils angefügt.

Dem Oberamt gegenüber erklärte er noch mündlich, er wolle nicht das Kind machen und ihm vorwinseln, was ihn die Katastrophe koste; aber er möchte doch zu bedenken geben, ob der Verlust eines Erbes von mehreren tausend Gulden, der ihn bei Nichtbefolgung des mütterlichen Rates bedrohe, mit seiner Schuld und mit der Gerechtigkeit im Verhältnis stehe.

Das zur gutachtlichen Äußerung veranlaßte Oberamt erachtete diese Vorbringungen für begründet und sprach sich dahin aus, es möge dem Verhafteten die Gnade, ohne weiteres auf freien Fuß gesetzt zu werden, um so mehr gegönnt werden, als Bürgermeister und Rat der löblichen Reichsstadt Nördlingen selbst dessen langwierigen und mit vielen Kosten verknüpften Arrest in Baldingen und auf dem Hochhaus für eine angemessene Strafe ansehen und keine weitere Satisfaktion verlangen würden. Die Gründe, aus denen diesem Antrage nicht stattgegeben wurde, sind aus den Akten nicht ersichtlich.

Nach der oben angeführten Äußerung Wekhrlins vom 27. Dezember 1787 müssen wir annehmen, daß in seiner litterarischen Produktion eine Pause eingetreten war. In

der Zeit vom Mai bis September 1787 hatte er auf dem Hochhaus die letzten Hefte (32—36) des grauen Ungeheurs vollendet, deren Inhalt man sehr wenig anmerkt, daß sie in einem Gefängnis entstanden sind. Die Aufsätze derselben ergehen sich mit großer Freiheit über Fragen der Politik und Religion; ja der Herausgeber nimmt einen als anonym bezeichneten, wahrscheinlich von dem Justizrat von Knoblauch verfaßten Ausfall gegen die Eucharistie im Sinne Voltaires auf (Heft 34 S. 69), durch welchen das Gerücht entstand, er sei darum von dem Fürsten von Wallerstein auf das Hochhaus festgesetzt worden und den er später wegen des Ärgernisses, den er erregte, selbst wegwünschte.

Nur durch einen Hymnus auf den Adel (Heft 33 S. 305) scheint er um die Gunst des wallersteinschen Hofes zu werben.

Der großen Anzahl anonymer Beiträge,* welche er auch hier zum Abdruck bringt, ist vielleicht die Absicht zu Grunde gelegen, dem Publikum zu beweisen, daß ihn seine Mitarbeiter auch im Gefängnis nicht verlassen haben.

Übrigens ist er in der Lage, gegen den Schluß des zwölften und letzten Bandes des Grauen Ungeheurs eine Ovation zum Abdruck zu bringen, die ihm dadurch widerfuhr, daß eine „wahrhaftige Beleuchtung der Lebensgeschichte des Freiherrn von der Trenk wider die Beschuldigungen

* Nach Dr. Karl von Knoblauchs Zusammenstellung enthält das Graue Ungeheur

in	Bd.	XII	nur	21	Aufsätze	von	Wekhrlin	und	30	fremde,
„	„	XI	„	17	„	„	„	„	39	„
„	„	X	„	11	„	„	„	„	40	„
„	„	IX	„	17	„	„	„	„	25	„

gegen Friedrich den Großen „von einem deutschen Patrioten" ihm als „dem Vertheidiger der Wahrheit" gewidmet wurde. „Wem könnte ich", beginnt die Zueignungsschrift, „mit größerem Rechte diese Zeilen widmen, als Ihnen, verehrungswürdiger Mann! — der Sie deutsche Sitten und Redlichkeit schützen — so manches eisgraue Vorurtheil muthig aufdecken, so manche unedle That rügen und sich nicht fürchten vor den Gewaltigen im Lande, wenn Thorheit soll verkündigt werden. Auch Sie schätzten und ehrten einen Friedrich als den Großen, Weisen und Gerechten! — Sie haben ihn vertheidigt" 2c.

Daß endlich auch die Nachrede, die der Herausgeber dem „grauen Ungeheur" hält (S. 356), zu einer Apologie wird und Anspielungen auf seine damalige Lage enthält, lag nahe. „Soll ich fortfahren? Oder ist's Zeit aufzuhören? — So muß ich fragen, wenn die Ehrfurcht, welche ich immerzu dem Publikum vortrug, nicht erlogen sein soll? — Ich muß es bekennen, es hat mich über Erwarten aufgemuntert. Seine Nachsicht, seine Duldung ist's, warum diese Blätter so hoch angewachsen sind. Aber habe ich sie auch verdient?" „Vielleicht hat man manche Stelle anstößig gefunden; vielleicht habe ich zarte Seelen empört, vielleicht sogar Skandal verursacht. Dieß müßte mir leid thun und ich wäre dem Publikum Genugthuung schuldig." „Natürlich benützte ich jeden Beitrag, den man mir zuwürdigte, mit Geiz. Nun erlaubte mir aber der enge Kreis meiner Einsichten nicht, darüber zu urtheilen, die beste Wahl zu treffen. So betrog mich — nicht mein Herz, sondern — mein Kopf. Freilich glaubte ich, mein Zeitalter wäre reif genug, den Spelt vom Waizen zu sichten, freilich rechnete

ich auf die Duldung, so der Kennzug desselben wäre und die ich in der That Anderen rund um mich her widerfahren sah." „Mein Zweck war, Fragen über wichtige Gegenstände des Lebens vorzutragen, um ihre Entwickelung zu befördern, die Wahrheit dem Kampfe darzustellen, um ihren Sieg zu verschönern, Anderen meine Einsichten mitzutheilen, um mich Ihrer Aufklärung würdig zu machen.". „Oder nahm ich nicht jede Berichtigung, womit man mich beehrte, achtungsvoll auf?" . . „Nächstdem, ich muß bekennen, hatte ich von der Leserwelt meines Jahrhunderts einen allzuhohen Begriff, um zu ahnen, man möchte mich nicht verstehen, noch weniger, mich mißdeuten. Überall hielt ich meine Schrift für Niemand weniger, als den großen Haufen, geeignet." „Sie kennen mich, ehrwürdiges Publikum, aus einem mehr als zehnjährigen Umgang. Nie habe ich mich vor Ihnen verstellt. Bei einer Menge Fehler meines Verstandes müssen Sie mir wenigstens, ich schmeichle mir, ein ehrliches, zur Menschenfreundlichkeit gestimmtes Herz lassen. Wie sollte mich nun Bosheit beseelen, wie sollte es irgend mein Vorsatz sein können, Jemand um seine Ruhe, um ein Gut zu bringen, das ich ihm nicht zu ersetzen wüßte und gleichwohl so unentbehrlich für ihn halte? — Kann man ohne Religion eine empfindsame Seele zeigen? Gewiß, liebte ich die Religion nicht, wie würde ich mich so gern mit ihr abgeben! — Ich wiederhole es, daß ich nichts Schätzbareres kenne. Sie ist's, die meine Seele erhebt, und meinen Geist erweitert, die mir Wohlthätigkeit, Menschenfreundschaft, Bruderliebe und reine Gefühle von Götterfurcht und Vaterlandseifer einflößt, die meine Schicksale lindert, meine Leidenschaften mäßigt, und mich in Einigkeit mit mir selbst und

in Harmonie mit der ganzen Natur setzt." .. „Dieß ist — so sehr es für ein Ungeheur Grimasse zu sein scheint — die Farbe meines Herzens." — „Wozu also Zweifel über den Religionsdienst? Wozu Neckereien mit der Priesterschaft und ihrem Lehrbegriff?" — „Lieber Bruder! Schriftstellern geht es wie anderen Menschen. Äußerliche Umstände, der Genius ihrer Zeit haben sehr vielen Einfluß auf ihre Werke, auf ihre Weisheit und Thorheit und nach dem Laufe der Natur ist es rar, daß man ohne Mißgriff, ohne lange Übung und öftere Akkommodation seiner Denkungsart seinen Beruf erfährt."

Kapitel XVII.

(1787—1788.)

Die Hyperboreischen Briefe. Elegische Stimmungen. Naturbetrachtung. Wiederholte Bestrebungen auf Wiedererlangung der Freiheit. Rückgang der Abonnentenzahl. Materieller Notstand. Audienzgesuch. Wekhrlin will seine Bibliothek verkaufen. Fürsprache Jung Stillings.

Ehe Wekhrlin zur Herausgabe einer neuen Zeitschrift schritt, sammelte er, wie er in deren Vorrede besagt, die Stimme des Publikums „nicht in gelehrten Blättlein, sondern im Buche seines Verlegers, welches ihm das legale Protokoll seines Urtheils zu sein däuchte." Und das „verehrungswürdige Publikum" „erlaubte ihm, fortzufahren."

Dieser neuen Publikation gab er den Titel: „Hyperboreische Briefe" (6 Bände 17 Hefte 1788—1790). „Ich wähle Briefe, weil sich das Ding leicht weglesen lassen

soll;" „sie nennen sich hyperboreisch, weil die Alten behaupten, das Geschlecht der Hyperboreer sei aus einer Vermischung von Riesen und Zwergen entstanden; folglich eine andere Art von Ungeheuren."

Die hyperboreischen Briefe haben ein kleineres Format, als die bisherigen Zeitschriften Wekhrlins, niedliche Schlußvignetten zieren die einzelnen Aufsätze und der Form ist auch der Inhalt angepaßt. Verfasser und Verleger scheinen der herrschenden Mode der Musenalmanache Rechnung tragen zu wollen, manch novellistische Anekdote, manch schönes Gedicht, das durchgängige Streben nach thunlichster Kürze verraten, daß es auf ein größeres und, womöglich auch weibliches Publikum abgesehen ist. Die großen Fragen der Religion werden gleichsam verzuckert und mundgerecht gemacht, und die ersten Bände der hyperboreischen Briefe haben den Charakter eines philosophischen Musenalmanachs, in dem sich der Übergang aus dem leichtgeschürzten graziösen Rococo in den ernsteren, getragenen, rührseligen Zopfstil vollzieht. Wie sich Wekhrlin in jener Zeit die „Philosophie" denkt, ist im zweiten Bändchen (S. 222) unter dem Titel: „Die Heimat der Grazien" ausgesprochen: „Ja, Freund, mit allem Feuer des Entzückens liebe ich sie, jene sanfte, gefällige Philosophie, welcher das Lächeln der Grazien die Stirne erheitert hat. Sie ist die Gegenfüßlerin jener Pedantin, die ihren Namen raubt, um, womöglich, ihre Rechte zu genießen." „Sie würzt jede Freude und erhöhet ihren Geschmack, veredelt unsere Sitten, verschönert die Producte unseres Geistes." „Algebraischen Tiefsinn mit dem lebhaftesten Witz, der glücklichsten Laune, dem feinsten Geschmack und alle Stärke einer männlichen Vernunft mit den Grazien

des Styls verbinden — dieß ist das Talent meiner Lieblinge Algarotti und Galiani."

Die Einsamkeit und Öde des Lebens leitet den Publizisten zur Beschäftigung mit dem eigenen Ich hin; elegische Stimmungen wandeln ihn an und sprechen sich in kleinen Prosastücken aus, die wir nicht geringer schätzen, als manch lyrisches Gedicht der Musenalmanache.

„Keine Situation giebt's", schreibt er einmal, „die ein schlichter Mann nicht erträglich machen kann." „Ich weiß, zum Exempel, daß ich auf dem Hügel, von wo aus ich Dir schreibe, nicht so bequem sitze, wie in der Oper zu Paris; aber ich behaupte, daß er mir nicht minder erhabene Empfindungen einflößen kann, als eine Scene aus dem Cid." „Zu meiner Rechten habe ich die Kopie vom Prospekt von Karlsbad, eine treffliche Kopie, denn sie ist von der Hand der Natur selbst. Links zeigt sich mir eine der reizendsten Scenen aus der Heloise: der Felsen von Meillerie nach der Natur. Welche Dekorationen! Hier hängt Saint Preux über bereiftem Moos, um den seligsten Augenblick seines Lebens zu empfinden, den zärtlichen Anblick von Juliens Wohnung. Ich denke mir ihn: Meine Seele hebt sich. Ich vergesse mich selbst. Ich wünsche Rousseau zu sein, um eine Heloise schreiben zu können." „Gerade unter meinen Fenstern liegt das denkwürdige Schlachtfeld von 1634.* Welcher Ideenstoff! Tief in mich versenkt, stehe ich zuweilen hinter dem Vorhang und denke mir, wie manches ehrliche Bein hier modert, in welcher Krise Deutschland schwebte, welch großer Tag es war!" — „Von der Schlacht sieht man keine Spuren mehr. Ich habe diesen ehrwürdigen und schauderhaften Leichenacker tausendmal betreten. Die Leute sagen mir, daß man vor gewissen Zeiten Hufeisen, Reiterklingen, Kanonenkugeln aufgeackert habe. Das letzte war ein Schwedischer Degengriff, in welchen sich eine Wurzel so rar verwachsen, daß sie ihn wie ein Epheukranz durchschlungen hat." — „Unweit zeigen die Überreste

* Die Schlacht bei Nördlingen, in welcher die Kaiserlichen die Schweden schlugen.

eines Bergschlosses* die Wuth der damaligen Kriege. Es muß sehr fest gewesen sein. Allein die Erbitterung, entweder der Flüchtigen oder der Verfolger, zerschmetterte es.“ . . .

Daß ihm die schöne, ihn umgebende Natur in der Einsamkeit ein Trost und ein Labsal war, läßt sich aus manchen Stellen der hyperboreischen Briefe erkennen. Er liebt es im übrigen mehr, sich in sie zu versenken, als sie anzuschwärmen und poetisch zu beschreiben:

„Ich mag die Hirtendichter nicht“, sagt er bei Besprechung eines Nachahmers des Virgil (Vaniere). „Sie verderben mir die Natur. Glauben Sie mir, es giebt keine silbernen Bäche und keine goldenen Ähren; die Wolken sind nicht gewebt; und nie tröpfelte Ambra von einem Rosenstrauch. Alles dieß sind Misèren. Aber es giebt Wolken, Fluren und Quellen von namenlosem Reiz. Der Kontrast der kultivirten Natur mit der einfachen, der Zauber eines lebendigen Prospektes hat einen unerreichbaren Ausdruck. — Dieß ist das Land. — Mehr, als einmal bemühte ich mich, die Dichter mit der Natur zu vereinigen. Diese Leute haben, wie die Theologen, das Unglück, immer entweder unter, oder über ihr zu sein. Ich nehme bisweilen Spenser, Kleist, oder Virgil selbst mit in's Feld. Wie schwach, wie geziert finde ich sie gegen die Natur. Ich werfe sie weg, kreuze die Arme und rufe mit Lessing aus:

‚Natur, Natur, wie groß bist Du!‘“

„Mit Dichtern und Priestern unzufrieden, mache ich mir mein eigenes System der Natur. Ich grüble ihr nicht nach; ich genieße sie. Ihr weihe ich meine besten Stunden. Auf einen Erdfleck geheftet, den sie genugsam gesegnet hat, von ihr mit offenen und empfindsamen Organen versehen, überlasse ich mich unbefangen ihren milden Einflüssen, ohne mich dabei aufzuhalten, sie zu schildern, oder auszulegen. Wenn ich dann, in Wonnegefühl auf einen Rasen hingestreckt, ihre Wohlthat empfinde, so begnüge ich mich — mit den Kenntnissen, die mir mein Schicksal von Gott und der Natur gegönnt

* Das sogenannte Niederhaus.

hat, zufrieden — mich meines Daseins zu freuen und meinem unbekannten Schutzengel zu danken."

Auch dem melancholischen Trost, daß nach allen Leiden und Enttäuschungen der Welt „jenseits des Grabes Friede harrt", gibt er nach dem ungewöhnlich harten Winter von 1789 einen poetischen Ausdruck:

„Du kleiner Hügel, den dort der Schatten der Cypresse und graulichtes Moos deckt, auf den jetzt noch der letzte Stern von seiner Höhe herabsieht, nachdem alle Fackeln des himmlischen Gewölbes schon erloschen sind — das ist der Stern, der über Dir schwebt, Du Hügel meiner Ruhe! Nach Jahrhunderten wird ein anderer Einsiedler sich hier niedersetzen. Wann dann der freundliche Mondstrahl die ernste Scene versilbert, und das Lüftchen des Abends im schwirrenden Rohr lispelt, und Nachtschauer den einsamen Waldbruder ergreift, dann wird er sprechen: Hier ruhest du, wie die alte Sage will, Einsiedler des Berges, dessen längst verhallten Namen keine Grabschrift nennt. Wie oft, wie oft mag der Schatten dieser Bäume Dich gekühlt, wie oft dieser krystallene Quell Dich gelabet haben. Wie vergaßest Du alsdann die Leiden Anderer, die Unvollkommenheit dieser Erde und danktest nur dem unergründlichen Wesen der Natur für Dein Loos."

Werfen wir dann von den litterarischen Stimmungsmomentaufnahmen hinweg den Blick wieder in die Akten, so sehen wir, wie seine Stimmung sich umwölkt, wie die Ungeduld ihn faßt, wie die Sehnsucht nach Freiheit ihn verzehrt. Dies beweisen Inhalt und Zahl der vorliegenden Immediateingaben. Anfangs Februar 1788 war er abermals um seine endliche Entlassung bittlich eingekommen, mit „einem an sich sowohl, als auch in Ansehung der Art des Vortrags sonderbaren Beweggrund", der nicht näher bezeichnet ist. Es war ihm darauf erwidert worden, daß er sich in Zukunft der endlichen Entschließung halber unmittel-

bar an den Fürsten zu wenden habe. Und als der Fürst gegen seine schriftlichen Ergüsse taub bleibt, sucht er sich ihm persönlich zu nähern.

„Eine neue Katastrophe betäubt mich", schreibt er am 10. März 1788 an den Hof- und Kabinetsrat des Fürsten. „Umsonst habe ich ein neues Journal unternommen: es erhält sich nicht. Nicht bloß Korrespondenten, sondern auch Subscribenten verlassen mich, weil mir und meinem Archiv der Kredit der Freiheit fehlt. Dieß bringt mich auf's Äußerste. Ich bin nicht unbescheiden genug (ungeachtet Unglücklichen das Gesetz der Noth zu Statten kommt), Serenissimum mit schriftlichem Detail zu behelligen. Es müßte ennüyant sein. Und Souverains, die mit den Pflichten für ihren Staat so beschäftigt sind, wie Er, muß man schonen." „Nur eine Audienz ist's, was ich mir wünsche Fürchten Sie nicht, wohlwollender Mann, daß ich solche mißbrauchen würde. Mein Betragen während meines Arrests repondirt für meine Diskretion. Ich habe mich einmal in Sr. Durchlaucht Gnade resignirt und sicherlich werde ich jene Ehrfurcht ausführen, welche die ganze Härte meines Schicksals noch nicht zu schwächen im Stande war. Nicht bombardiren will ich Seine erlauchte Person, bloß überzeugen."

Trotz dieser Beteuerungen scheint die nachgesuchte Audienz nicht bewilligt worden zu sein. Jedenfalls wäre sie die einzige Spur in den Akten eines persönlichen Verkehrs Wekhrlins mit dem Fürsten Kraft Ernst, von welchem seine Leichenredner rühmen, daß „sein leutseliges Benehmen und seine menschenfreundliche Herablassung jedem Redlichen den Muth gegeben hätten, sich ihm zu nahen."

Wie weit entfernt aber wäre selbst diese einzige Audienz noch von dem behaupteten „vertrauten Umgang mit dem Fürsten"!

Das „ennuyante Detail" sieht sich Wekhrlin genötigt, dem Fürsten dann doch durch Immediateingabe vom 6. Mai 1788 vorzutragen: „Meine Hausmiethe zu Baldingen mußte ich bisher um meiner Bücher und Möbel willen fortführen. Über ein volles Jahr schmachte ich nun in Ungewißheit meines Schicksals. Ich habe mich gänzlich verzehrt; mit einem Wort: ich bin kein Gegenstand der Justiz mehr, sondern ein Gegenstand der Erbarmung." „Unmöglich kann ich diese Hausmiethe länger bestreiten; auch ist sie mir bereits aufgekündet. Auf der anderen Seite sind meine Ressourcen erschöpft, denn aus den Gründen, die ich einer Höchstpreislichen Regierung wiederholt unterthänigst vorgelegt habe, bin ich mit meiner Mutter entzweit. Diese dringenden Umstände nöthigen mich zu einer Partei: für meine Bibliothek habe ich nirgendwo mehr Platz; ich muß mir Lebensmittel schaffen; ich stecke hier in Schulden." „Bei den heiligen Gesetzen der Menschlichkeit beschwöre ich Euere Hochfürstl. Durchlaucht, wenn Höchstdieselben — meiner so eröftert, als lebhaften unterthänigsten Vorstellungen ungeachtet — meine gnädigste Entlassung noch nicht resolviren wollten, wenigstens gnädigst zu gestatten, daß ich Bibliothek und Möbel verkaufen dürfe. Natürlich nennen Euere Hochfürstliche Durchlaucht dieses einen moralischen Selbstmord? — Es ist nicht das Einzige Opfer, gnädigster Fürst, welches ich Ihnen darbringe." „Meiner Ehrfurcht für Euere Durchlaucht habe ich meine Ruhe zu Baldingen, den Frieden mit meiner Familie und wahrscheinlich mein ganzes künftiges

Glück aufgeopfert; daß ich mich vollends meiner Bibliothek beraube, das gehört zur Ergänzung." „Soweit, erhabenster Prinz, ist ein ehrlicher Mann gebracht, der sich in Ihre Gnade resignirte; der sich in einem Lande niederließ, dessen Regent für einen Gönner der Wissenschaft berühmt ist, der sich für Sie aufopferte, dessen Fehler folglich Nichts als ein falscher Kalcül ist. Finden Euer Durchlaucht diese Züge meiner gewöhnlichen Ehrfurcht unangemessen, so geruhen Sie solche der Verzweiflung beizumessen. Ich bin krank und, was noch mehr ist, elend." „Sollten Höchstdieselben mir nach einer so langwierigen Probe meiner Unterwerfung und Resignation diese billige Bitte, den Verkauf meiner Bibliothek, versagen? Anders ist kein Mittel in der Natur mehr für mich, mich aus der Verlegenheit zu ziehen."

Die Eingabe vom 6. Mai 1788 ist die letzte der bei den Akten liegenden Eingaben, die „der inhaftirte Wekhrlin", wie er sich unterzeichnet, an den Fürsten Kraft Ernst richtet. Welche Aufnahme sie gefunden hat, ist nicht ersichtlich. Aber zum Verkauf der Bibliothek kam es nicht, wenigstens nicht zu deren vollständigem Verkauf, denn sie bildet noch nach Wekhrlins Tode den Hauptbestandteil seines auf Hochhaus zurückgebliebenen Nachlasses und ihr Erlös im Betrage von 200 fl. dient vorzugsweise dazu, — die Gerichtskosten zu decken.

Wenn auch im übrigen irgend ein modus vivendi gefunden wurde, so bestand doch in Wekhrlin der Wunsch, die volle Freiheit wieder zu erlangen fort, wie sich aus folgender Stelle in den Lehrjahren Heinrich Stillings erkennen läßt, die zugleich einiges Licht auf die Frage zu

werfen scheint, weshalb Kraft Ernst sich gegen den Drang Wekhrlins nach Freiheit so ablehnend verhielt.

Jung Stilling war am wallersteinischen Hofe im Frühjahr 1788 sehr gut aufgenommen worden. Der Fürst hatte ihn eingeladen, solange er sich in Wallerstein aufhalten werde, an der fürstlichen Tafel zu speisen. „Zu dieser Zeit", erzählt er, „saß der bekannte Wekhrlin auf einer Bergveste im Fürstenthum Wallerstein gefangen." „Der Bruder des Fürsten, Graf Franz Ludwig,* hätte dem Gefangenen gern seine Freiheit wieder verschafft, er hatte auch schon desfalls vergebliche Versuche gemacht; als er nun merkte, daß der Fürst eine besondere Neigung zu Stilling äußerte, so lag er diesem an, er möchte Wekhrlin losbitten, denn er habe schon lange genug für seinen Muthwillen gebüßt." Trotz einiger moralischer Bedenklichkeiten, die er dagegen hegte, wagte Stilling „während der Tafel den Fürsten zu bitten, Er möchte Wekhrlin loslassen. Der Fürst lächelte und versetzte: ‚laß ich ihn los, so geht er in ein ander Land, und dann geht es über mich her, überdas hat er ja an nichts Mangel, er kann auf dem Schloß spazieren gehen und der freien Luft genießen, so wie er will.' Nicht lange nachher erhielt denn doch der Gefangene seine Freiheit wieder."

Inwieweit dieser letzte Satz den Thatsachen entspricht, mag dem folgenden Kapitel entnommen werden, wobei wir es ganz dahingestellt sein lassen, ob der Fürst hiebei der Fürsprache Stillings einen Einfluß auf seine Entscheidungen einräumte, den er den Bitten des Bruders versagt hatte.

* geb. 17. September 1749, gest. 7. September 1791.

Kapitel XVIII.

(1788—1789.)

Der „vergnügliche Aufenthalt". Erleichterungen der Haft. Die Hilfe der Schwester. Der Winter 1788/89. Reise zu den Verwandten. Zurückgelassene Schulden. Heitere Reiseeindrücke aus Schwaben. Reisen nach Ellingen und Regensburg. Installation des Superintendenten Lang dortselbst.

Nur an einer Stelle der Akten findet sich eine Äußerung, die einigermaßen die Ansicht zu unterstützen scheint, Wekhrlins Aufenthalt auf dem Hochhaus sei nicht immer ein unfreiwilliger gewesen. Als es sich darum handelte, seine Mutter nach seinem Tode zu bewegen, zur Befriedigung der Rieser Gläubiger einen ergiebigen Betrag zu leisten, ließ man ihr zufolge einer Regierungsanordnung vom 23. Oktober 1793 vorstellen, „ihr Sohn habe auf Schloß Hochhaus gleichwohl einen vergnüglichen Aufenthalt gehabt."

In der That scheinen Wekhrlin nach anderthalbjähriger Haft Vergünstigungen betreffs freier Bewegung eingeräumt worden zu sein, welche sein Los erträglicher gestalteten. Die Stimmung, in der er am 25. Herbstmonat 1788 an die immer hilfbereite Schwester schreibt, ist keineswegs eine gedrückte:

„Ein Steifbettler nähert sich der hochwürdigen Frau, küßt ihr demüthig die Schürze und bittet bei der Milde Gottes und seiner Heiligen um — ein Paar Bouteillen Kirschgeist!* — In der That, liebe Frau Pfarrerin, da sie der Himmel heuer so mit Kirschen gesegnet hat, so könnten Sie wohl einen Armen glücklich machen. Diesen Augenblick trinke ich den letzten Tropfen von Ihrem Präsent

* Schubart d. ä. bittet in einer ähnlichen Lage seine Frau um Anisbranntwein. Strauß, Briefwechsel II 164. 194.

aus. — So weiß ich Ihre Gaben zu schätzen und zu schonen.“ „Nun ist's aber mein wahrer Ernst, Sie, ist's möglich, im künftigen Mai zu besuchen. Ich habe meine ganze Einrichtung darnach gemacht, um diesen Winter fleißig zu arbeiten, zu sparen, mir Reisegeld zusammen zu machen. Denn ich muß Sie, ich muß meine liebenswürdigen Nichten sehen, nicht genug, ich muß der Mamsell Fleischmann den Handkuß bringen, den ich ihr schuldig bin und die Tabakpfeifensammlung des Herrn Oberamtmanns in Neusen sehen.“ „Den Kirschgeist, englisches Weib, erwarte ich auf dem gewöhnlichen Wege.“ „Was kann ich Ihnen dagegen schicken?

‚Arm ist das Ländchen
‚Und hager seine Klausner.‘“

Zunächst ging der Einsiedler des Hochhauses freilich bösen Wintermonaten entgegen, über die ein Brief vom 30. Januar 1789 berichtet:

„Verzeihen Sie, Liebenswürdige (Schwester), daß ich mich für Ihr reichliches Präsent so spät bedanke. Ich mußte erst aufthauen. Das war ein russischer Winter! Leben Sie noch? Ich bin kaum übrig geblieben.“ „Einen harten Winter hatt' ich. Aber etwa ich allein? Ich Unbesonnener! Das, was ich litt, rührte mich nicht so, als was ich Andere um mich her leiden sah. Das ging mir ins Mark. Ich theilte mit den Armen, was ich immer hatte, mein Holz, mein Essen, meine Kleider, mein Geld. Nun bin ich aber so ausgeleert, so mutter-blitz-nackt, wie Freund Hiob.“ „Ob ich in diesem Jahr Sie zu besuchen kommen werde, meine Geliebten? Ach! Das ist zweifelhaft. Gott weiß, daß ich's fest beschlossen hatte, daß es der solideste und inständigste Wunsch meiner Seele ist: aber — der Winter! Er hat mich ruinirt. Kinder, ich bin für zwei Jahre fallit.“

Allein die Reise ließ sich doch ermöglichen, und früher als es nach den angeführten Briefen in Aussicht genommen war, fand ein abermaliges Wiedersehen der beiden Geschwister statt. Unterm 28. April 1789 berichtet das Oberamt Hochhaus an die Regierung zu Wallerstein:

„Es ist gestrigen Montag vor 8 Tagen, als den 20. dieses, der seines hiesigen Arrestes noch nicht förmlich losgesprochene Journalist Wekhrlin, nachdem selbiger sich die Post von Nördlingen nach Hürnheim hat kommen lassen, nach Göppingen abgegangen, um sich mit seiner wegen seiner todtkranken alten Mutter zu Ludwigsburg allda hinberufenen verheiratheten Schwester des ihm gebührenden Vermögensantheils halber mündlich zu besprechen und einstweilen auch von derselben Geld zu erheben, um damit seine rückständigen Kostgelder, Hauszinse, angeschafften Kleidungsstücke, nebst anderen hie und da schuldigen Posten abführen zu können. Vor seinem Abgehen von hier kam derselbe zu dem Oberamtmann (Waßer), meldete seine Entfernung und versicherte auf sein Ehrenwort, daß er binnen 5 bis 6 Tagen wiederum allhier eintreffen werde." „Gegenwärtig sind nun aber schon 2 bis 3 Tage darüber verflossen, ohne daß er sich wieder eingefunden hat und man weiß nicht, ob denselben die rauhe und regnerische Witterung davon abgehalten hat, oder ob er sich durch diese auf Ehre und Glauben vorgeblich bloß zur Befriedigung seiner Gläubigerschaft angestellte Reise auf den freien Fuß hat setzen wollen."

Wenn Wekhrlin weder damals, noch früher oder später an Flucht gedacht hat, so ist der Grund wohl darin zu suchen, daß er nicht wußte, wohin er sich wenden sollte und seine Bibliothek nicht zurücklassen wollte, über deren Verkaufswert er übertriebene Vorstellungen hegte.

„Dem allhiesigen Thorwart", fährt der Bericht des Oberamts Hochhaus vom 28. April 1789 fort, „hat Wekhrlin die Stubenschlüssel eingehändigt und befindet sich wohl noch Alles, womit Selbiger sonsten versehen war, auf derselben Stelle. Allein alle seine Habseligkeiten, besonders das Bett und die Mobilien, sind von einer nicht viel bedeutenden Werthschaft. Eine vorherige schuldige unterthänige Anzeige von dessen anzutretender Reise war nicht möglich und da selbiger auf sein Ehrenwort bei seiner öfteren alleinigen Entfernung von hier, sich jederzeit wieder eingefunden hat, so sollte man nicht glauben, daß derselbe seine Ehre, auf die er immerhin so stolz gethan hat, dermalen in Schanzen schlagen werde."

Die wallersteinsche Regierung ordnete an, es sei in acht Tagen zu berichten, ob Wekhrlin zurückgekehrt sei. Als auch dieser Zeitraum verstrichen war, wurde es dem Oberamtmann um so unbehaglicher zu Mute, als Wekhrlin einige Schulden hinterlassen hatte, an deren Berichtigung ein mehrfaches Interesse bestand. Wir wollen auch den folgenden oberamtlichen Bericht vom 5. Mai 1789 vollständig wiedergeben, da er die fortdauernde finanzielle Zerrüttung unseres Schriftstellers deutlich genug bekundet:

„Der Journalist Wekhrlin hat sich noch nicht wieder eingefunden und es gewinnt, weil selbiger weder etwas von sich hören läßt, noch man sicher erfahren kann, wohin er sich gewandt hat, das Ansehen, als werde er wohl nicht mehr zurückkommen. Da indessen

der hiesige Thorwart Unkauf für Kost	48 fl.
der Handelsmann Mohr von Dinkelsbühl für Tuch zu einem Kleid und für eine Weste . . .	44 fl. 30 Kr.
der Jud Hirsch von Wallerstein für Leinwand zu Hemden	16 fl.
Joh. Baltas Thumm in Baldingen für Hausmiethe	40 fl.
somit schon zusammen	148 fl. 30 Kr.

zu fordern haben, ohne was noch weiter eingeklagt werden wird, so dürfte fast nothwendig werden, des genannten Journalisten hiesige und in Baldingen sich noch befinden mögende Habseligkeiten zu ‚beschreiben'."

Bevor noch die Regierung diesen Antrag verbescheiden konnte, hatte das Oberamt Hochhaus am 7. Mai 1789 zu berichten:

„Heute Vormittag um 10 Uhr ist der Journalist Wekhrlin mit der Post von Neresheim anwiederum allhier eingetroffen und hat wegen seines längeren Außenbleibens die Entschuldigung vorgebracht, daß er wegen seiner sehr krank darnieder liegenden alten Mutter und deren hiebei zu besorgen gehabten Familienangelegenheiten wider seinen Willen von einem Tag zum anderen zu Ludwigsburg und Stuttgart sich habe länger verweilen müssen, nie aber die Absicht

gehabt habe, sein wegen seiner Rückkunft gegebenes Wort jemals zu brechen."

Von der sehr schwer krank darnieder liegenden Mutter, von Ludwigsburg und Stuttgart ist keine Rede in dem Briefe vom 1. Juni 1789, in dem Wekhrlin der Schwester und dem Schwager für die an deren Wohnsitz zu Beuern genossene Gastfreundschaft dankt und über seine Heimreise berichtet:

„Voll von dem Genuß Ihrer Freundschaft und Höflichkeit und bezaubert über meinen Besuch zu Beuern, bin ich auf einem kleinen Umwege wieder bei mir" (d. h. auf dem Schloß Hochhaus). „Die Götter des Friedens und der Gastfreiheit segnen Sie: sie ersetzen Ihnen die milde Aufnahme, so ich bei Ihnen genoß!" „Dieses Duodezreischen gehört unter die schönsten Perioden meines Lebens. Es hat mich viele edle Charaktere kennen lernen. Zuerst den der Mutter Friederike, der nicht traulicher und schwesterlicher sein kann; dann den Ihrigen mein würdiger Schwager, an welchem ich schlechterdings Nichts zu ergänzen weiß, den meiner zauberischen Nichten, von dem ich entzückt bin; endlich den Ihres feinen und wohlbelebten Herrn Schultheiß. Mit einem Wort: Alles, bis auf die kleine Rosel und das Jesusköpfchen von ihrer noch kleineren Schwester ist mir unvergeßlich."

Der Amtmann zu Owen bewirtete den Reisenden „mit einem eleganten Champagnerfrühstück" und bereitete ihm „in seinem schönen Hause eine heitere Stunde." Auch zu Kirchheim wurde er „festinirt". Er rühmt ein „glänzendes Mittagessen, ein allerliebstes Souper bei der interessantesten Konversation an der Seite des Herrn Oberamtmanns und seiner höchstverehrungswürdigen Gemahlin und dann eine Gesellschaft von auserlesenen Freunden beim Kronenwirth." „Ein seltener wohllüstiger Tag." — In Göppingen vertrieb er sich die Langeweile in einem Seiltänzertheater und

bis Geislingen machte er Reisegesellschaft mit dem Marquis de Custine, Colonel von den Dragons de la Reine. „In Geislingen erkundigte ich mich dießmal etwas genauer nach den Reliquien der Wekhrlin'schen Familie, welche unläugbar ihren Stammort dort hat. Ich fand Epitaphien, Stammbäume und zwei lebende Vettern, des Namens Weckherlin."

Den Herbst des Jahres 1789 brachte Wekhrlin in Franken bei „einem seiner Busenfreunde, dem Geheimrath von Kleudgen zu Ellingen" zu. Auf diesen Besuch sind jedenfalls die Artikel über den Orden der Teutschen Herrn in den hyperboreischen Briefen (Bd. IV S. 169, Bd. V S. 172 u. Bd. VI S. 200) zurückzuführen.

Als kurz darauf der Pfarrer von Hohenaltheim, unfern des Hochhauses, Georg Heinrich Lang, mit welchem der Gefangene viel verkehrte, als Hofprediger der Erbprinzessin von Thurn und Taxis nach Regensburg versetzt wurde, begleitete ihn Wekhrlin dorthin. Der bekannte Memoirenschreiber, Ritter von Lang, stellt diesem seinem Oheim und Pflegevater das Zeugnis aus, daß er „ein lebensmunterer Mann, mit schönem gesellschaftlichem Talente in Musik und Sang, gewandt in Spöttereien und Witzworten, ein vorzüglicher Redner, etwas eitel, gutherzig und höfisch" gewesen sei, und eine von dessen vielen im Druck erschienenen Predigten trägt den gemütlichen Titel: „Die Pflicht des christlichen Menschenfreundes, Anderen gern einen vergnügten Abend zu machen." (Öttingen 1791.)

Daß Wekhrlin einen solchen Menschenfreund aus seinem wohl nur sehr kleinen Kreise ungern verlor, läßt sich denken. Über die Regensburger Reise lesen wir in einem Briefe vom 10. Dezember 1789 folgendes:

„Ich war in Regensburg, um meinen Busenfreund, den ehemaligen Superintendenten Lang, dahin zu führen — und zu installiren. Installiren! Warum nicht? Am Taxis'schen Hof giebt's kein Konsistorium: es waren sonst keine Lutheraner beim Akt zugegen, als er und ich. Wer installirte den Hofprediger im Paradies? Vermuthlich der Nächstbeste. So bei Freund Lang. Lassen Sie sehen, wie ich mich dabei benahm. Ich legte ihm die Hand aufs Haupt und sprach dazu: Duldet, die Euch dulden! Hier war Litanei und Segen."

Kapitel XIX.

(1788—1789.)

Reise nach Frankfurt. Der Prinz von Oranien. Die Angelegenheit des Rheingrafen Joh. Fried. Salm. Wekhrlins Beziehungen zu Christian Friedrich Daniel Schubart.

„Wohin mich das Frühjahr ziehen wird", heißt es in einem Briefe Wekhrlins vom 24. November 1789, „weiß die Vorsicht. Bis dahin kann sich in der politischen und moralischen Welt manches Ereigniß ergeben. Wenn eine Römische Königs-Wahl zu Stande kommen sollte, so rechne ich darauf, Frankfurt wiederzusehen."

In der That wäre der Bewohner des Hochhauses im August 1790 in Frankfurt gewesen und scheint in sehr guter Laune zurückgekehrt zu sein.

„So eben", meldet er der Schwester unterm 23. August 1790, „komme ich von Frankfurt an: der erste Gegenstand, den ich beäuge, ist Ihr Präsent. Ich koste es — vortrefflich! Superiör! Nichts kann geistvoller sein. Dieser Fünftelfaß soll mich stärken, um den innstehenden Winter — hindurchzuvegetiren."

Schon früher findet sich in Wekhrlins Briefen eine Äußerung, die auf Frankfurt Bezug hat.

„Sehen Sie", schreibt er der Schwester unterm 30. Januar 1789, „mit Einem Blick meine traurige Lage an und bedauern Sie mich. Der Prinz von Oranien erweist mir vor einigen Monaten die Ehre und schickt mir das Dekret zu einem characterisirten Legationsrath. Aber mit dieser Gnade ist der Beding verknüpft, daß ich nach Frankfurt am Main ziehen und dort einigen Aufträgen abwarten solle. Wo sollte ich Armer aber die Spesen zu einer solchen Translokation hernehmen? Das überstieg meine Kräfte und Speculationen. Ich mußte also das Dekret wieder zurückschicken und mir die Gnade des Prinzen auf andere Zeit vorbehalten."

Möglicherweise standen diese Beziehungen zu Frankfurt und dem Prinzen von Oranien mit der Angelegenheit des Rheingrafen Salm im Zusammenhang, und man darf vielleicht darin einen Beweis mehr für die von Dr. Karl von Knoblauch gegen die Darstellung Ebelings (S. 55 u. f.) vertretene Meinung erblicken, daß der gleichfalls aus Frankfurt a. M. datierte, gegen Christian Daniel Schubart gerichtete Brief in den Hyperboreischen Briefen (Bd. I S. 101) entweder, wie von Knoblauch nachweisen zu können meint, aus Wekhrlins eigener Feder floß, oder ihm doch auf Grund von Beziehungen, die er in Frankfurt einging, von dorther zum Abdruck übersandt wurde. Das letztere ist, wie wir unten sehen werden, Schubarts des Ältern Meinung gewesen, wobei ja keineswegs ausgeschlossen bleibt, daß Wekhrlin das Schriftstück mit eigenen Zuthaten pfefferte.

Der Rheingraf Johann Friedrich Salm (geb. 5. November 1743, gest. 1819) hatte als Obrister des sächsisch gothaischen Infanterieregiments in dem Aufstand der Holländer gegen den Prinzen von Oranien eine unrühmliche

und zweideutige Rolle gespielt, indem er mehr seine persönlichen Interessen und ehrgeizigen Pläne im Auge hatte, als die ihm anvertraute Sache, und bei dem Herannahen der Preußen Utrecht mit einer Besatzung von 7—8000 Mann ohne Schwertstreich übergab* (1787). Er war in Folge dessen kassiert und für unfähig erklärt worden, jemals wieder der Republik zu dienen.

Schubarts „Vaterländische Chronik" vom November 1787 (N. 39) berichtete den Fall unter der Rubrik: „Vom Kleinen unserer Zeit": „Feldmarschall Graf Salm, der sich trotzig an die Patriotenspitze stellte und komisch, wie Sir Falstaf, eine tiefe Wunde in die Erdkugel zu hauen drohte, lief bei Annäherung der Preußen im Bettlergewande von Utrecht bis nach Grumbach, wo er am französischen Kamine sitzt und die holländischen Steckbriefe schauernd liest. — Ein gar kleiner Mann! Denn Feigheit macht Riesen zu Krüppeln."

Weshalb Wekhrlin, der den Rheingrafen noch im Grauen Ungeheur (Bd. XII S. 245) einen „venalen Undankbaren" genannt hatte, sich später bemüßigt sah, sich seiner Sache anzunehmen, ist schwer erfindlich, wenn man nicht glauben will, er habe hierbei persönliche und materielle

* Ségur. Histoire des principaux évènements du Règne de F. Guillaume II Roi de Prusse. Paris 1800. Bd. I S. 357 f. S. auch Schneider, Geschichte des Wild- und Rheingräflichen Hauses. Kreuznach 1854. S. 271. Schlosser (Bd. XVII S. 49) sagt: „Die Preußen hatten eine leichte Aufgabe, zumal da das Gesindel, welches der von Holland angeworbene Rheingraf von Salm unter dem Namen eines Armee-Corps aufgestellt hatte, auf eine fast komische Weise auseinanderlief."

Interessen verfolgt. Dr. Karl von Knoblauch meint, der Hyperboreer hätte hierbei im Auftrage des wallersteinschen Hofes gehandelt; allein es sind mir keinerlei Motive bekannt geworden, aus denen der Fürst von Wallerstein sich für diesen unwürdigen Standesgenossen hätte erwärmen können.

Was zu seinen Gunsten in dem, in den Hyperboreischen Briefen zum Abdruck gelangten Schreiben geltend gemacht wird, ist denn auch armselig genug und gipfelt in einem sehr geschmacklosen Angriff auf Christian Daniel Schubart.

„Da Sie, soviel ich weiß", wird der zum Hofdichter avancierte Chronikschreiber angeredet, „Ihre vierzig haben, sollte Ihnen nicht unbekannt sein, daß Sie jeder Standesperson, vornehmlich aber denjenigen vom Range des Rheingrafen von Salm, Ehrfurcht schuldig sind. Und von einem Manne von Ihrer Erfahrung, der sich schon einmal bei einem ähnlichen Fall die Finger so fürchterlich verbrannte, hätte man billig eine solche Ungezogenheit um so weniger erwarten sollen, als der Rheingraf meines Wissens Ihnen weder etwas zu leid, noch zu gut gethan hat." „Doch dieser Mangel an Sitten möchte allenfalls in Hinsicht ihrer vormaligen Lebensart und Ihres Aufenthaltes auf dem Asperg einigermaßen entschuldigt werden, wo sie, wie leicht zu begreifen, die Regeln des Wohlanstands zu lernen wenig Gelegenheit gehabt."

Die Annahme, Wekhrlin sei von der Absicht ausgegangen, Schubart durch Veröffentlichung der Schmähschrift einen Dienst zu leisten und „Germaniens drangvollsten Barden" unter seine Fittiche zu nehmen, indem er „das Schandblatt öffentlich annagelte, auf daß es für den Verfasser erröthe und über ihn ausspucke" — scheint mir schon

im Hinblick auf die ironische Einführungsepistel unhaltbar, und zwar um so mehr, als Wekhrlin auch sonst in seinen Briefen sich abfällig über Schubart äußert und ihn gelegentlich den „berüchtigten" nennt.

Die auffallende Ähnlichkeit der Lebensschicksale der beiden Landsleute vermochte eben die tiefe Verschiedenheit der Denkungsart, des Charakters und des Talentes des leichten, geistreichen, freigeistigen, aristokratisch gesinnten Wekhrlin mit dem pathetischen, frömmelnden, demokratischen und volkstümlichen Schubart nicht zu überbrücken. Es war ein Gegensatz wie zwischen Wieland und Klopstock.

Daß beide Schriftsteller sich je im Leben persönlich begegneten, wird nirgends angeführt. Als Wekhrlin im Jahre 1776 in Augsburg anlangte, hatte Schubart es bereits zwangsweise verlassen müssen (Januar 1775), und als Schubart aus seiner Haft auf dem Hohenasperg befreit wurde (am 11. Mai 1787) mußte Wekhrlin die seine auf dem Hochhaus antreten (am 4. Mai 1787).

Aus dem letzteren Anlaß beschäftigt sich die „Vaterländische Chronik" zum erstenmale mit Wekhrlin: „Das graue Ungeheuer", berichtet St. XXXXIII vom November 1787, „hat sich in ein altes verfallenes Bergschloß geflüchtet und wird nimmermehr mit seinen Launen die Leser belustigen. Wekhrlin, der Vater selbst, hat diesen seinen etwas seltsamen Zögling gebannt und damit — die Feder auf immer niedergelegt. Wer da weiß, daß Wekhrlin kein schulgerechter Gelehrter, sondern ein selbst gebildeter Schriftsteller ist, wem die Glut seines Geistes, sein Freiheitsungestüm, sein frischer, muthig aufwiehernder Styl und die Kühnheit behagte, womit er so manchen politischen Knoten zerhieb, der wird diese

Nachricht sehr ungerne lesen und mit mir den Wunsch aushauchen, daß der Verfasser bald in eine Lage kommen möge, wo er ohne Druck und Zwang, frei und fessellos denken, handeln, schreiben kann."

Weniger vorteilhaft klingt „des grauen Ungeheuers Grabschrift" im IX^ten Stück vom 29. Januar 1788. Christian Daniel Schubart d. ä. begleitet die ihm eingesandte Verdeutschung der französischen Grabschrift des grauen Ungeheurs* mit folgenden Betrachtungen: „Das Ungeheur hat ziemlich französisch gelebt, gedacht, geschrieben. Hätte Wekhrlin seinen Deutschen Sinn und Sprache besser angebaut, er wäre ein markvoller, origineller Schriftsteller geworden. Aber das Rennen und Laufen und Keuchen nach den auf Moräſten hüpfenden Irrwischen der französischen Paradoxie hat ihn oft irre geführt. Schade indeß für den geist- und herzvollen Mann."

Der Herausgeber der Vaterlandschronik hatte inzwischen wiederholt Anlaß, auf die Angelegenheit des Rheingrafen zurückzukommen: „Dieser verunglückte Feldherr der Batavor hat plötzlich einen Schildknappen gefunden, der mir anonymisch einen fürchterlichen Fehdebrief zuschickte. Er beschuldigt mich insolenter Ausdrücke in meiner Chronik und er ist doch selbst so grob gegen mich, als wenn er im

---

* Am Schlusse des XII. Bandes:
Abri de la folie et de la liberté!
Je t'élève un tombeau: tu l'as bien merité.
Hélas! pour farder mon visage
Il ne me reste que des pleurs
Je t'enterre et c'est moi qui meurs.
Passant, plaignez mon sort, je vais devenir sage.

Schwarzwalde oder in Tyrol die Sprache der ärgsten Bengel studirt hätte. Doch Sancho Pansa macht es auch nicht besser, weil's schon einmal so der Schildknappen Art ist, den Rittern von der traurigen Gestalt dienen. Ich sprach, was alle Welt sprach, daß Salm in Holland feig, klein und ganz und gar des deutschen Mannes unwürdig handelte. Der Mann mag übrigens noch so viel gesellschaftliche Tugenden haben, er mag Vielwisser und sogar Poet incognito sein, wie sein Schildknappe kläfft; so halt ich mich doch an den Goldspruch der Alten: Wer feig ist, ist in keiner Tugend Mann." „Übrigens muß der wanstige Schildknappe nicht denken, daß ich mich vor seinen Drohungen fürchte. Der Schild, den mir mein Fürst vorhält, ist zu stark, als daß die Strohhalmpfeile eines so unmächtigen Knappen ihn durchdringen können." (St. II v. 4. Januar 1788.)

Auch in einer späteren Nummer seiner Vaterlandschronik (XV vom 19. Februar 1788) hält Schubart seinen Standpunkt noch aufrecht: „Über den Grafen Salm knirscht der Bataver noch immer mit den Zähnen. Dieser in der Geschichte als desertirter Feldmarschall gebrandmarkte Mann ist nun auch aus der Liste der französischen Generale zur ewigen Schmach ausgestrichen worden. Ein deutscher Kavalier in Amsterdam hat fünf der besten Salmischen Reitpferde gerettet, sie öffentlich versteigert, und von dem Erlös die dringendsten Schulden, die Salm zu Utrecht zurückließ, abbezahlt. Indessen schleppte der Ritter viele Tausende aus dem Lande und Gott weiß, wo er jetzt seinem gepreßten Herzen Luft schafft."

Als das Sendschreiben in den hyperboreischen Briefen erschienen war, schrieb Schubart im XXIXten Stück der vater-

ländischen Chronik vom 8. April 1788: „Von Graf Salms Schildknappen.“ „Hab seinen anonymischen Schandbrief zwar längst in meiner Chronik mit ein paar derben Deutern abgefertigt. Er aber, durch diese Nasenstieber nicht gewitzigt, bettelt mit seinem Pasquill bei mehr als zwanzig Deutschen Journalisten herum, es doch in irgend einen Winkel ihrer Sammlungen zu werfen. Gibt's doch in jedem Hause einen Nachtstuhl — winselte Sancho der Wanst. Diese aber schämten sich, ihre Buden mit solchem Unrath zu beklecksen. Endlich erbarmte Wekhrlin sich seiner, nahm den Wisch in seine Brieftasche auf und gab ihm sogar einen goldenen Schnitt.“ „Von Wekhrlin befremdet es mich, daß er seine hyperboreischen Briefe mit einer Stinkschrift verpesten mochte, die es beinahe nöthig macht, seine Briefe zu räuchern. Dem Schildknappen aber rath' ich wohlmeinend, zu schweigen, indem ich ihn nach Name, Stand und Würde kenne und nur aus Schonung bisher nicht öffentlich genannt habe.“

Der Rheingraf mußte aber offenbar mächtige Fürsprecher haben, denn schon einige Wochen später (St. XLII vom 23. Mai 1788) trat der Chronist den Rückzug an: „Einer meiner biedersten Korrespondenten“, fügt er der Nachricht an, daß der Rheingraf zum dritten Male von den Holländern zur Verantwortung vorgeladen sei, „hat mir diesen deutschen Grafen in einem ganz anderen Lichte gezeigt, als ich ihn bisher mit mehreren Novellisten sah. Er nennt ihn einen feuerigen, entschlossenen und nach Geist und Herz gebildeten Mann. Seine Flucht aus Holland sei nichts weniger als Feigheit, sondern weises Beugen unter die eiserne Nothwendigkeit. Welcher Arm vermag sich gegen diese

Tyrannin zu stemmen! Ich will der erste sein, der dieß laut bekennt, denn mich freut's, wenn ein deutscher Mann, von Verläumdungen umwölkt, wieder hervortritt aus seiner Dunstwolke und in seiner eigenen Würde schimmert. — Doch dieß sag ich frei und nicht aus Furcht vor der Strohhalmlanze des elenden Pasquillanten, der Wekhrlins hyperboreische Briefe prostituirte."

Es fehlte nun nur noch der formelle Widerruf, der denn auch im folgenden Jahr (St. XVIII vom 3. März 1789) unter dem Titel: „Apologie" erfolgte: „Meinen freundlichen Gruß zuvor dem Manne, der einen Artikel gegen mich in das Frankfurter Journal eingerückt hat mit dem Vermelden, daß ich Anfangs aus Überzeugung des Grafen von Salm Betragen in Holland tadelte. Da ich aber seitdem hochwichtige Belehrungen bekam, die mich überführten, daß gedachter Graf in seiner damaligen traurigen Lage nicht anders handeln konnte, als er gehandelt hat, so schämte ich mich meines Tadels und nahm ihn schleunig zurück. Der Verfasser gedachter Rüge wird in Kurzem ebenso denken, wenn er die bald im Druck erscheinende Schutzschrift dieses edlen Verfolgten gelesen hat. — Wehe dem, der nicht seinen Tadel zurückzunehmen vermag, wenn er falsch traf! Der ihn nicht zum Ersatz in Lob umzustimmen vermag, wenn ihn der Charakter des Geschmähten dazu auffordert. Es ist dieß also kein Widerspruch, sondern die Sprache der neuen Überzeugung, wozu der Rechtschaffene durch sein Gewissen aufgefordert wird. Ein Zeitungsschreiber, der um der Neuheit wegen oft dem Tone des ersten Posthorns folgen muß, kann nicht immer warten, bis sich der Nebel verzeucht, in den oft wichtige

Menschen und große Begebenheiten anfangs gehüllt sind. Sonst bin ich Mann's genug, mein Wort so fest zu behaupten, wie der brave Kriegsmann seinen Platz." „Was aber die vorgeworfenen Bestechungen betrifft, so schüttle ich mein Haupt mit dem edlen Unwillen eines Mannes, der nichts in seinem Leben mehr verabscheut hat, als sich vom Teufel gegen die Wahrheit in Sold nehmen zu lassen. Die Tausende mögen zeugen, die mich kennen!!"

Wir glaubten, bei dieser Angelegenheit länger verweilen zu sollen, theils weil sie in den früheren Biographieen Wekhrlins nicht vollständig zur Darstellung gelangte, theils weil auch an einem fremden Beispiele am besten der Ton der Polemik in jenen Tagen und die engen Schranken ersichtlich und fühlbar werden, welche der freien Meinungsäußerung über öffentliche Vorgänge in der Presse gesetzt waren.

Wir kehren nun zu Wekhrlins Gefängnis zurück und zu den Freiheiten, die es ihm darbot.

Kapitel XX.

(1789—1790.)

Die Umgebungen des Hochhauses. Besuch Wekhrlins in der Reichsabtei Neresheim. Die Namen der Mitarbeiter der hyperboreischen Briefe. Urteil von Gervinus über Wekhrlin. Wekhrlin als Sachwalter der Bauernschaft. Verdacht der Aufwiegelung derselben.

Nicht nur in die Ferne schweifte Wekhrlin während des zweiten Teiles seiner Haft; häufig genug mag er auch

die ihm gewordene größere Freiheit der Bewegung zu Ausflügen in die reizvollen Umgebungen des Hochhauses benützt haben. Er selbst hat sie beschrieben, als er die „Reisenden für Länder- und Völkerkunde", die sein Bild an die Spitze des ersten Bandes gestellt hatten, gerührt und dankbar zum Besuche dieser Reize einlädt (Hyp. Br. III S. 9):

„Von meiner Klause aus werde ich Sie nach Kaisersheim* führen. Unterwegs nehmen wir zu Harburg** einen der reichsten Prospekte der Natur ein, einen Prospekt, der des Pinsels eines Harper würdig wäre. Wir sehen die Schloßkirche, welche einige Monumente hat, und den Garten des Hofkammerrath Tröltsch, um zu empfinden, was das Genie der Natur abzwingen kann. Zu Kaisersheim finden wir eine stattliche Bibliothek, ein hübsches Orchester, gute Köpfe und edle Herzen, kurz Alles, was die Religion vermag. Von Kaisersheim gehen wir nach Donauwörth, um den Pater Beda,*** einen der lichtesten Köpfe seiner Kirche, zu sprechen und die Zelle zu besuchen, wo Bronner† seine unsterblichen Fischererzählungen empfieng."

„Nun nehmen wir den Weg entlang der Donau, über das Schlachtfeld bei Höchstätt, nach Dillingen. Hier wärmen wir uns am Pater Sailer, der — trotz der Unbilden, die er von seinem undankbaren Jahrhundert erfuhr — die wohldenkendste und liebenswürdigste Menschenseele ist, welche der Same Adams trug. Er wird uns zu seinem Busenfreund, dem Professor Weber, führen und am

* Unmittelbare Reichsabtei.

** Schloß mit Gruft der Grafen zu Öttingen.

*** Pater Beda Mayr. 1742—1794.

† Franz Xaver Bronner. 1758—1850.

Arm Beider werden wir den prächtigen Bibliotheksaal, das physikalische Kabinet, die beiden raren Privatbliotheken, welche der hochselige Fürst Bischof der Universität und Graf Joseph Fugger von Glött der Lesegesellschaft überließen, vornehmlich das von Weber gestiftete Lesekabinet sehen." „Vielleicht haben wir Gelegenheit, dem Statthalter, dem vortrefflichen Freiherrn von Ungelter, unsere Ehrfurcht zu bezeugen, dann wäre unser Glück ergänzt." „Auf dem Rückwege können wir, zur Zerstreuung, einen Blick auf das Schloß und den Park des Fürsten von Thurn und Taxis zu Dischingen werfen. Wir müssen aber nicht vergessen, im Pfarrhofe unseres Weber zu Demingen einzusprechen, um seine Naturalien und Gemälde, auch eines der elegantesten Pfarrhäuschen der Christenheit, zu sehen." „Durch eine geringe Ausbeugung gelangen wir im Vorbeigehen nach der Abtei Neresheim, um ihre prächtige Kirche und besonders das Deckenstück zu betrachten, das, wenn ich mich nicht irre, von einem Schüler Holzers ist. Von hier aus machen wir noch einen Sprung nach dem Kloster Maihingen wegen dem Mausoleum, welches der regierende Fürst zu Wallerstein seinem Vater gestiftet hat, ein Meisterstück des Einfältig-Erhabenen (sic!) in der Kunst: ganz in der Würde der Religion eines tugendhaften Sohnes gegen den edelsten der Väter." „Nun sind wir wieder bei mir. Wir haben einen Theil von Schwaben und zuverlässig das Beste im Ries gesehen."

Der Besuch, den Wekhrlin im Juni 1790 der Reichsabtei Neresheim abstattete, hat in dem Tagebuch des Benediktiners und späteren Augsburger Domherrn Karl Nack*

* Klosterleben zur Zeit der Aufklärung von Adolf Buff. Grenzboten 1877 III. Quart.

Spuren zurückgelassen. Wir erfahren daraus, daß Wekhrlin auf das Zuvorkommendste empfangen wurde, „obwohl er Protestant war und gegen das Mönchswesen schon mehrere heftige Angriffe gerichtet hatte.“ Die freundliche Aufnahme hatte ihre Wirkung. „Wekhrlin“, berichtet Nack, „bezeugte über Alles ein ungemeines Vergnügen und ließ sich öfters vernehmen, so viel Toleranz, Litteratur, Geschmack und gute Einrichtung hätte er weder in einem Kloster gefunden, noch hier vermuthet.“ „Überhaupt traue ich diesem Manne zu, daß er, obschon kein Freund der Geistlichkeit und der Klöster, dennoch das hiesige wegen empfangener Höflichkeiten schonen werde. Humanitate etiam ferae mansuescunt.“

Der in der angeführten landschaftlichen Überschau genannte Pater Sailer* und Pater Beda Mayr in Donauwörth gehörten zu Wekhrlins Mitarbeitern.

Die fremden Aufsätze sind in den hyperboreischen Briefen schwerer zu erkennen, als im grauen Ungeheur. Wekhrlin hat den Korrespondenten jener Briefe zum Teil seltene, zum Teil gänzlich erfundene phantastische Namen beigelegt, die übrigens sehr charakteristisch für die Zeit klingen: Alzest, Alzidor, Araminte, Arnold von Dintnerthal, Belinde, Beroald, Burlin, Clindor, Cotill, Damis, Diogen, Einsiedler auf Tabor, Elpin, Florimund, Hero, Hippias, Iris, Kallias, Legulejus, Lichtfreund, Lokrin, Mentor, Mirliton, Panurg, Peregrin, Phaon, Phädon, Philander, Phozion, Sabbatin, Serpil, Thersyt, Tisander, Troilus, Tsinlong, Wahrmund, Xantus, Xiphilin u. a. m.

Diese buntscheckige Anonymität, sowie die gelegentliche

* geb. 1751, gest. 1832 als Bischof von Regensburg.

Anwendung der Form der Parabel, der Fabel, des Mährchens hat offenbar Gervinus* zu dem nur eine sehr oberflächliche Beschäftigung mit diesem Autor bekundenden Urteil verleitet: „man dürfe in seinen Schriften nichts suchen, was auch nur so viel Rücksichtslosigkeit verriethe, wie unsere späteren Oppositionsblätter in Litteratur und Politik. Alles Freiere sei noch gar zu vorsichtig in Anekdoten, Fabeln, in Visionen u. dergl. gekleidet, die Behutsamkeit lauere hinter jedem Gedanken, den die Freiheit eingebe, und der oft gerühmte Witz sogar sei erstaunlich spärlich."

Wir müssen im Gegenteil konstatieren, daß selbst in den auf dem Hochhaus redigierten hyperboreischen Briefen die letzten Fragen der Menschheit, die Unsterblichkeit der Seele, die Entstehung der Erde, der Einfluß des Priestertums, die ersten Ereignisse der französischen Revolution u. s. w. mit einer geradezu erstaunlichen Kühnheit und Freiheit behandelt sind.

Dr. Karl von Knoblauch hat uns eine äußerst gediegene, gelehrte Arbeit über die hyperboreischen Briefe zur Verfügung gestellt, in welcher er mit bewährtem kritischen Scharfblick insbesondere die Frage der Mitarbeiter behandelt. Das Ergebnis seiner Forschungen geht dahin, daß die oben wiedergegebenen Klagen Wekhrlins, er sei im Gefängnis von seinen litterarischen Freunden verlassen worden, in das Bereich der Übertreibungen zu verweisen ist. Nach Dr. von Knoblauchs Ansicht hätte Wekhrlin bei den hyperboreischen Briefen nicht mehr so viele, aber um so emsigere Mitarbeiter gehabt; und, um über die geringere Anzahl derselben zu

* Geschichte der poetischen Nationalliteratur. V. Teil S. 132.

täuschen, so viele neue Namen erfunden. Insbesondere blieb ihm Justizrat von Knoblauch in Dillenburg treu, und lieferte sehr viele Aufsätze, hauptsächlich solche, die in das Gebiet des Wunderglaubens einschlagen.

Im übrigen vermutet Dr. Karl von Knoblauch mit zum Teil schlagenden Gründen, auf die hier einzugehen der vorzugsweise biographische Charakter dieser Schrift verbietet, außer einigen schon bei Ebeling aufgeführten noch folgende Mitarbeiter: Karl Friedrich Bahrdt in Halle (1743—1792), Christian Gottfried Boekh in Nördlingen (1732—1792), Ludwig Albrecht Schubart (1766—1812), Johann Heinrich Schulz, Prediger zu Gielsdorf (den sogenannten Zopfschulz) den Oberhofprediger Johann August (Freiherrn von) Stark (1741—1816), den Illuminaten Adam Weishaupt (1748—1830), Professor Werner in Gießen, Pfarrer Winz in Neuwied u. a. m.*

Die Einwirkung der zum Teil sehr verschiedenen Richtungen angehörenden Mitarbeiter veranlaßt Dr. Karl von Knoblauch zu der gewiß richtigen Bemerkung, daß es nicht ohne Bedenken sei, aus Wekhrlins Schriften ein konsequentes philosophisches System desselben ableiten zu wollen, und daß

* Insonderheit erklärt v. Knoblauch für den Verfasser von hyper. Br. I S. 82: den jüngeren Schnbart, von I S. 118 den Zopfschulz, von I S. 125 Bonav. Andreß zu Würzburg, von I S. 130 Baldinger in Marburg oder Weikard in Fulda, von I S. 222 J. W. Brenk, von I S. 237 Prof. Hassenkamp in Rinteln, von II S. 166 u. S. 252 den Hofprediger Stark in Darmstadt, von IV S. 117 Dr. Bahrdt in Halle (Bergrat Borax in Nikopel sei Prof. Baumer in Gießen 1719—1788) u. s. w. u. s. w. Zu Wekhrlins Mitarbeitern gehörte auch der Nördlinger Rektor Dan. Eberh. Beyschlag (geb. 1759).

man nur etwa von einem Aufklärerkreise sprechen könne, der in Wekhrlin und seinen Zeitschriften seinen Mittelpunkt und seine Ausbildung gefunden habe.

Mehrere Aktenstücke lassen darauf schließen, daß unser Autor die Muse, die ihm seine Mitarbeiter schafften, auf Hochhaus, des lieben Brotes willen, zur Vertretung der ländlichen Bevölkerung der Nachbarschaft in ihren Prozeßangelegenheiten benützte. Allein auch diese Thätigkeit scheint ihre Schattenseiten für ihn gehabt zu haben. In einem Falle (1787) sah er sich wegen einer von ihm abgefaßten Prozeßschrift von einer Injurienklage bedroht und in einem anderen wurde er sogar der „Aufwieglereien“ beschuldigt. Wekhrlin sollte einem Gerüchte zufolge Gemeindemitglieder von Bissingen und Unterringingen „animirt“ haben, „nicht in die Abkürzung der Frühlingsweide zu willigen“. Der Fürst erachtete die Sache so wichtig, daß er im Mai 1790 den Oberamtmann von Hochhaus beauftragte, an Ort und Stelle Erhebungen zu pflegen. Einer der vernommenen Zeugen sagte aus, „es sei ein Herr, er wisse nicht, sei er ein Advokat, oder so etwas, oder gar ein gnädiger Herr dagewesen und hätte gesagt, wenn nur 6 gegen die Urbarmachung (Vertheilung) der Gemeindegründe seien, gewännen sie.“

Ein anderer Zeuge berichtete, Wekhrlin hätte unter anderen Historien erzählt, wie zu Hohenlohe-Öhringen vierhundert Bauern sich zusammengerottet, das Schloß umringt und dem Fürsten dreißig Punkte vorgelegt hätten, welche er so nach und nach hätte unterschreiben müssen. Es spuke im Württembergischen und in der ganzen Nachbarschaft und es werde auch bald zu uns kreuzen. Er (Wekhrlin) aber

lege sich ins Bett, wenn es zu uns kommt, riegele die Thüre zu und bekümmere sich nichts darum; doch die Herren müßten fort, auf sie gehe es alsdann.

Der Oberamtmann findet in seinem Vorlageberichte vom 10. Mai 1790, daß solche Diskurse allerdings so geartet seien, die Unterthanen zu Empörungen zu verleiten, und daß daher die dortigen Beamten auf den gedachten Wekhrlin ein wachsames Auge haben müßten, wann selbiger sich wiederum zu Bissingen oder Unterringingen einfinden sollte.

Da im übrigen die Untersuchung nichts weiter ergab, trug der Oberamtmann Bedenken, „Wekhrlin den gnädigst anbefohlenen Arrest anzukündigen". — Auch machte derselbe geltend, daß, wenn ein engerer Arrest verfügt werden sollte, es notwendig wäre, „vor seiner gegenwärtigen Bewohnung eine Wache anzustellen", da es nicht rätlich erscheine, ihn in eines der Zimmer des Oberamtmanns zu sperren — selbst wenn ein solches verfügbar wäre — „da jedes derselben zum Schloß hinausgeht und dem Wekhrlin Briefschaften zugebracht oder dergleichen von ihm abgegeben werden könnten."

So wurde wohl aus äußeren und inneren Gründen von einer Wiederverschärfung der Haft abgesehen. Übrigens versiegen die Quellen an dieser Stelle und der Vorhang fällt vor unserem Lebensbilde über den folgenden acht Monaten.

Kapitel XXI.

(1790—1791.)

Aussichten auf auswärtige Stellungen als Bibliothekar in Florenz und als Redakteur einer Zeitung. Die „Paragrafen". Persönliche Beziehungen in denselben. Wekhrlin „Aufklärer". Apostrophe an das Glück. Sinnlichkeit. Nachschrift der „Paragrafen".

In einem Briefe an die Schwester voll überströmenden Gefühls vom 10. März 1790, durch welchen Wekhrlin einer seiner Nichten ein Hochzeitsgeschenk übermacht, ergeht er sich über die Frage: „warum kann ich nicht in Eurem Zirkel sein" und schmeichelt sich mit der Vorstellung, „wenn er einst Theophrasts Wünschelruthe finde", sich in der Nähe Beuerns, des Wohnsitzes der Schwester, anzukaufen und niederzulassen.

„In der That", fährt er fort, „ist es ungeheuchelte Regung, daß ich den flüchtigen Rest dieses Lebens an Ihrer Seite verleben möchte. Dazu aber sehe ich keine Kombination vor mir. Der Großherzog würdigt mich, zum Exempel, mich auf die Empfehlung meiner Freunde zu Wien nach Florenz zu berufen, um über seine Kabinetsbibliothek einen Catalogue raisonné zu machen. Der Cas war interessant; er konnte weiter führen. Aber siehe da; indem ich einpacke, kommt Freund Hain und holt Josephen.* Nun wird Leopold andere Geschäfte haben, als sich mit Katalogen zu amüsieren." „An solchen Fäden hängen nun unsere Fäden und unsere Bestimmungen."

Eine andere Aussicht, das Hochhaus verlassen zu können und eine materiell günstigere Stellung zu erwerben, eröffnete sich Wekhrlin im folgenden Jahre. Leider ist ein Brief vom 26. Januar 1791, durch welchen er einen Vetter um Rat bittet, ob er einen an ihn ergangenen, nicht näher bezeichneten Antrag annehmen soll, nicht vollständig vorhanden;

---

* Joseph II. † 21. Februar 1890.

allein allem nach scheint es sich dabei um ein Zeitungsunternehmen gehandelt zu haben.

„Die Frage ist die“, schreibt er, „ob mich meine Aussichten in die Zukunft entschuldigen können, vor meinem Gewissen und dem Publicum einen Antrag abzuschlagen, wie diesen.“ „Ich verabscheue die Idee, bis zur Zeitungsschreiberei herabzusinken: die Gerechtigkeit meines Geistes hält mir überdieß vor, daß es mir nie möglich sein würde, mich in den Ton eines Anderen hineinzuarbeiten; meine Lebensart, mein Körper passen vielleicht nicht zu dem allzu sedentären Beruf eines Journalisten: mit einem Worte, meine ganze Seele empört sich gegen diese Vocation. Aber ich möchte mir nicht gerne etwas vorzuwerfen haben. Die Zukunft macht mich zweifelhaft.“ „Wenn ich die Schmeicheleien aus dem Saur'schen Briefe* hätte abtrennen können, so würde ich Sie herzlich gern damit verschont haben. Wäre ich auf diese Misèren stolz, so könnte ich Kästen damit anfüllen — von Großen und Kleinen. Allein ich kenne die Welt — noch mehr aber mich.“ . . .

Sollte schon dieser Antrag von Ansbach ausgegangen sein? Sollte er aus einer offiziellen Quelle hergerührt haben, da man von Wekhrlin verlangte, daß er sich in den Ton eines anderen hineinarbeite? — Wir wissen es nicht. Fest steht nur, daß eine Vereinbarung nicht erzielt wurde, denn Wekhrlin macht sich unentwegt an „ein neues Product“, das er als eine „Frucht seines bisherigen Müssigganges“ in demselben Briefe ankündigt. Es war dies offenbar nichts anderes, als die neue Zeitschrift, die er unter der Bezeichnung „Paragrafen“ (2 Bde., Nürnberg 1791) herausgab. „Wenn man sich“, besagt die Vorrede derselben, „bei seinen Freunden im Andenken erhalten, wenn man nur durch kleine Züge gefallen möchte, wobei sich bequem denken läßt, mit Einem Wort, wenn man auf Mehr

* Durch welchen ihm der Antrag gemacht wurde.

nicht Anspruch macht, als zuweilen an der Tafel oder auf dem Schäferbrett angeführt zu werden: so schreibt man Paragrafen." — Die Form der Briefe und der Wust erfundener Namen wird bei Seite geworfen. Den von dem Streben nach Kürze beseelten Aufsätzen werden möglichst anziehende Titel vorgesetzt.

Wekhrlins erstem Biographen, Schubart dem Jüngeren, haben fast alle folgenden nachgeschrieben, daß die Paragrafen gegen seine früheren Zeitschriften merklich abfallen. „Eine merkliche Abnahme", schreibt Schubart, „verspürte man, als er seinem Kinde die Namen: hyperboreische Briefe und Paragrafen gab; sein Zeugungsvermögen schien, nach dem Ausdrucke eines Recensenten, gleichsam erschöpft; er schien im Kreise seines Ideenfonds wieder auf den Punkt zurückgekommen zu sein, von dem er ausgegangen war. Daher fand man zu häufige Wiederholungen, so viele Lückenbüßer, einen so widrigen Kontrast von nebeneinandergereihten Stücken. Auch fühlte dieß sein Verleger wohl, sein Publikum hatte um die Hälfte abgenommen. Doch wird es dem Kenner nicht schwer fallen, auch in seinen letzten Sammlungen einzelne Stücke vorzufinden, die neben den besten seiner früheren Arbeiten eine Stelle verdienen."

Wie begreiflich, sind allerdings die Verhältnisse, unter denen sie entstanden, nicht ohne Einfluß auf die erwähnten Zeitschriften gewesen. Es fehlen insbesondere die sensationellen Fälle, denn die Verletzten mußten Anstand nehmen, ihre Enthüllungen dem Publikum durch das Medium einer Frohnveste mitzuteilen. Dazu mag auch eine leise Änderung des Geschmacks und das Erscheinen anderer Unternehmungen gleicher Gattung gekommen sein.

Wir glauben indessen in den „Paragrafen" in litterarischer und stilistischer Beziehung geradezu einen erheblichen Aufschwung gegen die „Hyperboreischen Briefe" erblicken zu dürfen. Die Beiträge derselben haben nichts von dem Kränklichen der Kellerpflanzen an sich, und einzelne graziöse und pathetische kleine Aufsätze dürfen sogar als Musterstücke für die Darstellungsweise des achtzehnten Jahrhunderts erklärt werden.

Auch an den für den Biographen besonders belangreichen persönlichen Kundgebungen fehlt es nicht.

„Ich — Aufklären?" ruft er unter dem Titel: „mein Egoismus" (S. 10) aus: „so viel Stolz besitze ich nicht. Die Natur behauptet überall ihre Rechte. Es verhält sich mit der Publizität, wie mit dem Ackerbau: Kunz und Heinz säen und die Erde giebt ihr Gedeihen." „Es war eine gewisse Gährung und Reibung der Geister nöthig, um das Licht, welches in unseren Köpfen und Herzen glühet, zu entzünden. Diese Gährung ist das Werk der Natur, der Zeit und des Publikums." „Ein Schriftsteller thut also Alles, für seinen Theil, wenn er Schutt abträgt, um dem Flusse Bett zu machen: für das Übrige sorgt das Schicksal." „Was mich, der Apostel Geringsten, betrifft, so bin ich mehr, als zu glücklich, wenn man meinem Herzen Gerechtigkeit läßt. Ich bekenne, daß dieses weit mehr Antheil an meinen Blättern hat, als das Genie."

Er sei im übrigen frei von allen Ansprüchen, selbst von dem auf den Beifall der Recensenten, da er ja auch nicht die geringste Ursache habe (?), mit der Welt so unzufrieden zu sein, wie andere. Später (S. 35) folgt eine Apostrophe „ans Glück".

„Drei Schritte vom Leib, falsche Sirene! — Ich entsage Dir auf ewig! — Nimm deine Lockungen, deine Reize, deine Schmeicheleien zurück; und laß mir meine Freiheit. Auf diesem Hügel, zufrieden mit den wenigen Freunden, die Du mir ließest, will ich nur mit der Natur leben. Umgeben von ihren unschuldigen Wollüsten

will ich mir, den Musen und meiner Freundin leben. Hier ist's, wo ich erhaben über die Pfeile des Neides und der Kabale, im seligen Genuß der Unabhängigkeit, mein Held, mein Souverän, mein König bin." „Einsamer Hain, der Du mich mildreich aufnahmst, als ich von Furien verfolgt war, sei umarmt, sei mir fortan, was du mir bisher warst, meine Wonne, mein Asyl, mein Fürstentum. Ehren, Würden, Güter — Euere Täuschungen lernte ich kennen. Entschlossen entrann ich Eueren vergoldeten Ketten." „Vergessen von der Welt lobe ich mir, im seligen Mittelstande mein Schicksal und wäge meine Wünsche nach meinem Vermögen ab. Wenn das Vergnügen der Liebe, jenes himmlische und unauslöschliche Feuer, in meinen Adern erwacht, dann fühle ich das Dasein der Gottheit. Dankbar folge ich dann dem Zuge meines Glücks und suche mir ein sympathetisches Geschöpf auf. Dieses finde ich im Schooße der Natur und, weit entfernt, gegen die Wohlthat meines Schöpfers unempfindlich zu sein, preise ich ihn in den Armen des Vergnügens für seine Gaben, für die Gesundheit meiner Nerven, für mein frisches Blut und für meine Empfindbarkeit." „So bin ich immer glücklich, immer groß, immer vergnügt. Jeder Tag lacht mir und jede Nacht küßt mich." „Die Ihr unter Eueren schimmernden Dächern meiner Einfalt spottet — Deine Sklaven! — wisset, daß ich Euch längst nimmer beneide. Mich verfolgt der Lebensekel, Euer geschworener Feind, nicht. Ohne Furcht und ohne Unruhe sehe ich von weitem ins Weltgetümmel; ich fliehe von diesem Bild zu der Natur und von der Natur zur Arbeit. Denn, wenn es gefährlich ist, mit Dir zu leben, falsche Hexe, so ist es Weisheit, Deine Touren und Dein Spiel zu betrachten."

Dieselbe offenherzige Sinnlichkeit des 52jährigen spricht auch aus seiner Standrede: „an meinen Katarrh".

„Wirst nicht aufhören, Plagegeist? — Warum zu mir! Giebt's nicht Stubenhocker, Menschenfeinde und faule Bäuche genug, die Dir abwarten könnten? — Warum zu mir, der Arbeit und freie Luft liebt?" „Oder bist du etwa mit meinem Arzt einverstanden? Der Barbar! Er verdammt mich zum Thee — nicht zum Burgunder. Noch mehr: ich soll Nannchen meiden, so lang er sich bei mir einlogirt hat. Seid Ihr klug, Ihr beide? Ich — acht Tage ohne Kuß leben!" „Ihr irrt Euch: Allen Katarrhen und der Hektik zum

Trotze gehe ich aus und suche mein Mädchen auf. Ich werde sie in die Laube führen, die diesen Sommer für uns grünt; dort werde ich mich über Euch lustig machen. Wie: indem Andere küssen und trinken, soll ich fasten! Indem der Mond glänzt, soll ich die Nacht hindurch in meinem Bette liegen, just so traurig wie ein Ehemann neben seinem Weibe. Nein, grausame Furie! Fleug hin und besuche meinetwegen jenen Prälaten. Er hat nichts zu thun, als Dir abzuwarten. Während er seine Schachpartie macht, kannst du ihn ruhig quälen. Setz Dich in die Schlafhaube seiner Nachbarin, der Frau Pfarrerin, die kein Gefühl für Freude hat. Von Dir ungehindert kann sie ihre Hühner füttern und ihre Mägde zanken . . . . ."

Wie wenig Wekhrlin noch im Herbst 1791 daran dachte, das Hochhaus, das ihm trotz allem ein sicheres Asyl gegen die Stürme des Lebens und gegen die bitterste Not geboten hatte, zu verlassen, geht aus der Nachschrift zu den Paragrafen vom 20. August 1791 hervor.

„Noch nie hielt ich mich für ein so beträchtliches Wesen in der menschlichen Gesellschaft, daß meine Adresse irgend Jemand interessieren könnte. Was sollte mich dazu berechtigen? Niemand kennt seine Schwäche mehr; Niemand denkt verächtlicher von seinen Produkten, als ich selbst. Deswegen konnte mir in einem Raum von zwölf Jahren, während dessen ich die Ehre habe, mit dem Publikum in Verbindung zu stehen, die Eitelkeit nicht einfallen, dasselbe auf meinen Wohnort aufmerksam zu machen." „Inzwischen erinnern mich verschiedene meiner litterarischen Freunde, daß einige ausländische Zeitungen es als eine Nachlässigkeit zu ahnden anfangen." „Ich bitte um Vergebung. Nie war Mangel an Hochachtung fürs Publikum mein Fehler; und bloß eine so gütige Aufmunterung wie diese, konnte mich bewegen, aus meinem Dunkel herfürzutreten und meinen Wohnsitz zu eröffnen." „Er liegt in einem Winkel von Schwaben, ungefähr zwölf Meilen von Augsburg, ebensoweit von Nürnberg und Stuttgart, im Mittelpunkt zwischen diesen Poststraßen." „Hier ist's, wo ich von aller näheren Verbindung von der Welt abgeschieden, blos mit der Natur und den Musen vegetire, wo mich aber doch jede Zuschrift, welche an das Postamt Nördlingen dirigirt ist, zu finden weiß."

Damit brechen die Paragrafen ab. Die „Nachschrift“ ist, wohl ohne daß Wekhrlin es beabsichtigte, zum Abschiedsworte des Werkchens geworden.

Kapitel XXII.

(1790—1791.)

Notlage. Melancholische Stimmung. Wekhrlins Stellung zu der französischen Revolution. Hinneigung zu derselben und Verteidigung ihrer Ausschreitungen. Umkehr in seiner Haltung. Mutmaßliche Gründe derselben.

In der Zeit von August 1791 bis August 1792 hat Wekhrlin nichts veröffentlicht. Hatte ihn sein bisheriger Verleger im Stiche gelassen, hatten Krankheit und Mißmut die Oberhand über ihn gewonnen?

Auf den in jener Gegend so lieblichen Sommer (1791) folgte der Herbst, und die poetisch angehauchten Stimmungen machten einer schwarzen Auffassung seiner allerdings mißlichen Lage Platz. Geldmangel, Krankheit, der Verlust eines mächtigen Gönners, alles schien sich zu vereinigen, den einsamen Mann zu verstimmen und niederzudrücken.

Wir haben bereits oben angedeutet, wie der gezwungene Aufenthalt auf dem Hochhaus ihn nicht einmal vor dringenden Nahrungssorgen schützte. Einen weiteren Beleg hierfür bildet folgender Notschrei, den er am 1. April 1790 an den Schwager richtete.

„Ich lege Ihnen, bester Schwager, einen dringenden Fall an die Seele. In voriger Woche brannte unser Kirchspiel durch Mordbrennerhände ab. Als erklärter Armenfreund fühlte ich meinen Be-

ruf: ich gab Alles von mir, was ich hatte. Nun bin ich arm, entblößt bis zum Verhungern; ich muß Hilfsquellen aufsuchen. So habe ich denn meinem Agenten einen Vorschuß auf mein pauveres Jacobiquartal vorgeschlagen. Allein dazu braucht der Mann Deckung." „Bei Ihrer unerschöpflichen Güte zu mir beschwöre ich Sie, Sich gegen Müllern zum Bürgen zu constituiren, bis der Termin fällig ist. Einstweilen wird er mir vielleicht das Geld vorschießen." „Zu Ihrer eigenen Sicherheit vermache ich Ihnen meine Bibliothek, meine Garderobe und was Sie nach mir finden, wenn ich Jacobi nicht erlebe."

Wie Wekhrlin trotz seiner offenbar minimen Einnahmen sich noch den Vorwurf der Verschwendung zuziehen konnte, ist schwer begreiflich und kann nur aus seiner gelegentlichen Ruhmredigkeit erklärt werden, durch die er seine Verhältnisse nach außen hin zuweilen günstiger darstellte, als sie waren. Im Herbste 1791 hätte seine Mutter sogar daran gedacht, ihn gewissermaßen unter Kuratel stellen zu lassen;* er beklagt sich bitter darüber in einem Briefe an die Schwester vom 18. September 1791.

„Im Angesichte der Welt — dieser Welt, die zu schlimmen Ausdeutungen so geneigt ist und die, weil ich hier fremd bin, die Verhältnisse in Ludwigsburg nicht kennt — und im fünfzigsten Jahre meines Alters noch einen Vormünder über mir sehen zu müssen — das ist grausam! — Wie kann ich unter diesen Umständen der Welt zumuthen, daß sie mir etwas Gutes zutraut, daß sie mich, einen Menschen, der von seiner leiblichen Mutter sequestrirt ist, aufnimmt?"

In demselben Briefe zieht er mehr, als es sonst seine Art ist, die Schleier von der Seele, in die schon die Schatten seines nahen Endes fielen:

---

* Möglicherweise ist übrigens vielleicht nur die Beschränkung gemeint, unter der die ihm von der Mutter ausgesetzte Rente zur Bezahlung gelangte.

„Ja, biederste der Schwestern, ich bin nimmer Ludwig, nimmer jener gesunde, muntere Mensch, den Sie sahen! — Ich arbeite an einer kohlschwarzen Melancholie. Wohin sie mich noch führen wird, weiß ich nicht. Ich folge dem Zug der Natur. Gern will ich meinen Körper Preis geben, wenn sie mir nur mein Herz läßt. Dieß bitte ich mir von den Göttern unverletzt aus bis in's Grab.“ „— In der That, ich habe mehr, als eine Ursache, traurig zu sein. Seit acht Monaten quält mich eine grausame Augenentzündung. Ich lebe bloß noch durch die Zwischenräume, die sie mir läßt. Dieß ist die Frucht meines Fleißes, der Studien und der Nachtarbeit. Wenn sie mich nun vollends gar blind macht, wovon soll ich leben? Welches Spital wird sich über mich erbarmen?“ „Hiernächst verliere ich kürzlich meinen besten und vertrautesten Freund, den einzigen Beschützer und Wohlthäter meines Lebens in dieser Gegend, den Grafen,* Bruder unseres Fürsten. Damit ist der ganze Rest der Hoffnung, die ich in meinen finstern Umständen noch auf der Erde hatte, verschwunden.“ „Dieser Schlag ist unheilbar. — Was hilft mich aller Weltruhm, womit mir das Publikum schmeichelt? Was hilft mir der Name, den ich mir erworben habe? Wozu sind die Verdienste, die ich mir mit so viel Mühe, mit Anstrengung jeder Tugend erwuchert habe?“ — „Da stehe ich nun arm, verlassen von der Natur, von meinen Freunden — und selbst von meinem Vaterland. Nichts lacht mir mehr, nichts tröstet mich.“ „Und bei diesen schrecklichen Umständen ist das Grausamste, daß ich mich verstellen muß, daß ich eine heitere, lustige Miene in meinen Druckschriften annehmen muß, wenn ich leben, und sie abgehen sollen.“

„Hier, theuerste Friederike, haben Sie den Aufschluß meiner Seele ganz. Urtheilen Sie, ich beschwöre Sie, von diesen Zügen nicht übel. Sie sind der reine Abdruck eines verwundeten und tief leidenden Gemüths. Ich beneide Niemand, ich hasse Niemand, ich mache Niemand Vorwürfe: ich kenne die Regel: daß der Abwesende immer Unrecht haben, daß er das Opfer hergeben muß. Aber ich behaupte, daß ich mehr Mitleid verdiene, als Verachtung.“

* Franz Ludwig Karl von Öttingen-Wallerstein. Er starb am 7. September 1791.

Wie er den letzten Winter seines Lebens auf dem Hochhaus überstand, welcher Freund ihn tröstete, welche Hoffnung ihn aufrecht hielt, welche Aussichten seinem elastischen Geiste neue Schwungkraft gaben, — wir wissen es nicht. Allein noch einmal rafft er sich auf aus der tiefen Niedergeschlagenheit, aus der inneren und äußern Not. Vielleicht, daß die Zeitereignisse ihn elektrisch berührten und in ihm den Wunsch erregten, mit eigenen Augen zu sehen und seine erlahmenden Kräfte noch einmal zu einer eingreifenden Thätigkeit anzuspannen.

„Er lauerte mit Falkenblicken auf den Gang der französischen Revolution“, schreibt der erste Biograph. Nichtsdestoweniger sind der Artikel über dieselbe in den letzterwähnten beiden Zeitschriften nicht sehr viele. Mit den besten seiner Zeitgenossen brachte Wekhrlin dem Umschwung der Dinge in Frankreich in seinen Anfängen die volle Sympathie und eine durch keine Erfahrung enttäuschte Illusion entgegen. Im zweiten Bande der hyperboreischen Briefe (S. 29) tritt er zuerst in die Debatte ein mit einem Aufsatz über Souveränität, die nach dem französischen Staatsrecht im Volke ruhe und deren Organ der König sei. Als Gegenstück wird weiter unten (S. 147) ein „Canon des Parlaments“ abgedruckt, worin es als dessen Aufgabe bezeichnet ist, „die Königsgewalt mit der Gerechtigkeit, die Nationalfreiheit mit der Unterthanentreue zu vereinigen.“ Es folgen sodann in den späteren Heften einige wenig bedeutende,* wohl meist aus fremden Quellen geschöpfte Aufsätze über

* Auch die „allgemeine Jenaer Litteraturzeitung“ vom 8. Februar 1791 schreibt: „Die verschiedenen Aufsätze über die Pariser

Necker, über den Erzbischof von Beaumont, über Mirabeau, über die Rechtfertigungsschrift der de la Motte u. s. w. Erst beim Sturm der Bastille (14. Juli 1789) sah sich Wekhrlin hingerissen, in die Darstellung der Thatsachen Betrachtungen nach seinem Sinne einzuflechten.

„Wie sehr irren sich die Zuschauer in den Ursachen dieser merkwürdigen Begebenheit. ‚Irreligiosität'? — Aber der geistliche Stand trug die Fahne voran. ‚Sittenverderbnis'? — Wann ist eine Empörung mit weniger Blutvergießen abgelaufen?" — „‚Preßfreiheit'? Aber, wenn durch diese Revolution das Ungeheuer Despotismus überwunden und der Sieg der Freiheit hergestellt ist, so erwies sie ja eine Wohlthat." „Es ist möglich, daß die Ineptie der Minister, die Nullität der Armee, die Verachtung, in die der Hof sich gesetzt hat, der Aufenthalt vieler französischer Offiziere in America und die Reisen des Adels nach England Etwas dazu beitrugen. Sicherlich aber sind dieß nur die zweiten Ursachen. Der Kern liegt im Volksdruck." „Waget Alles; treibt es, so bunt ihr möget; nur schont das Eigenthum. Das Schlimmste ist Euch erlaubt; aber laßt uns die Justiz. Hier ist die goldene Regel der Tyrannen."

„Am wenigsten hat die Encyklopädie Schuld. Einer der lebhaftesten Agenten in der Nationalversammlung, der Abt Montesquieu, ist ein Geistlicher, und seit drei Monaten sind die Präsidenten derselben Bischöfe. Noch mehr: beim Sturm der Bastille war es der Mittelpunkt der Karrikatur, Barfüßer, Karmeliter, Kapuziner u. s. w. mit Pikelhauben, Lanzen, Mousquetons auf den Schultern, unter dem Kommando eines Grenadier de France aufmarschiren zu sehen." — „Die Philosophie ist's also nicht, was Throne stürzt: so wie dieses Faktum auf der anderen Seite auch beweist, daß die Klerisei der Freiheit nicht so feind ist, wie man sie bezüchtigte." — „Es müßte ein Wunder sein, wenn der Despotismus nicht über-

---

Revolution (in Bd. V u. VI d. Hyp. Br.) sind unbedeutend, die sonst nirgends bekannte Rede des tollkühnen Parlamentsadvokaten Desmoulins (gegen Adel u. Klerisei Bd. V S. 191) ausgenommen."

wunden werden sollte. Die Göttin Kabale wird dießmal unterliegen; sie hatte Zeit, ihre Boutike zu schließen: wenn die Widerstrebung der Geistlichkeit und des Adels noch länger währen wollte, so lag im Herzen der Nation das Todesurteil dieser beiden Orden parat."

Ein späterer Artikel (S. 114) erörtert die Frage, ob die Franzmänner ihre Unternehmung wohl behaupten können und sie wird allseitig bejaht. Die wahre Macht bestehe in der Kraft des Genies, und dieses scheine auf der Nationalversammlung zu ruhen. Die Masse der Talente und der Hilfsquellen gebe ihr das Übergewicht. Man kehre nicht gerne unter ein Joch zurück, das man einmal abgewälzt habe, und auch den fremden Höfen müsse daran gelegen sein, daß der schönste und mächtigste Staat Europas richtig organisiert sei. Österreich werde sich „bei der Erschöpfung seiner Kasse, bei dem üblen Ruf und dem schlechten Glück seiner Politik" wohl hüten, sich in den Handel zu mischen, und der Vorteil, den Preußen habe, ein neues und aufgeklärtes System in Frankreich zu begünstigen und diese Potenz an sich zu ziehen, liege auf der Hand. Spanien und England werden flüchtig berührt und — „alle übrigen Nachbarn sind Nullitäten". Die Partei der Tyrannei habe keinen einzigen Kopf, der sie leiten könne, und der König von Frankreich werde zuletzt selbst mit der Revolution zufrieden sein, wenn er sich schuldenfrei und seinen Thron durch eine fürtreffliche Konstitution befestigt sehen werde.

Seine Parteinahme für die Revolution führt Wekhrlin soweit, daß er schließlich auch die Verteidigung der Ausschreitungen derselben unternimmt.

„Sie seufzen über die Mordsucht der Franzosen?" beginnt ein Artikel aus Paris. (S. 152.) „Wann war es anders? Der Pöbel ist überall Pöbel, das heißt grausam, rachgierig und blutdürstig, be-

sonders, wenn er empört ist." „Oder war er irgendwo vernünftiger? Ich bitte, werfen Sie einen Blick in die Geschichte von England, von Neapel, von den Niederlanden und Sie werden der Mäßigung der Pariser Gerechtigkeit widerfahren lassen. Mitten in ihrer Aufwallung scheint die Nation den großen Grundsatz der Politik noch empfunden zu haben: „Das Beispiel treffe Wenige, die Warnung Alle!" Übrigens: „Mancher, der vom Pöbel zerrissen wurde, dürfte vor der ordentlichen Justiz nicht besser durchgekommen sein. Vergleichen Sie den Tod eines Damiens mit dem eines Foulon und lassen Sie uns gestehen, daß ein Staatsopfer noch ein erträglicherer Anblick ist, als ein Justizopfer."

Dieser Gedanke wird anläßlich der Schilderung der Ermordung Foulons (Bd. V S. 166) weiter ausgeführt:

„Wenn ein mißhandeltes, zu Boden getretenes, in Verzweiflung gesetztes Volk bei dem Sieg über seine Tyrannen in Ausschweifung fällt, wenn sich mitten in dem Wirrwarr eines Auflaufs ein Gewaltstreich zuträgt, so leidet es ohne Zweifel noch Entschuldigung. Aber, wenn ein erlauchtes, auf seine Sentiments stolzes Gericht bei der ganzen Kälte seines Blutes Henkerstücke begeht, worüber die Gonta und die Pugatscheffe erröten, dann schämt man sich, Mensch zu sein, dann muß man dem Betragen des Pariser Pöbels wider Willen Achtung widerfahren lassen."

Es folgt nun die Schilderung der unmenschlichen Art der Hinrichtung Damiens, welche mit den Worten schließt:

„So starb Damiens nach einer unterbrochenen Exekution von sieben Viertelstunden. Gestehen Sie, wenn man zaporogische Kosaken oder Irokesen zu Parlamentsräten berufen hätte, könnten sie eine tigerhaftere Scene ausgedacht, oder dem Henker eine schönere Vorschrift gegeben haben? — Und nun kommen Sie und tadeln noch die Richter Foulons!"

Ein anderer Gesichtspunkt zur Entschuldigung der Schwankungen des öffentlichen Lebens in Frankreich wird in demselben Hefte (S. 255) hervorgekehrt:

„Wäre es etwa so etwas Leichtes, so etwas Alltägliches, einen Staatskodex zu machen, daß man auf die Stände zu Versailles sticheln

darf? Schüttelt man Grundsätze, welche die Aufmerksamkeit der Welt an sich heften, welche das Exempel einer auf die Natur der Gesellschaft, auf den Geist der Nation und das Klima des Landes passenden Regierungsform sein sollen, aus dem Ärmel?" „Laß sehen, wie geschwind andere Staaten damit fertig wurden. England künstelte an seiner Konstitution 428 Jahre und noch ist sie nicht vollkommen." „Das deutsche Reich schwankte noch länger im Chaos, bis es durch seine goldene Bulle, oder vielmehr den westphälischen Frieden eine Art von Physiognomie bekam" 2c. „Und dieß nicht ohne Grund. Man bauet die Regierungen nicht, wie Amphion beim Tone einer Leyer, oder, wie Plato im Traum." . .

Unter dem Schema eines Civilprozesses werden sodann (S. 217) die Vorkommnisse betrachtet. Kläger ist die Nation, Beklagte die Feinde des Königs und des Publikums, Richter der König, die Advokaten sind auf der einen Seite die Nationalversammlung mit ihrem Adjunkten, der Nationalgarde, auf der anderen Seite eine Kabale aus Hofschranzen, Pfaffen und Roués. Das Streitobjekt ist Landesverräterei.

„Die Beweise, womit die Nation diese ihre Anklage unterstützt, sind: das überschwengliche Elend des Staates, als eine Folge der Verschwendung, der Unordnung, der Lasterhaftigkeit des Hofes, die Entfernung aller ehrlichen Leute vom Ruder der Regierung, die Anstellung berüchtigter ‚Ruchen', die Verwirrung des Nationalkongresses."

„Dieser Proceß nun verwandelte sich auf einen Augenblick aus einem ordentlichen in einen tumultuarischen. Die beklagte Partei ließ sich auf die Klage nicht ein, der Richter schien präocupirt, oder bestochen, oder hintergangen zu sein. Hierüber geriethen die Kläger in gerechte Indignation, sie machten Anstalt, die Justiz selbst zu verwalten; sie ergriffen viam facti. Allein, da die beklagte Partei, hierüber betroffen, das Feld verließ, so trat der Proceß wieder in seine Ordnung. Mit jener Litis Contestatio zufrieden, setzte man klägerischer Seits den Lauf mündlicher und schriftlicher Handlungen fort. So liegt nun gegenwärtig die Sache. Die Kläger bitten um

Spruch in contumaciam! Die Beklagten schweigen. Diese suchen den Proceß vor ein Compromiß zu bringen, die Nation appellirt an Gott und an ihr Schwert."

In einem „mein Gebet" betitelten früheren Aufsatz (S. 186) zählt Wekhrlin ganz offen unter den Gründen, aus denen er der Vorsehung dankt, daß sie sein Leben in die letzte Periode des achtzehnten Jahrhunderts fallen ließ, den auf: „Zeuge des Umschwungs in Frankreich geworden zu sein, von wo aus der erste Nationalkodex und vielleicht die Anfangslinien zu einem wahren, der Gesellschaft sich anpassenden Gesetzsystem datiren dürften."

Daß es ihm bei einer so offenen Aussprache seiner Gesinnungen manchmal aus Zensurrücksichten selbst schwül und ängstlich zu Mute wird, die Regierung, deren Schutz er sich erfreut, zu erschrecken, geht aus einigen Zugeständnissen hervor, die er dem alten Regime und der in Deutschland bestehenden Ordnung der Dinge macht. Nicht eigentlich als solche dürfen wir bei seiner steten Hinneigung zur Aristokratie die abfälligen Worte betrachten, welche er (S. 203) dem Antrag Desmoulins auf Abschaffung des Adels anfügt, oder die späteren Artikel (Hyp. Br. VI 121, Par. I S. 145), in welchen er die Berechtigung des Adels vertritt, bezw. die Nationalversammlung auffordert, da sie den Adel zur Menschheit herabgebeugt habe, nun auch die Tiere zur Menschheit emporzuheben. Aus dem letzteren kann ich übrigens nicht mit Ebeling eine überströmende Satire, sondern nur eine Philippika gegen die Tierquälerei herauslesen.

Allein solche Zugeständnisse darf man in den Versuchen erblicken, die Wekhrlin, wie andere seiner gleich-

gesinnten Zeitgenossen, machen, Deutschland als von dem Revolutionsfieber nicht bedroht darzustellen. Schon Betrachtungen über den Sturm der Bastille hängt er abschwächende Erwägungen dieser Art an:

Übrigens bin ich außer Sorge, daß sich die Brunst verbreiten und am wenigsten, daß sie Deutschland anstecken dürfte. Die Lagen und Menschen und Verhältnisse sind unendlich verschieden." „Der Gemeingeist kann nirgendwo wirken, als in Nationalversammlungen. Auf einzelnen Punkten ist seine Wirkung nichts. So lange er getheilt ist, ist er ohne Spannung, ohne Zweck, ohne Hilfsmittel. Unterdessen ist's nur Er, der große Revolutionen anlegen, ausführen und behaupten kann, zumal bei einer Nation, deren Interesse in tausend Fäden verwickelt ist, die ihre Kräfte noch gar nicht kennt, die von einem überlegenen und sklavischen Heere dominirt wird, und bei der, laßt es uns aufrichtig sagen, überall auch keine zureichenden Gründe vorwalten, ihre Gesetze zu ändern."

Eine leise Ironie klingt durch eine spätere Variation desselben Gedankens (Hyp. Br. VI S. 208):

„Für uns fürchte ich nichts. Es ist von längst, daß wir — wo nicht Nationalversammlungen, so doch — Nationalgerichte haben, die uns vor der Insolenz des Sklaven und des Tyrannen schützen — wenn der letztere anders nicht der Stärkere ist. Diese Gerichte würden unseren Klagen, wenn es möglich wäre, daß wir welche hätten, bald abhelfen — denn wofür hätten sie jura studirt?"

Abschwächungen solcher Art vermochten aber offenbar die Aufmerksamkeit der wallersteinschen Regierung nicht von der Kühnheit der Sprache abzulenken, welche Wekhrlin führte.

Kaiser Leopold II. hatte sich schon in seiner Wahlkapitulation (Herbst 1790) verpflichtet, ein wachsames Auge auf die Ausschreitungen der Presse zu haben, und nach dem mißlungenen Fluchtversuch Ludwig XVI. und anderen bedrohlichen Vorkommnissen erfolgten im Juli und August 1791

Abstimmungen im deutschen Reichstage, durch welche der Kaiser aufgefordert wurde, bei den sämtlichen Reichskreisen wirksame Maßnahmen und ein gleichmäßiges Vorgehen gegen aufruhrstiftende Schriften und Grundsätze zu veranlassen.* Längst ehe das bezügliche Dekret erschien, hatte aber wohl Wekhrlin eine Verwarnung erhalten, denn noch im letzten (6.) Bändchen der hyperboreischen Briefe ändert er sichtlich den Ton und bläst zum Rückzug:

„Andere mögen Aufruhr predigen; wir wollen Frieden predigen.“ „Was immer mag die bethörte Menschheit bewegen, sich gegen die Obrigkeiten zu empören?“ „Haben sich solche etwa verschlimmert? Unglückliche! könnte das Buch der Geschichte zu euch reden: ihr würdet sehen, daß euere Voreltern bei weitem übler daran waren. Ihr würdet die Menschheit überall unter dem ehernen Fuß der Staatsgewalt zertreten, ihr würdet die Fesseln, so man ihr anlegte, mit ihrem Blute getüncht sehen.“ „Thoren, wo wollt ihr vollkommenere Menschen und bessere Gesetze hernehmen?“ „Lernt, daß man nie etwas durch Empörung gewinnt. An die Stelle der alten Tyrannen treten neue und ziehen, durch das Beispiel gewarnt, die Ketten schärfer zusammen.“ — „Die unvermeidliche Ordnung der Dinge bringt es mit sich, daß es Regenten giebt.“ „Ist ihnen von dem unumschränkten Schicksal der Vorzug zu herrschen vergönnt, so bleibt uns die Ehre, zu gehorchen. Ein stolzer, erhebender Gedanke für jeden freien Mann! — Einem üblen Regenten folgen, heißt den Nachkommen eine Lehre von unserer Achtung vor dem Gesetze geben.“

Seine Betrachtung der Revolutionsereignisse wird nun eine zahme, mehr philosophische. Die beiden Bände der Paragrafen enthalten sich überhaupt fast ganz einschlägiger Artikel.

„Bei der Revolutionsscene in Frankreich verhalte ich mich so: ich hefte mich bloß an die heiteren Züge: die großen und ernsthaften

* S. Dr. Woldemar Wenck, Deutschland vor 100 Jahren. Leipzig 90. II. Bd. S. 178.

lasse ich dahingestellt; bekenne mich weder zu Baal, noch zu Israel; „in mich gebeugt bewundere ich den Lauf der Vorsehung und ohne seiner Wendung nachzugrübeln, folge ich ihm in stiller Ehrfurcht.“ (Par. II S. 48.)

Seinem Ärger über die ihm offenbar widerfahrene Einschränkung hat er in dem Artikel: „à quelque chose malheur est bon“ (Par. I S. 21) Luft gemacht:

„Man muß gestehen, das Rebellionsfieber ist ein garstiges Ding. Es sind die maladie honteuse der Politik. — Welche Wehen macht es nicht! Bei jedem rauschenden Blatt zittern übelbefestigte Regierungen; bei jeder saueren Miene eines entschlossenen Mannes taumelt ein schlechter Beamter. — Man sagt, daß in gewissen Städten den Ratsherren der Schweiß auf die Stirn tritt, wenn sie einer Laterne begegnen.“ „Allein die Natur thut, wie das alte Sprüchwort sagt, Nichts umsonst. Wäre kein Aufruhr, so hätten Hohlköpfe und Aufklärungsfeinde keine Gelegenheit, die Philosophie zu verschreien; manchem boshaften Beamten entgienge ein Mittel, sich an einem Unterthan zu rächen, indem er ihn für übelgesinnt einberichtet: der Neid und die Niederträchtigkeit verlören den schönen Augenblick, ehrlichen Männern eine Kletze anzuhängen.“ „So ist das Unglück immer zu Etwas gut. Es lebe die Rebellion! Unterdeß möchte ich doch jenen Herren ins Ohr sagen, daß sie sich's merken möchten, ein Philosoph schätze den Pöbel zu gering, um seine Ruhe für ihn aufzuopfern. In seinen Augen ist die Welt nicht werth, daß sich ein Weiser um ihr Schicksal bekümmert und die Regierung und ihre Beamten fordern zu Viel, wenn sie glauben, daß sich die Vernunft für Narren und Schurken in Gefahr setzen würde.“

Kapitel XXIII.

(März—Juni 1792.)

Das letzte Lebensjahr. Äußerungen über Ansbach. Reisen dorthin. Die auf Hochhaus zurückgelassenen Schulden. Angebliche Reise nach Straßburg und Paris. Besuche der Verwandten in Württemberg. Frohe Stimmungen.

Das verhängnisvolle Jahr 1792 ist auch Wekhrlins letztes Lebensjahr gewesen. Es ward ihm zu teil, was er gelegentlich in den hyperboreischen Briefen (I S. 259) erflehte: in der Mitte des Lebens, nicht an seiner äußersten Grenze zu sterben, d. h. „von den Übeln der Existenz zu genesen."

Unter günstigen Auspizien hatte er das Todesjahr angetreten. Noch einmal tritt eine neue Hoffnung lockend an seinen Lebenspfad, noch einmal macht er sich, erfüllt von Schaffensfreude, an ein neues Werk, noch einmal sieht der verlorene Sohn die Mutter und die Geschwister wieder und wie ein Abendrot mildert ein Zug der Versöhnung früher bestandene Mißverhältnisse.

Mit Ansbach, dem neuen und letzten Schauplatze seiner Thätigkeit hatte sich Wekhrlin bisher zweimal in den „Paragrafen" beschäftigt.

„Sollte es wahr sein," schreibt er S. 260 offenbar persönlich noch ganz unbeteiligt, „was man von meinem durchlauchtigsten Nachbar, dem Markgrafen von Ansbach, spricht? — Wie: die Regierung wollte er niederlegen? Straßenmährchen! Kannengießerneuigkeit!" — „Aber es sind ja fremde Tapezierer da, das Land einzurichten." „Desto weniger! — Wenn man seine Wohnung ausbessern läßt, so scheint es gerade, daß man Lust habe, zu bleiben. „In der That, Ansbach verdient auch, von einem der trefflichsten und aufgeklärtesten Fürsten geliebt zu sein. Ein edles, reiches Land, von einer lachenden und blühenden Sonne erleuchtet." „In Sachsen, sagt ihr, wüchsen

die Schönen auf den Bäumen. Ihr irrt euch, wenn sich die Linie der weiblichen Grazie an einen gewissen Erdstrich hielte, so würde es vermuthlich jener vom Inn an bis an den Ausfluß des Mains sein, nämlich ungefähr der Fleck, welcher zwischen Salzburg, Prag, Mainz und Schaffhausen läge." — „Aber nun wieder auf Ansbach zu kommen, es liegt beinahe im Mittelpunkt dieser Linie. Wäre ich nun Regent, so würde es ein Beweggrund mehr sein, mich von der Entsagung abzuhalten. Kann man mehr Monarch sein, als wenn man König im Lande der Schönheiten ist?"

„Diese Betrachtung ist's, die mich überzeugt, daß man scherzen will. Es giebt eine gewisse Konnexion zwischen Schönen und Kronen. Sie ist die, daß man so viel Reue über die einen empfindet, wie über die anderen. Umsonst sucht man sich Illusion zu machen; umsonst glaubt man an die Vergessenheit; das Schicksal rächt sich und es kommen Augenblicke, wo man sich nicht enthalten kann auszurufen: Ach, Nannchen, wo bist du!"

Wohl ohne es zu ahnen war Wekhrlin durch diese Äußerungen einem der Leitmotive dieser Angelegenheit sehr nahe gerückt. Es bestand in der That hier ein Zusammenhang zwischen dem Verzicht auf eine Krone und weiblichen Reizen; freilich in einem ganz anderen Sinne, als Wekhrlin gemeint hatte. — Darin sehr unähnlich ihrer Vorgängerin in der Gunst des Markgrafen Alexander, der berühmten Clairon, die ihn noch im März 1791 in dringenden Briefen* von einem Schritte abhalten wollte, der ihr seiner unwürdig schien, hatte Lady Craven, gewonnen durch die Anerkennung ihrer ehelichen Verbindung und die Zusicherung der Versorgung ihrer Kinder, den Markgrafen bewogen, am 16. Januar 1791 zu Berlin ein geheimes Abkommen auf Thronentsagung zu unterzeichnen.**

* Abgedruckt in Meyer Beiträge zur Geschichte der Ansbacher Lande. Ansbach 1885 Brügel S. 199.

** K. L. Klose: Leben Hardenbergs. Halle 1881.

Der vollendeten Thatsache gegenüber ändert Wekhrlin seine Haltung und findet im zweiten Bande der Paragrafen (S. 133) über die Besitzergreifung von Ansbach und Bayreuth durch die Krone Preußen 1. in allgemeiner Beziehung auf das Deutsche Reich, 2. in besonderer Beziehung auf das Haus Brandenburg, 3. in Beziehung auf das Land selbst nur Vorteilhaftes zu sagen.

In letzterer Hinsicht will er zwar nicht behaupten, daß das Land unter der bisherigen Regierung minder glücklich gewesen sei; allein es sei Thatsache, daß der brandenburgische Unterthan verhältnismäßig einer der gesegnetsten in Deutschland sei. Zudem gewinne jedes mindermächtige Land durch die Vereinigung mit einem größeren in der Ausdehnung seines Marktes, in der Eröffnung neuer Handelswege, in der Verwertung seiner Produkte, andere Vorteile gar nicht zu rechnen, die man von einer so räsonnierten Staatsverwaltung, wie die preußische sei, zu hoffen habe.

„Ach!“ fährt er fort, „der Weltbürger und Menschenfreund wird hierunter für keinen der geringsten zählen, daß der infame Menschenhandel* abnimmt. Von nun an, meine werthen Nachbarn, habt ihr nimmer zu fürchten, daß man euch nach Amerika oder Sibirien verkauft, um euch für Händel zu verbluten, die euch so wenig angehen, als den Mann im Monde. Man wird euch nicht mehr ausheben, auspressen, nothzüchtigen, um, wie Marktvieh, für baares Geld verkauft zu werden. Ihr werdet die Neger in Guinea nicht mehr um ihr Schicksal beneiden dürfen, mit deren Freiheit zwar die Barbaren, ihre Landesherrn, spielen, aber nicht mit deren Leben.“

Zuletzt wird auch noch dem Markgrafen die Absolution erteilt. „Er sei eben so gut berechtigt, nach Ruhe und

* Siehe darüber den interessanten Aufsatz in Meyer Beiträge S. 112. Übrigens wird derselbe in den Chronologen (Bd. XII S. 36 f.) verteidigt.

Glück zu schmachten, wie jeder Privatmann. Er habe seine Pflicht erfüllt, wenn er ein durch seine Regierung gesegnetes Land in kluge und wohlthätige Hände übergebe. Wenn man so viel zum Besten des Publicums gethan habe, wie Karl Alexander, sei man befugt, an sich selbst zu denken. Das schöne Loos, Glückliche zu machen, welches die einzige beneidenswerthe Seite am Fürstenstand sei, werde vom Reize der Freiheit übertroffen."

Trotz dieser günstigen Auffassung des eingetretenen Regierungswechsels hat Wekhrlin, als er dieses schrieb, offenbar noch nicht an eine Übersiedelung nach Ansbach gedacht, wie dies aus der im vorigen Kapitel abgedruckten Nachschrift der Paragrafen vom 20. August 1791 erhellt. Erst unter dem 9. März 1792 berichtet das Oberamt Hochhaus der fürstlichen Regierung:

„Der allhier sich aufhaltende Journalist Wekhrlin hat sich auch jüngsthin nach Ansbach verfügt, als daselbst die Huldigung vor sich gegangen (Februar 1792). Bei seiner Zurückkunft am abgewichenen Mittwoch gab selbiger zu vernehmen, daß ihm von dem alldasigen Kgl. Preußischen Minister Freiherrn von Hardenberg übertragen worden sei, ein Zeitungscomtoir in Ansbach zu errichten; er gedächte deshalb, sich zu Anfang des nächstkommenden Monats Mai dortselbst wirklich niederzulassen, werde jedoch zuvor bei Seiner Durchlaucht immediate um seine Beurlaubung einkommen; inzwischen sei er gegenwärtig Willens, zu Anfang künftiger Woche seine alte Mutter in Stuttgart zu besuchen, um wegen seines elterlichen Vermögens die erforderlichen Maßregeln treffen zu können."

Des „genannten Journalisten Vorhaben und Engagirung" wird seitens des Oberamts der fürstlichen Regierung „zur gnädigsten Wissenschaft und gefälligen Verordnung" unterthänigst berichtet. Die fürstliche Regierung erstattet unterm 10. März 1792 dem Fürsten Vortrag: „daß der

auf Hochhaus noch immer in einer Art von Verhaft gesessene Journalist Wekhrlin nach Ansbach zu ziehen und allda ein Zeitungscomtoir zu errichten Willens sei, und erbittet sich die höchsten Verhaltungsbefehle wegen seiner Entlassung."

Wie es scheint, noch bevor diese Befehle eintrafen, am 13. März 1792, verließ Wekhrlin das Hochhaus unter der Zusicherung, daß er in der Woche nach Ostern wieder zurückkommen werde, um „seine gnädigste Beurlaubung zu erbitten." Dieser Zusage ist er nicht nachgekommen; er hat das Hochhaus nicht wiedergesehen. Man ließ ihn ziehen, obgleich er tief in Schulden steckte, für welche seine Bibliothek und die Möbel, die er im Schlosse zurückließ, keine genügende Deckung versprachen. Die Einnahmen von den hyperboreischen Briefen, den Paragrafen, seiner Winkeladvokatur und der Unterstützung, die er wohl von zu Hause genoß, hatten nicht einmal für die dringendsten Lebensbedürfnisse ausgereicht. Er schuldete seiner früheren und seiner damaligen Magd den Liedlohn (30 fl. u. 52 fl.) und was die letztere an Haushaltungsbedürfnissen für ihn ausgelegt hatte (24 fl. 28 Kr.), dem Apotheker zu Nördlingen Arzneien und Chokolade (49 fl.), dem Hofapotheker zu Wallerstein die Arzneien pro 1790 und 1791 (1 fl. 28 Kr.), dem Postmeister den Zeitungskonto (30 fl.), einem Zuckerbäcker zu Nördlingen für Kaffee 20 fl. Unbezahlt waren ferner die erheblichen Rechnungen der Buchbinder (an 80 fl.), der Bäcker (24 fl.), der Fleischer (2 fl. 40 Kr.), der Wirte in Hürnheim (41 fl.), in Wallerstein (4 fl. 48 Kr.) und in Oberringingen (54 Kr.), der Schneider (7 fl. 54 Kr. und 6 fl.), des Friseurs (11 fl.) u. s. w. u. s. w. Die Ge-

samtsumme der Passiven betrug 539 fl., wovon, wie wir unten sehen werden, nur der Betrag von 90 fl. berichtigt wurde, während der Rest bis auf den heutigen Tag unbezahlt geblieben ist.

Über den Zeitraum vom 13. März bis 15. Juni 1792, von der Abreise von Hochhaus bis zur Ankunft in Ansbach, besitzen wir keine urkundlichen Aufschlüsse. Schubart der jüngere verzeichnet während dieses Zeitraums eine Reise nach Straßburg und Paris, welche Wekhrlin unternommen hätte, um Korrespondenten und Mitarbeiter zu werben, und die oberdeutsche Litteraturzeitung vom 21. Mai 1792 weiß wenigstens „von einer gelehrten Reise durch Schwaben nach Straßburg" zu berichten.

Daß Wekhrlin sich einer solchen Reise nach Frankreich rühmte, geht auch aus einer Stelle in den Ansbachischen Blättern hervor, die unter dem 15. September 1792 schreiben, ihr Redakteur habe vor fünf Monaten eine Reise nach Frankreich gemacht und sei gegenwärtig gewesen, als im Jakobinerklub zu Nancy die Frage debattiert worden sei, ob man, um den Krieg mit Deutschland zu vermeiden, dem Herzog von York, oder dem Herzog von Braunschweig die französische Krone antragen solle, eine Thatsache, die bekanntlich heute von französischen Geschichtsschreibern in Abrede gestellt wird.

Im übrigen aber fehlen gerade in den Ansbachischen Blättern gänzlich die persönlichen Eindrücke und Beobachtungen, welche eine solche Reise doch in dem lebhaften Geiste des Verfassers der Denkwürdigkeiten aus Wien hätte zurücklassen müssen.

Wir können daher nicht umhin, bescheidene Zweifel

darüber zu äußern, ob diese Reise nach Frankreich überhaupt stattgefunden hat, oder wenigstens darüber, ob der wohl nicht mit sehr erheblichen Mitteln ausgestattete und der französischen Umgangssprache mangels an Übung kaum in einem entsprechenden Grade mächtige Reisende bis in das damals in voller Gärung befindliche Paris vorgedrungen ist.

Dieser Zweifel wird noch erheblich verstärkt, wenn man in die Zeit vom 13. März bis zum 15. Juni 1792 einen längeren Besuch bei den Verwandten in Württemberg verlegt, indem man annimmt, daß bei der Datierung des folgenden Briefes vom 12. April 1791 ein Schreibversehen unterlief und man 1792 zu lesen hat.

„Ein Reisender, der gerade aus Paris kommt, und hier bei seiner Mutter auf Gastrecht liegt, bittet auf einige Tage Aufenthalt bei seinem würdigen Schwager* und seiner trautesten Schwester zu Beuern.** In der That, geliebtes Paar, meine Seele würde es nicht auf sich nehmen, wenn ich in der Nachbarschaft wäre und Sie nicht heimsuchte.“ „Ich habe Ihnen viel zu sagen; z. E. daß ich jetzt zu Ansbach wohne. Mit Einem Wort, ich hoffe, Sie werden sich über mich und meine Umstände freuen. Wie ich zu Ludwigsburg aufgenommen worden bin? — Besser, als ich vermuthete — oder vielmehr, als ich verdiente. Ich habe die gütigste Mutter, die liebenswürdigste Schwägerin und die gefälligste Nichte gefunden. Lottchen*** bezaubert mich. Wie sie ihren Onkel liebt! Die Amtsschreiberin würde ich anbeten, wenn es mir erlaubt wäre. Sie ist ein sehr reizendes und dabei höchst vernünftiges Weib; der Brillant in der

* Pfarrer Christian Fried. Beyer.

** Nach Dr. von Knoblauch jetzt immer Beuren geschrieben; ein Pfarrdorf im württembergischen Donaukreis südöstlich von Nürtingen, zwischen Neusen und Owen. Wichtiger Obstbau.

*** Lottchen Beyer, Tochter von Wekhrlins Schwester, Mutter des Dichters Eduard Mörike.

Familie. Der Amtsschreiber, ihr Mann,* dünkt mich, soweit ich sehe, ein ehrlicher und wohldenkender Mann zu sein, der Achtung und Zuneigung verdient. Fritz (Wekhrlins rechter Bruder) aber — ist Fritz." „Dieß, unvergleichliche Friederike, ist, was ich bis dato weiß. Irre ich mich, so vergnügt mich wenigstens mein Irrthum. Ich finde mich dabei glücklich und lasse mich durch nichts stören. Was ich aber gewiß weiß, ist, daß Lottchen das edelste, reizendste und beste Mädchen ist und ich der glücklichste aller Onkel bin. Der Himmel gebe, daß ich die Liebe der Menschen und den Genuß der Lebensfreuden, worin ich mich sehe, verdiene. Gottes Segen zum Gruß! Ihr Engel umarme Sie! Innerhalb 14 Tagen bin ich bei Ihnen. Louis." „Lassen Sie doch Ihr melancholisches Beuern illuminiren, liebster Schwager, wenn ich ankomme: denn ich bringe meine gute Laune und mein warmes Herz ganz wieder mit. Klärchen** soll mir bis Nürtingen entgegenkommen und den Kuß abholen, den ich ihr für die schöne Leinwand schuldig bin. Ich werde Ihnen aus Nürtingen*** eine Estafette schicken."

Die Erwähnung der Reise nach Paris und des Aufenthaltes in Ansbach, die frohe Stimmung, welche der Brief atmet, deuten wohl sicher darauf hin, daß er im Jahre 1792 geschrieben ist.

---

* Jakob Friedrich Heuglin, Sohn Johann Martin Heuglins und der erstgeborene Sohn aus der zweiten Ehe von Wekhrlins Mutter. Seine Gattin (der Brillant in der Familie) ist Karoline Charlotte, Tochter des herrschaftlichen Bereiters Johann Heinrich Müller, kopuliert in Ludwigsburg 1780.

** Klara Elisabeth Beyer, geb. 1780, verh. 1801 mit dem Pfarrer Neuffer in Bernhausen.

*** In Nürtingen lebte seit 1790 eine andere Nichte Wekhrlins: Aug. Fried. Ros. Beyer, verheiratet mit dem Stadtschreiber Gottl. Fried. Plank.

Kapitel XXIV.

(1792.)

Ankunft in Ansbach. Wekhrlins Stellung keine offizielle. Die „Ansbachischen Blätter". Deren Tendenz, Inhalt und Zusammensetzung. Abwägung der Kriegschancen. Unwillkürliche Parteinahme für Frankreich.

Die Beilage zur Ansbacher Intelligenz-Zeitung vom 20. Juni 1792 führt unter den am 15. Juni 1792 am Schloßthor angekommenen „Fremden von Condition" „Herrn von Wekhrlin, log. im Stern"* auf.

Dieselbe Quelle kündet an, daß am 1. August 1792 in der k. Kanzleibuchdruckerei das erste Stück von den „Ansbachischen Blättern" ausgegeben worden sei, und daß jede Woche zwei Nummern hievon erscheinen werden. Einer späteren Anzeige vom 22. August 1792 ist zu entnehmen, daß schon bei der zweiten und dritten Ausgabe der Zeitung die Anzahl der Subscribenten ziemlich stark angewachsen ist, und daß man infolgedessen angefangen hat, die zu dem halben Jahrgang gehörigen Nummern durch Extrablätter zu ergänzen.

Die „Ansbachischen Blätter", heutzutage wohl die seltenste von Wekhrlins Schriften,** erschienen unter den

* Nach J. B. Fischer, Gesch. u. Beschr. v. Anspach S. 189 lag der „goldene Stern" auf dem unteren Markte gegenüber der Langseite der Gumbertuskirche. Nach Mitteilung des Herrn Dr. Karl von Knoblauch ist der alte Stern, in welchem Wekhrlin wohnte, gar nicht mehr zu sehen, sondern verbaut.

** Das einzige zur Zeit bekannte Exemplar in 33 Nummern vom 1. Aug.—31. Okt. 1792 (es soll noch N. 34 erschienen sein) ist mir von dem Besitzer, Herrn Landgerichtsdirektor K. Schnizlein in Ansbach, freundlichst zur Verfügung gestellt worden.

Auspizien und mit dem drastischen Holzschnittporträt von Erasmus Laux „mit den gespitzten Ohren und den offenen Augen", dem angeblichen Stifter der deutschen Zeitungen.

„Eine neue Zeitung also?" „Ja, meine Herrn: weder mehr, noch weniger. Und warum nicht? Der Topf steht beim Feuer: wehe Jenem, der zu spät kommt!"

Aus der Ausdrucksweise des im vorigen Kapitel abgedruckten Berichtes des Oberamts Hochhaus vom 9. März 1792: „es sei Wekhrlin von dem Minister von Hardenberg übertragen worden, ein Zeitungscomtoir zu errichten", könnte geschlossen werden, er sei zu der preußischen Regierung in offizielle Beziehungen getreten. Von dieser Annahme scheint denn auch die „Oberdeutsche Allgemeine Litteraturzeitung" (N. 61) ausgegangen zu sein, welche unterm 21. März 1792 aus Franken berichtet: „Einer der bekanntesten periodischen Schriftsteller Deutschlands, Herr Wekhrlin, ist von dem k. Preußischen Staats- und Kriegsminister rc. Freiherrn von Hardenberg bei der Bibliothek zu Ansbach angestellt worden und wird daselbst eine neue Zeitschrift herausgeben."

Allein schon die gleichzeitigen Biographen Schubart d. j. und Schlichtegroll wußten nichts von einer offiziellen Verpflichtung. Der erstere stellt den Vorgang vielmehr folgendermaßen dar: „Im Jahre 1792, aus Gelegenheit der k. Preußischen Besitznehmung der beiden Fürstenthümer in Franken, fiel Wekhrlin auf die unselige Grille, sich nach Ansbach zu setzen, und — eine Zeitung zu schreiben. Er reiste dahin, wandte sich deshalb an den dirigirenden Minister von Hardenberg, erhielt nach Vorlegung seines Planes die Erlaubnis dazu, übertrug einem dortigen unternehmenden Gastgeber Verlag und Spedition des Blattes, erhielt von diesem be-

trächtliche Vorschüsse zu einer Reise nach Straßburg und Paris, um Korrespondenten und Mitarbeiter zu werben, reiste nach seiner Art; kam zurück, begann nach langem Zaudern seine Zeitung."

Mit dieser Darstellung stimmt auch eine Lokalquelle überein. „Dieser Gelehrte", bemerkt über Wekhrlin J. Schads „Versuch einer Brandenburgischen Pinakothek" (1792 S. 235), „hält sich dermalen in Ansbach auf, wo er eine politische Zeitung schreiben will und, wie es heißt, mit dem reichen Sternwirthe Hiller daselbst in Compagnie getreten ist, um eine frische Buchhandlung dort aufzurichten, wozu ich ihnen Glück wünsche, denn sie werden es bedürfen."

Ganz außer Zweifel gesetzt wird aber das Sachverhältnis durch zwei im k. Preußischen Staatsarchiv befindliche Aktenstücke, eine Eingabe Wekhrlins vom 4. August 1792 und ein Rescript des Preußischen Ministeriums vom 17. desselben Monats. Wekhrlin legt dem k. Geheimen Kabinets-Ministerium „seiner unterthänigsten Pflicht und der ihm von dem hohen dirigirenden Landesministerium gemachten Auflage gemäß" die drei ersten Nummern der von ihm „mit allergnädigster Bewilligung und unter Censur angelegten Zeitung" vor, worauf „Selbiges die reguläre Einsendung der nachfolgenden Stücke erwartet und dem Herausgeber die genaueste Aufmerksamkeit auf alles Anstößige, Beleidigende und Unschickliche und dessen Vermeidung empfiehlt."

Ein Auftrag Hardenbergs lag also offenbar nicht vor, und die „Ansbachischen Blätter" sind trotz einer gelegentlichen Verneigung vor Preußen, trotz Schilderungen Allerhöchster Geburtsfeste, trotz Oden und Lobsprüchen auf Hardenberg — keine offiziöse Zeitung gewesen.

Wie so manchem seiner Gesinnungsgenossen* scheint Wekhrlin die platonische Schwärmerei für die Revolution, welche noch die Paragrafen verraten, über den späteren Ereignissen gänzlich vergangen zu sein. Er war Zeit seines Lebens aristokratisch und monarchisch gesinnt gewesen, und seine aufklärerischen Tendenzen hatten sich nur innerhalb der Grenzen der Religion, der Philosophie, der Polizei, des Strafrechts und der Volkswirtschaft bewegt. Die Probleme der Politik und des Staatsrechts, welche die Revolution trotz ihrer Greuel anregte, gingen über seinen Horizont hinaus. Mitten in dem betäubenden Strome der Ereignisse, die auf ihn einstürmen und deren Umrisse er oft nur undeutlich erkennen kann, verliert er die Gabe der Objektivierung und sein Geist fördert neue und bedeutende Gedanken kaum mehr zu Tage.

Schon in N. 5 der Zeitung vom 8. August 1792 erblickt er in dem Verlauf der beiden Revolutionen in Polen und Frankreich eine Lektion, welche die Vorsehung der menschlichen Rasse gibt, „um sie am Schlusse des aufgeklärtesten aller Jahrhunderte durch ein anschauendes Muster zu belehren, daß die wahre Freiheit nicht für die menschliche Gesellschaft gemacht und daß jedes Volk, welches seine Hand an den Scepter legen will, nothwendig unglücklich ist.“ — Er spart keine Worte, um seinen Abscheu über das Geschehende zu bekunden. „Bei dem Laute: Paris empören sich ihm die Eingeweide; er erweckt ihm Eckel“ (22. Aug.); es ist ihm nur „mehr eine übertünchte Mördergrube“, er

* S. darüber das ausgezeichnete Werk von Dr. Woldemar Wenck: Deutschland vor hundert Jahren. Leipzig 1890.

will nichts mehr davon wissen, und beauftragt seinen Korrespondenten, ihm nichts mehr von den dortigen Auftritten zu berichten.

Im übrigen ist ja ohnedem nicht viel Raum zu den Erörterungen und abwägenden Leitartikeln, mit denen er einst in dem trotz eines drohenden Krieges friedfertigen Jahr 1778 die Spalten des „Felleisens“ füllte. Die Thatsachen führen das große Wort. In den kurzen Zeitraum vom 1. August bis 31. Oktober 1792, während dessen die „Ansbachischen Blätter“ erschienen, fallen die schrecklichsten und bedeutungsvollsten Vorgänge des vorigen Jahrhunderts, der völlige Sturz des Königtums in Frankreich, der Brand der Tuilerien, die Septembermorde, das Bündnis Preußens und Österreichs, das Manifest des Herzogs von Braunschweig, das lahme Vorgehen und der ruhmlose Rückzug der Coalliirten, die ersten Erfolge der Revolutionstruppen. . . .

Die Fülle des Materials drängt unseren Publizisten in die bescheidene Stellung eines bloßen Redakteurs der einlaufenden Nachrichten. Nach Angaben der Zeitung hätte er in Paris zwei eigene Korrespondenten gehabt. Die kurzen Äußerungen derselben entsprechen nun aber sehr wenig den ausführlichen anschaulichen „Originalberichten“ unserer heutigen Zeitungen.

„Die Krise kann nimmer höher steigen,“ wird Wekhrlin unterm 28. Juli 1792 aus Paris geschrieben. „Nunmehr wüthet die wahre Volksherrschaft in ihrer ganzen Stärke. Die sogenannten Bundsbrüder, ein Ausschuß des tollsten Pöbels, angeführt von den Pétions, den Santerres, den Brissots ꝛc. giebt das Gesetz, und die würdigsten und besten Bürger verlassen die Scene. Diese Rotte verlangt die Absetzung des Königs, die Verurtheilung La Fayettes, die Entlassung des ganzen Direktoriums! Gerechte Götter! Die Absetzung des

Königs will man? Und dieß zu einer Zeit, wo Könige am nötigsten sind?" &c. „Nunmehr schwebt das Schicksal Frankreichs auf der Nadelspitze," wird dann unterm 6. August 1792 berichtet. „Noch 24 Stunden und es wird entschieden sein, ob wir noch eine Nation bleiben, oder ob die eine Hälfte von Paris die andere massakrirt hat. Um den König ist's beinahe geschehen. Wenn wir ihm auch das Leben erhalten, so werden wir ihn kaum vor der Absetzung retten können, für welche sich, wie es scheint, die herrschende Partei verschworen hat. Ungeachtet der schönen Botschaft, die er an die Nationalversammlung über das Manifest des Herzogs von Braunschweig erließ, besteht sein Dämon, Pétion, auf seiner Entthronung. ‚Ludwig XVI', so lautet die Adresse, die dieser Erzschwärmer heute im Namen der Sectionen von Paris öffentlich bei der Nationalversammlung übergab, ‚ist ein Tyrann, so gut, wie Andere. Er ist Landesverräter: herab mit ihm vom Throne. Er hat sein Interesse vom Interesse der Nation getrennt, unsere Feinde agiren auf seinen Namen; wir trennen uns also von ihm &c.' . . . Allein dieser mordbrennerische Schritt lehrte, daß wir noch nicht bis auf die Hefe verdorben sind: die Gallerien applaudirten nicht. Mitten in dieser schauderhaften Krise vernehmen wir die trostlosen Berichte von der üblen Organisation unserer Armeen, vom Mißtrauen in dem Heere, von der Uneinigkeit der Offiziere, von der Verrätherei, die innerhalb der Festungen über dem Heerde kocht, von dem Mangel an Besatzungsmannschaft."

„So wäre es also noch erträglich abgelaufen!" beginnt eine spätere Korrespondenz vom 12. August. „Es blieb bei der Absetzung. Ein gelinderes Mittel war nimmer möglich. Der König stand zwischen dem Verlust des Lebens und der Krone. Der wuthtrunkene Pöbel wollte ein Opfer haben. Man warf ihm die Suspension in den Rachen. Ein Augenblick längeres Zögern kostete Ludwig XVI., seiner Familie und der Nationalversammlung das Leben. Es war Menschenliebe, ihn zu confisciren. Wohlan! — nun ist die abscheuliche Fratze angestimmt, Paris schwimmt im Blute seiner eigenen Bürger; den Herzog von Braunschweig mit seinen Kanonen herbei, die Stadt in Flammen und Schutt versetzt: so ist sie ausgespielt. Finale Troja fuit." — „Der König betrug sich mit Heroismus."

„Die königliche Familie ist in diesem Augenblicke so arm, wie Gassenbettler. Nicht ein Hemd blieb ihnen mehr übrig, denn die Tuilerien sind mit Stumpf und Stiel abgebrannt.“ . . . „Dieß ist aus Ludwig XVI. geworden! Alle seine Freunde liegen um ihn her ermordet. Dieser Tag, der die Bartholomäusnacht verdunkelt, kostete über 4000 Bürgern das Leben. — Zu spät kam also die Hülfe aus dem Preußischen Lager. Denn Rache ist nicht Hülfe. Oder wird es das Louvre wieder herstellen, wenn die Nationalversammlung am lichten Galgen schaukelt? Wird es die massakrirte Schweizergarde erwecken, wenn Paris der Plünderung übergeben wird? Wird es dem König und der Königin die Todesangst vergüten, wenn die Pétions und die Santerres das Schaffot besteigen? Wir können aus der Reihe der Nationen ausgestrichen werden, aber wer streicht diesen Tag aus der Idee der Menschheit aus!“

Als er in der „Massakre“ seine beiden Korrespondenten verloren, stellte der Redakteur die Hauptzüge des Dramas aus „öffentlichen Blättern“ zusammen.

„Die Geduld des Volkes war auf das Höchste gespannt. Das Mißvergnügen über die Zweideutigkeiten des Hofes mehrte sich. Es hieß, die Tuilerien wären in einen Waffenplatz verwandelt. Die Wache des Königs übe sich auf ein Massakre. Comte d'Artois hätte seine Söhne aus Turin verschrieben und seine Loge in der Pariser Oper auf den 24sten bestellt. Die sogenannten Aristokratenblätter stimmten zusehends den Ton höher. Die Schweizer Regimenter, die schon seit drei Tagen aus Paris abziehen sollten, verzögerten geflissentlich ihren Marsch unter dem Vorwand, ihre Pässe aus den Kantons wären noch nicht angelangt. Alles dieß — das Braunschweigische Manifest unvergessen — machte das Volk wüthend. Es drang auf die Entscheidung seines Schicksals. Es suchte sein Heil nirgends mehr, als in der Absetzung des Königs. Es bestimmte der immer schwachen und immer unberathenen Nationalversammlung den 10. August zum peremtorischen Termin. Morgens 2 Uhr schlug die Sturmglocke an. Man hörte Generalmarsch schlagen. Jedermann eilte auf seinen Posten. Um 7 Uhr donnerte es bei den Tuilerien. Man weiß nicht, wer den Angriff machte, das Volk, oder die Wache.

Letztere bestand aus der Leibwache, den zwei Schweizer Regimentern und den zwei Bataillons Nationalgendarmerie. Unter diesen fanden sich bei der Sammlung der Leichen viele falsche Brüder, Louisritter, Pfaffen u. s. w., die sich, man weiß nicht wie, in die Tuilerien eingeschlichen und in die Uniform der Nationalgarde verkleidet hatten; zusammen 5—6000 Mann. Außerdem war das Schloß mit Artillerie versehen. Die Volkspartei war verloren — so behaupten die Blätter — wenn sie sich bei der Nacht in Bewegung gesetzt hätte. Daß das Volk den hellen Tag abwartete, war noch ein Glück für die Menschheit. Ein Bataillon verkleideter Nationalen lauerte auf dem Vendômeplatz mit Kartätschen, um die eine Volkskolonne im Rücken zu fassen, während das grobe Geschütz von der neuen Brücke her die andere Kolonne bestrichen hätte. Nicht genug, man hatte bereits eine falsche Patrouille in den Elysäischen Feldern aufgehoben; sie war mit Dolchen und Sackpistolen versehen. Man führte sie vor eine Kommission bei den Feuillants. Hier gestand sie den ganzen Verschwörungsplan der Tuilerien gegen das Volk. In der That brach plötzlich nicht nur vom Paradeplatz, wo die Schweizer und die Leibgarden unterm Gewehr stunden, sondern von allen Gallerien und Dachläden des Palastes ein fürchterliches Feuer auf das versammelte Volk. Hierdurch wurde der Volkshaufe gegen die Seine zurückgetrieben, wo Weiber und Kinder wie Floßholz schwammen. Endlich brachen die Gitter und die Thore entzwei. Der Pöbel stürzte sich in den Palast. Nun war Mord, Rache und Zerstörung allgemein. Bei Gott war Gnade. Der Pöbel ergoß seine Wuth ganz. Er massakrirte und zerschmetterte, was er vor sich fand — aber er raubte nicht. Mitten im größten Wirrwarr, den das Tageslicht jemals sah, erhielt er die Gerechtigkeit." „Wild und scheußlich war die Scene, noch scheußlicher das Finale. Die Tuilerien auf die Wurzel abgebrannt, der Platz mit Blut und Leichnamen überzogen." — „Sobald die Wallung vorbei war, trat die tiefste Ruhe ein. Die ganze darauf folgende Nacht war still, zwar überall beleuchtet, wie es die Vorsicht angab, — aber sorgenlos."

Wekhrlins Hand hat wohl auch die folgende Notiz aus Paris den 20. August redigiert:

„König Pétion herrscht in seiner ganzen Größe. Er regiert die Franzosen, wie der Reiher im Teiche: er sticht Einen nach dem Anderen ab. Wenn es so fortgeht, so bleibt uns Nichts mehr, als Er und seine Unbehosten und Bruder Santerre. So tief ist die brillanteste Nation von der Erde gefallen, daß sie von einem Wurmdoktor und einem Bierbräuer regiert wird. Die besten noch übrig gebliebenen Köpfe der vorigen Nationalversammlung sind theils massakrirt, theils angeklagt. Eine Menge Offiziere bei der Armee verlangen ihren Abschied. Alles Übrige rettet sich: denn der Neronismus brennt in lichten Flammen. Da ist Nichts als Versiegeln, Verhaften, Verhören und Hinrichten, denn zögert der Prozeß im Mindesten, so findet man Anschlagzettel: ‚Macht ein Ende, oder das Volk macht's.' In der That die Polen sind noch glücklicher beim Verlust ihrer Konstitution, als die Franzosen beim Gewinn der ihrigen." „Künftig findet keine Appellation mehr statt, und statt auf dem engen Richtplatz der Grève sollen die Exekutionen im Karoussel geschehen. Wo sich der Hof übte, da übt sich nunmehr der Henker; die Wettbahn der Ritterspiele ist in eine Wettbahn der Meuchelmörder verwandelt."

Über die Septembermorde lassen sich dann die „Ansbachischen Blätter" in einer „Korrespondenz" aus Paris vom 13. September also vernehmen:

„Der 10. August, sagen Sie, war unübertreffbar? Bei allen Göttern! — Das schien er. Aber der 2. September geht noch darüber. Es ist das Scheußlichste, was die Natur hat. Dort traf es noch Bewaffnete, Schuldige, — wenn es so sein soll; hier aber Wehrlose, gänzlich Unglückliche. Die Massakre bei den Karmelitern glich vollkommen einem Baalsfest. Über hundert dieser unglücklichen unaufgeschworenen Priester waren's, die das Volk seinem Götzen schlachtete. Als der Zug hierauf zur Abtei ging, ließ man sich das Register der Gefangenen geben. Diese mußten dann von Nummer zu Nummer vorgeführt und auf der Stelle niedergemacht werden. Von hier gings nach dem Chatelet, nach der Conciergerie, in's Bicêtre und endlich nach dem Zuchthause." „Umsonst riefen die herbeigeeilten Kommissäre die Nationalversammlung um Erbarmen bei der

Stimme des sterbenden Gesetzes, der Menschheit und der Natur. Es war das Ballet der Hyänen und Tiger. Die Musik des ça ira vermischt mit dem Gewinsel der Sterbenden und der Platz mit zerstückten Menschenkörpern besät."

In dem Mitgeteilten läßt sich bereits deutlich da und dort die Übersetzung aus dem Französischen erkennen. Und so bildeten weitaus den größten Teil der Ansbachischen Blätter Abdrücke und Zusammenstellungen aus Berliner, Kölner, Straßburger, insbesondere aber französischen Zeitungen. Auf diesem Wege sind Wekhrlin auch viele jener fabelhaften falschen Gerüchte zugegangen, die immer in Zeiten der Gefahr entstehen, die aber besonders zahlreich in der erhitzten Phantasie jener Tage wucherten. Wir wollen nur einige Beispiele anführen:

„Man weiß, daß zu Metz, zu Landau, zu Nancy ꝛc. fast alle Häuser mit Pulverfässern angefüllt sind, um eine Gasse nach der anderen, so wie wir einrücken, in die Luft zu sprengen" (von der vereinigten Armee 7. August). „Zittern Sie für den König! Seitdem die Papiere, so man in den Tuilerien gefunden, öffentlich gedruckt sind, ist das Volk nicht mehr zurückzuhalten. Es will ihn in Stücke zerreißen. Diese Papiere -- sind sie ächt — sind freilich fatale Beweise gegen seinen Charakter, z. B. das Koncept von der Braunschweigischen Erklärung im Manuscript und von Ludwig XVI. ausgebessert! eine Korrespondenz, welche das genaueste Verständniß mit dem Österreichischen Hofe aufdeckt; Originalrechnungen, daß der König die Garden zu Koblenz unterhalten hat; Quittungen über Druckschriften gegen die Konstitution ꝛc." (Paris den 25. August.) „Es ist ganz gewiß, daß die beiden Nationen, Preußen und Frankreich, durch einen der schwärzesten und heillosesten Verrätherstreiche um die Allianz zwischen sich gebracht worden sind. Der am 2. ds. ermordete Exminister Montmorin war's, der diesen Streich spielte." (Paris 13. September.) „Diesen Augenblick passieren hier Kuriere mit einer der glänzendsten und beglücktesten Nachrichten. Der Nationalconvent hat die Königliche Familie auf freien Fuß gestellt und eine

Deputation an den Herzog von Braunschweig geschickt mit der Anfrage, ob er nunmehr zufrieden sei, oder nicht? Im ersten Falle wäre der Krieg beendigt." (Stuttgart den 3. Oktober.) „Der Rückzug der alliirten Armee hat den politischen Kannegießern eine reizende Laufbahn eröffnet." „Sie behaupten, diese Wendung wäre mit dem heimlichen Einverständniß des Nationalconvents geschehen." „Preußen und Österreich würden den Neufranken ihre Republik zugestehen, weil sie nun doch einmal der Popanz der Nation wäre. Dagegen würde diese Ludwig XVI. und seine Familie auf freien Fuß stellen und Elsaß und Lothringen für die Kriegsunkosten abtreten. Diese zwei Provinzen würde der Kurfürst von Bayern erhalten und dafür Niederbayern an Österreich, die Anwartschaft auf Jülich und Berg aber dem Hause Preußen abtreten, unter dem Beding, daß diese beiden Fürstenthümer Ludwig XVI. auf seine Lebenszeit zum Sitze dienen sollen ꝛc." (Frankfurt, den 8. Oktober.)

Bei der Fülle des ihm zuströmenden Materials war die Thätigkeit des Redakteurs hauptsächlich auf die Auswahl des zu Bringenden eingeschränkt. Aber gerade hierin sollte sich bald der Pferdefuß der „Ansbachischen Blätter" zeigen, den die Zeitgenossen allmählich mit Entsetzen wahrnahmen. Schon die unverhüllte Wiedergabe der Thatsachen mochte ängstliche Gemüter verletzen, obgleich Wekhrlin die Darstellung zuweilen mit der Entschuldigung einführt, sie habe nur den Zweck, „den Abscheu vor dem Geschehenen zu vollenden." Aber noch mehr, unser Publizist wagte es, in einer erregten Zeit, in welcher so leicht ein Rest von Unbefangenheit für Lauheit erklärt wird, von der Unparteilichkeit seines Berufes zu reden (3. Oktober) und den Versuch zu machen, beiden Parteien gerecht zu werden. Daß dabei der französische Standpunkt viel häufiger und bestimmter betont wird, als der Deutsche, lag wohl weniger in der alten Hinneigung des Redakteurs zu dem Vaterlande Voltaires, als in dem äußerlichen Umstande, daß er, der Natur der Sache nach,

die Schilderung der Ereignisse meistens aus französischen Quellen schöpfte. Auf diese Weise konnte er denn schließlich auch in den Ruf kommen, mit den Jakobinern in Korrespondenz zu stehen.

Anfangs teilte er mit seinen Zeitgenossen den Wahn der Unüberwindlichkeit der gegen die Revolution verbündeten Mächte. Es schien unmöglich, daß eine innerlich zerrüttete Nation dem Andrängen zweier Völker von bewährter Kriegstüchtigkeit stand halten könnte.

„Von der Armee unter dem Kommando des regierenden Herzogs von Braunschweig weiß man, daß sie gestern zum Aufbruch beordert wurde. Sie soll ihren Marsch gerade auf Metz los richten und Lothringen in Beschlag nehmen. Dem Heldenmuth dieses Heeres, sagen die Reisenden, gleicht nichts, als der Geist seiner Kriegszucht. Die Armee litt auf einen Augenblick Mangel an Lebensmitteln, gegenwärtig aber ist sie bis zum Überfluß damit versehen." (Stuttgart, den 28. Juli 1792.)

Schon von allem Anfange an aber betonen die „Ansbachischen Blätter" auch die Schwierigkeiten der Sache, die Gesichtspunkte, die zu Gunsten des Feindes sprachen und kommen darauf mit einer Ausdauer zurück, welche deutschen Patrioten – insoweit es damals überhaupt solche gab — schließlich auf die Nerven fallen mußte.

„Wie gewöhnlich," läßt sich Wekhrlin unterm 7. August 1792 von der vereinigten Armee schreiben, — „fängt der Krieg mit Neckereien auf den Vorposten an. In allen bisherigen hatten wir nun die Oberhand." „Lasset uns aber auch das Verdienst am Feinde nicht mißkennen. Man muß gestehen, daß die heutigen Franzosen nicht mehr jene von Roßbach sind." „Es ist der Krieg mit Rasenden; Rasende aber sind, wie Voltaire spricht, nicht schwach."

Zwei Tage später rühmt ein „Offizier der Nationalgarde", d. d. Straßburg, den 9. August:

„Die Kriegsführung bei unseren Heeren ist vortrefflich. Wir gehen nicht, wie unsere Feinde, vom Ball aus zum Angriff, sondern vom Exerzierplatze; wir eröffnen Mörderscenen nicht tanzend, sondern mit Gefühl. Was man sich auch von der Feigherzigkeit, der Unerfahrenheit und dem Zuchtmangel der Neufranken versprach: so wird sich's zeigen, daß man sich betrogen hat. Ohne die unselige Empörung im Innern würde die vereinigte Armee schwerlich die Gränzlinie überschritten haben."

Dann bringt auch etwas von der Bewegung, welche die französische Nation erfaßt, in die Spalten von Wekhrlins letztem litterarischen Unternehmen:

„Einen solchen Eifer, das Vaterland zu vertheidigen, hat man noch nicht in Frankreich gesehen; nun kann man im Ernste sagen: die Nation ist aufgestanden. Ganze Dorfschaften haben sich als Freiwillige eingeschrieben und überlassen alle Geschäfte den Weibern."

Je weiter die Zeit vorrückt, mit um so schwärzeren Farben malt die Korrespondenz der „Ansbachischen Blätter" die heraufziehende Gefahr:

„Lukner hat zwei Alliirte bei der vereinigten Armee: Hunger und Desertion. Der Mangel soll im Preußisch-Österreichischen Lager sichtbarlich herrschen und das Entlaufen — eine gewöhnliche Folge davon — beweist sich dadurch, daß die Kasse, welche von der Nationalversammlung formirt wurde, um Handgelder für fremde Deserteurs zu bezahlen und ihnen ihre Pferde und Waffen abzukaufen, bereits erschöpft ist, ungeachtet sie eine halbe Million betrug."

In einem etwas zweideutigen Sinne läßt sich eine Korrespondenz vom Rheinstrom unterm 31. August vernehmen:

„Werden sich die Franzosen retten, oder nicht?" „Beinahe ganz Europa haben sie gegen sich." „Man müßte unsinnig sein, wenn man behaupten wollte, einem solchen Druck wüßte ein entkräftetes, zerrüttetes Reich zu widerstehen. Und doch verliert die Jakobinerregierung den Muth nicht. Sie rechnet auf ihre neue Konstitution, auf das gereinigte Nationalsystem, auf die Macht der Auf-

klärung, welche, wie unlängst ein Mitglied der Nationalversammlung sich ausdrückte, entweder die gegen Frankreich verbündeten Höfe, oder ihre Unterthanen auf das Gefühl ihres wahren Interesses bringen müsse. In der That, die Alliirten gestehen selbst, daß sie so viel Widerstand nicht vermuthet haben und daß die Kontrerevolution ein schwereres Unternehmen sei, als sie glaubten und dieß wegen des ungewöhnlichen Kriegsmuthes der Neufranken, wegen der Menge wohlausgerüsteter Festungen und dann, weil von Metz bis Paris ein Lager wie eine Kette an einander hängt, welches eine Macht von wenigstens 400,000 verzweifelten Menschen darstellt. Es wäre unbegreiflich, wenn das Schicksal Leuten den Sieg ließe, die es so wenig verdienen, wie die heutigen Regenten Frankreichs. Inzwischen läßt sich nicht läugnen, daß die Geschäfte seit der Revolution einen eigenen Schwung nehmen, der die wahre Nationalkraft dieses unerschöpflichen Reiches an den Tag bringt. Laßt sehen, wie sie den Mord der Konstitution, die Brandmarkung des französischen Namens austilgen und sich mit der Menschheit für die Verbrechen des 10. Augusts versöhnen können. Dieß sind die Züge, welche die Jakobiner-Regierung dem Abscheu aller denkenden und empfindenden Seelen preisgeben."

Zuletzt (19. September) wird noch, das Vorausgegangene zusammenfassend, in einem Dialog zwischen Jakob und Karl das Für und Wider der beiden kriegführenden Parteien abgewogen. Karl glaubt an den Sieg der Alliierten:

„Rechnen Sie ein mächtiges, wohlgeschultes Heer von den tapfersten und erfahrensten Offizieren angeführt, ein Heer, das sich seiner Waffen zu bedienen weiß — gegen einen wilden, ungeleiteten und beinahe wehrlosen Haufen; ein Heer, dessen Seele Ordnung, Kriegszucht und Hülfsquellen sind, vor welchem der Ruhm hergeht, — gegen die Truppen der Anarchie, der Zwietracht und des Ungestüms. Ohne Einigkeit, ohne Plan, ohne Offiziere. Was werden diese Horden wider ein solches Heer ausrichten? Wie eine gewaffnete Mauer, so müssen Sie sich das Anrücken der Deutschen vorstellen. Leichte Truppen, die ihr Handwerk vollkommen innehaben, gehen

voran und räumen den Weg. Ihnen folgt ein Heer von 80,000 Mann in drei eisernen Kolonnen. Dieses Heer hängt mit einem andern gleich starken, so ihm im Rücken bleibt, und mit den Festungen, die es auf dem Wege erobert hat, zusammen. Bei jedem Schritt fallen ihm die bestürzten und ihres Elends müden Völker zu Füßen. Mit jeder Besitznehmung vermehren sich seine Macht, seine Subsistenz, seine Hülfsmittel." . .

Jakob führt dem gegenüber die Übermacht, den Vaterlandseifer, die Verzweiflung der Franzosen und den Umstand ins Treffen, daß die Entscheidung auf französischem Grund und Boden fallen soll, auf dem ein Feind noch niemals glücklich gewesen sei. Er ergeht sich in strategischen Phantasien über das Verhältnis der vereinigten Macht der Deutschen zu dem weiten Raume des französischen Staatsgebietes, über die Schwierigkeiten, Lebensmittel nachzuführen, wenn die Franzosen das Land verwüsten, öde liegen lassen und „Kaper" zur See und auf dem Lande errichten.

„Gesetzt, die Franzosen erhalten sich bei ihrem Plan, sich nie in eine flache Schlacht einzulassen — was wird das Schicksal ihrer Feinde sein? Von immerwährenden Scharmützeln, von Lebensmittelmangel, Seuchen und Desertion entkräftet, unvermögend, sich so geschwind zu rekrutiren, wie die Nationalen und unter sich selbst bis zum Zweikampf uneinig — denn weiß man nicht, daß die Österreicher mit den Preußen, beide mit den Emigranten und Reichstruppen in offener Fehde leben? — werden sie sich nach einem Waffenstillstand sehnen und den Tag verwünschen, der ihnen die Eroberung Frankreichs für leicht eingab."

Kapitel XXV.

(1792.)

Die Stimmung in Ansbach. Feste und Theater. Siegesnachrichten und ihr Rückschlag. Die Panik. Die Katastrophe. Urteil Schubarts d. j. darüber. Die letzten Dinge. Der Nachlaß. Gant. Das Urteil der zeitgenössischen Kritik über Wekhrlin. Der Nachruf der „Vaterländischen Chronik". Wekhrlins Charakter. Die mildernden Umstände.

Über die Stimmung, die in der Exresidenz Ansbach damals herrschte, besitzen wir kaum andere Quellen, als sie uns die „Ansbachischen Blätter" selbst darbieten. Hiernach aber scheint von August bis Oktober 1792 sich alles in der gemütsruhigsten Verfassung befunden zu haben.

Der neue Herr, König Friedrich Wilhelm II., hielt im Juli 1792 seinen Einzug in Ansbach durch eine achtzig Fuß hohe Ehrenpforte, deren in Kupfer gestochene Abbildung in den Ansbachischen Blättern zum Kaufe ausgeboten wird.

Am 25. September wurde das Geburtsfest des Königs feierlich begangen. Im k. Gymnasium ward eine „diesem anziehenden Gegenstande geweihte" Kantate abgesungen, eine deutsche und eine lateinische Rede gehalten und Preise verteilt. Das Publikum bezeugte seine Teilnahme an dieser Feier „durch die glänzende Versammlung und durch die tiefe Rührung, womit es derselben beiwohnte." Abends gab der k. Geheimrat Freiherr Eichler von Auritz einen Ball, auf welchem „der Flor der bürgerlichen Jugend" lebende Bilder mit Deklamationen zum Besten gab. Eines derselben stellte den von der Zwietracht verfolgten Genius Frankreichs dar, der sich in den Tempel Minervas mit den Worten flüchtete: „Nimm mich auf, Du Preußens mäch-

tiger Schutzgeist! Bring mich unter Deinen schützenden Fittich!" Dann hielt auf dem von den Horen gezogenen Sonnenwagen Phöbus seinen Einzug und befahl den Künsten, Preußens Schutzgott ein Denkmal zu errichten. Der Genius der Baukunst zögert; er hält „keinen Felsenberg wert, das Piedestal Friedrich Wilhelms zu sein" und nur die Erwägung, „daß der Maßstab wahrer Größe nicht der in den Händen des Künstlers ist," veranlaßt ihn endlich, der an ihn ergangenen Aufforderung nachzukommen. „Nun entsteht ein Fußgestell; die Musen und Grazien bringen das Brustbild des Königs und der Genius der Baukunst setzt es darauf. Sie umgeben es und kränzen es mit Blumenketten. Dieses von den Spielenden mit sehr viel Interesse vorgetragene Divertissement rührte das Publikum unendlich und der darauf folgende Ball, welcher diesen festlichen Tag schloß, wurde desto lebhafter."

Auch das Geburtsfest der Königin wurde durch einen maskierten Ball in dem Gasthaus, in welchem Wekhrlin wohnte, gefeiert. Die Gesellschaft deutscher Schauspieler gab aus diesem Anlaß „Die gute Mutter", „mit einem auf diesen erhabenen Gegenstand eigens verfertigten musikalischen Epilog von der Setzkunst des fürstl. Badischen Konzertmeisters Schwindel." „Das Publikum äußerte seinen Beifall über die Wahl dieses überraschend schön vorgetragenen Stückes durch einen sehr zahlreichen und glänzenden Zuspruch und durch die lebhafteste Empfindung der Allegorie des Sujets."

Das Theater ist im übrigen die einzige Lokalangelegenheit, mit welcher die Ansbachischen Blätter sich beschäftigen.

„Die öffentlichen Unterhaltungen bestimmen den Charakter des Geschmacks und der Sitten. Sie sind folglich ein Theil der

Geschichte, sie gehören zum Interesse der Menschheit, welches nur zwei Seiten hat, nützlich zu sein und zu gefallen. Wir machen also aus dem hiesigen Theater einen stehenden Artikel in diesen Blättern, je mehr dieser Artikel zur Liebhaberei und zum guten Ton des heutigen Tages gehört und je mehr er ein Zeuge von dem Einflusse der wohlthätigen und aufklärenden Regierung ist, deren erhabenen Schutzes das gegenwärtige Theater in Ansbach gewürdigt wird." (27. Oktober 1792.)

Allein nur zweimal kam der Redakteur der Ansbachischen Blätter in die Lage, seine strenge Kritik an den Vorstellungen der „zur Kultur der vaterländischen Schaubühne vereinigten Liebhabergesellschaft" zu üben: an der komischen Oper: „Das Herbstabenteuer oder der Schuß von Gänsewitz" und an dem Schauspiel: „Juliane von Lindorak". Mit Besprechung des letzteren brechen die Ansbachischen Blätter, soweit sie mir vorliegen (bis N. 33), ab.

Wenn die Ansbacher sich in Siegeszuversicht wiegten, so hatten hiezu gelegentlich auch die „Ansbachischen Blätter" trotz ihrer Hinneigung zur französischen Auffassung der Sachlage beigetragen, indem auch sie in die Posaune des Sieges stießen:

„Diesen Augenblick (Bonn, den 20. September) kommt die glorreiche Nachricht, daß durch eines der meisterhaftesten und bewunderungswürdigsten Manövers die Franzosen auf allen Seiten von der vereinigten Armee eingeschlossen wären, so daß der Herzog von Braunschweig unaufhaltsam und unbehindert nach Paris gehen und noch zu rechter Stunde allda eintreffen könne. So reüssiren die Wünsche aller wohlgesinnten Seelen und aller deutschen Vaterlandsfreunde."

Auch durch den folgenden Artikel vom Rheinstrom den 25. September weht noch unverkennbar der feste Glaube an den endlichen Sieg der deutschen Waffen:

„Die Franzosen sind zum zweiten Mal in's Trierische mit

Mordbrennerwuth eingefallen. Sie haben Mömpelgard investirt. Sie drohen, das Land des Markgrafen von Baden mit Feuer und Schwert heimzusuchen. Nun kann die Sache nicht mehr anders angesehen werden, als wie ein Reichskrieg. Es ist wahre und offene Befehdung an der deutschen Nation. Wird sie noch zaudern, dem Unfug ein Ende zu machen? Wird das Reich sich nicht beflügeln, jenen zwei deutschen Mächten, die mit so hohem patriotischen Sinn, als Muth sich zum Schild der deutschen Freiheit dargestellt haben, beizuspringen, um ihnen die Lasten dieses Krieges zu erleichtern, um Ruhm und Dank mit ihnen zu theilen? Der glückliche Augenblick ist da, die Preußen und die Österreicher auf der Heldenbahn einzuholen, worauf sie begriffen sind. Etwas später dürfte der Herzog von Braunschweig mit seinen Braven allein in Paris einziehen und die übrigen Deutschen zu spät bei der Austheilung der Lorbeeren kommen."

„Ah!" — fügt die Redaktion diesem Artikel bei — „wären wir die Ersten, die diese Nachricht lieferten — und mit Gewißheit lieferten! — die der Menschheit die frohe Post brächten, daß das Reich der Tiger zerstört und die Rechte der Natur und der Staaten durch den Brandenburgischen Genius hergestellt seien!"

Auf solche Dithyramben mußte die traurige Gewißheit des Rückzugs, der Niederlagen, eines faulen Friedens nur um so niederschlagender wirken. Der Natur der Sache nach aber sind die letzten Nummern der „Ansbachischen Blätter" voll von solch mißlichen Nachrichten:

St. Menehould den 1. Oktober:

„Endlich ist dasjenige eingetroffen, was ich schon vorher berechnete und gesagt hatte: Die Preußen sind im vollen Rückzuge. Nach den einstimmigen Nachrichten ihrer Deserteure leiden sie durch Mangel und Krankheiten unendlich."

Dann wird folgender Artikel aus dem patriote français vom 5. Oktober 1792 abgedruckt:

„Sie sehen, daß unsere Sache eine sehr gute Wendung nimmt. Der Kriegsschauplatz hat seine Oberfläche verkehrt und die Meinung der Welt völlig betrogen. Wir sehen die Eroberer Frankreichs vor uns herziehen. Wir auferlegen ihnen Gesetze und Sie werden in Kurzem von einem der billigsten Frieden mit Preußen hören. Dieser muß — natürlicher und politischer Weise — jenen mit Österreich nach sich ziehen und die ganze Koalition auflösen. Ich bramarbasire nicht." „Nichts ist gewisser, als daß der König von Preußen, so wie er sich's vorgesetzt haben soll, in Paris soupiren wird. Ja, die Nation wird ihm sogar Festins geben. Bereits skizziren unsere Künstler die Entwürfe dazu. Aber unbewaffnet und auf dem Fuß eines freundschaftlichen, willkommenen Fürsten, der Paris sehen und eine Nation, die ihn bewundert und seine Verbindung liebt, besuchen will. Für die Emigranten wird niemals mehr Gnade in Frankreich sein. Sie mögen zum Scheusal dienen, was die Superiorität des Talents und das Recht der Gleichheit über einen feigen und verächtlichen Aristokratismus vermag."

Noch schlimmere Nachrichten füllen die beiden vorletzten Nummern der „Ansbachischen Blätter".

Straßburg den 16. Oktober:

„Gestern brach die Landauer Armee in drei Kolonnen auf. Die erste, von General Custine angeführt, die aus 10,000 Mann besteht und 60 Zwölfpfünder mit sich führt, nimmt ihren Weg über Worms, wo sie im Vorbeiziehen die rückständige Brandschatzung exequiren wird. Die zweite geht über Wachenheim. Beide treffen vor Mainz zusammen." „Jenseits haben uns die Preußen Verdun und Longwy durch Kapitulation wieder übergeben." „So wäre denn Alles, was die Feinde in Besitz genommen hatten, wieder in französischen Händen."

Brüssel den 20. Oktober:

„Es war unmöglich, daß sich die alliirte Armee in der Champagne halten konnte. Der Mangel war enorm. Die Offiziere konnten die Theuerung und den Verlust an Pferden nimmer ausstehen. Die üble Witterung brachte ein Faulfieber in die Armee, welches zerstörender war, als die Desertion. Dabei riß ein gefährliches Miß-

vergnügen zwischen den Truppen ein. Die Preußen murren laut über die Österreicher und Emigranten. Nun sollen sich die Alliirten gänzlich entschlossen haben, Frankreich zu räumen. Die Preußen würden nach Hause gehen, die Österreicher würden ihre Winterquartiere in den Niederlanden nehmen, die Emigranten würde man abdanken, — oder vielmehr, wie sich Briefe von der Armee des Herzogs von Braunschweig ausdrücken, zum Teufel jagen."

Paris den 18. Oktober:

„Die Deutschen sind auf ewig vom französischen Boden entfernt. Wir stehen mit einem Fuß in Brabant, mit dem anderen in Savoyen. In England erklärt sich das Volk ganz gegen die Koalition. Die halbe Schweiz und halb Deutschland ist für uns. Überall, wo sich unsere Waffen zeigen, erregen sie Ehrfurcht und Anhang."

Endlich folgen noch die Nachrichten von der Einnahme von Mainz und Frankfurt.

Mainz den 22. Oktober:

„Nach einer ziemlich lebhaften Kanonade von beiden Seiten ergriffen wir endlich die Partie, uns zu ergeben. Gestern Mittags forderte uns General Custine durch einen Trompeter auf. Die Nacht hindurch wurde mit Kapitulation zugebracht. Heute früh zogen die Franzosen ein. Custine bewohnt den erzbischöflichen Palast. Der Feind hält ebendieselbe Mannszucht und Ordnung, wie zu Worms und Speyer. General Custine soll 9 Millionen Livres und den prächtigen Traghimmel gefordert haben. Die Stadt ist übrigens ganz ruhig und Freund und Feind betragen sich brüderlich."

Frankfurt den 22. Oktober:

„Heute kehrten die Franzosen hier ein. Noch wissen wir nicht, was sie wollen. Ist's auf Brandschatzung abgesehen, oder auf die österreichischen Niederlagen allhier, oder sind sie nur im Durchmarsche, um weiter in's Reich zu gehen? Wie es ausfallen möge, so sind wir gesonnen, sie freundlich aufzunehmen und uns als kluge Schildbürger zu betragen nach dem lieben Waidspruch: Was ich nich ändern kann, nehm ich geduldig an."

Sollten diese Nachrichten und Äußerungen nicht genügend erscheinen, um Besorgnisse, Verdacht und patriotische Entrüstung hervorzurufen, so waren weitere Rechtfertigungsgründe hierfür vielleicht in der uns nicht vorliegenden letzten Nummer (34) der „Ansbachischen Blätter“ enthalten. Eine Panik lief in jenen Tagen durch ganz Deutschland, und an die Stelle des einstigen Liebäugelns mit der Revolution war die Sorge um Haus und Herd getreten. „Nicht nur am Rheine“, schreibt Häußer,* „war der Schrecken grenzenlos; er übte weithin seine ansteckende Macht. Der Bischof zu Würzburg, der zu Fulda und das Reichskammergericht zu Wetzlar erbaten sich Schutzbriefe von Custine, ja bis nach Thüringen zitterte man vor den Waffen der Republik. Von Kassel hatte sich bereits die landgräfliche Familie geflüchtet, zu Würzburg, Bamberg und sogar schon zu Regensburg war man mit dem Einpacken beschäftigt. Die Gesandten zu Regensburg mieteten Schiffe, um die Donau hinabzufliehen.“

Was Wunders, daß die Furcht ihre Sturmwogen auch bis nach Ansbach schlug! Daß dem so war, entnehmen wir einer Publikation** des Ritters von Lang, der damals zwar nicht in Ansbach anwesend, aber wohl in der Lage war, die Thatsachen zu kennen. „Mißtrauen und Ängstlichkeit“, schrieb er, „verbreiteten die Ereignisse in Frankreich. Immer schärfer wird jeder Fremde beobachtet, die Freiheit zu lesen und drucken zu lassen in engere Grenzen

* Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs rc. II. Halbb. S. 415.

** Annalen des Fürstentums Ansbach unter der Preußischen Regierung von 1792—1806.

gedämmt."* — Uneingedenk seiner früheren Beziehungen zu dem Verfasser des grauen Ungeheurs und des damals über ihn gefällten Urteiles,** fährt er dann fort: „An übel berechnetem Orte, zu Ansbach, fängt Wekhrlin, ein armer Abenteurer, dem es unmöglich war, keine Sarkasmen zu machen, im August eine politische Zeitung an, und erntete bald darauf, ohne Wissen des abwesenden Ministers, Gefängnis, und in diesem aus Gram und Mangel am 26. (richtig 24.) November den Tod."

Mit dieser Darstellung stimmt die Schubarts überein,

* Auch in Ansbach-Bayreuth waren Anfangs des Jahres 1792 der Presse Beschränkungen auferlegt worden. Hardenberg, den die bisherigen Biographen als einen besonderen Gönner Wekhrlins rühmen, erließ am 31. Januar folgende Verfügung: „Unserem Zeitalter war es vorbehalten, durch eine übel verstandene Aufklärung die Grundpfeiler der Staaten erschüttert und den Völkern Unglück und Verderben, statt einer vorgespiegelten Freiheit bereitet zu sehen. Besonders befleißigen sich verschiedene deutsche Schriftsteller, die gefährlichsten Grundsätze der Revolution auch in ihrem Vaterlande zu verbreiten und sich Anhänger zu erwerben, worunter einige so weit gehen, daß sie sich Urtheile erlauben, welche den Königsmord entschuldigen und sogar billigen. Wir können daher nicht genug Aufmerksamkeit auf Schriften empfehlen, welche Revolutionen begünstigen und Neuerungen in den Regierungsformen anpreisen. Was zu einer anderen Zeit ganz unschädlich ist und durch kluge Anwendung dem Staate nützlich sein kann, wird gegenwärtig Gift, da so viele Köpfe durch Neuerungssucht und unmäßiges Emporstreben verrückt sind. Bestimmte Vorschriften lassen sich hierüber nicht ertheilen. Euere Vorsicht muß zwar gegen die Verbreitung gefährlicher Grundsätze verdoppelt werden, sie muß aber mit einer vernünftigen Freiheit zu denken und seine Meinung öffentlich zu äußern Hand in Hand gehen." Hohenzollerische Forschungen 1. Bd. 1891 S. 18.

** S. oben S. 105.

welcher als Grund der Arretierung angebliche Korrespondenz mit Jakobinern angibt und hinzufügt, Wekhrlin sei unschuldig befunden worden, habe seinem Publikum aufgesagt und sei „aus Verdruß, den ihm sein Arrest und diese leidige Zeitung zugezogen", gestorben. Daß er also nicht im Gefängnis verschied, scheint außer Schubart auch Bocke* anzunehmen, der aber gleichfalls kein Augenzeuge war und offenbar nur einen Auszug aus Schubart bringt.

Etwas ausführlicher ist hier Schlichtegroll: „Da er unter dem Schutze des Ministers stand, so wagte es Keiner seiner vielen Feinde, ihm zu Leibe zu gehen. Einstmals war dieser abwesend; es entstand ein falsches Gerücht, die Franzosen seien im Anzuge und Wekhrlin, ihr Correspondent, habe die Stadt verrathen. Diese lächerliche Farce wurde von einem seiner Gegner verbreitet, der seine Zeitung des Jacobinismus verdächtig hielt. Der Pöbel trat in Haufen zusammen und knirschte mit den Zähnen über Wekhrlin, der nichts weniger ahnte, als daß die Volksbewegungen ihm gelten sollten.** Genug, er bekam Stubenarrest, man versiegelte alle seine Briefschaften und den 24. November 1792 starb er aus Gram oder Wuth über diese Verhaftung. Der Minister befahl die Sache auf das Strengste zu untersuchen und man fand in seinen Papieren nichts, was von Bedeutung gewesen wäre." — „Die Sache schlief allmählig ein."

* Geburts- und Totenalmanach Ansbachischer Gelehrten &c. Teil II. Augsburg 1797.

** Der Schauplatz dieses Vorkommnisses war ohne Zweifel vor dem Gasthaus zum Stern (wo Wekhrlin wohnte), auf dem unteren Markt, gegenüber der Gumbertuskirche.

Auch Weber verdient hier angeführt zu werden. Nach ihm „wurde Wekhrlin, wie alte Ansbacher wissen wollen, vom Pöbel mißhandelt; die Polizei gab ihm zum Schutze Hausarrest und versiegelte zur Beruhigung des Volkes seine Papiere."

Das Gerücht über diese Vorgänge, die in den mir zugänglichen Archiven keine Spuren zurückgelassen haben, fand auch den Weg in das (1795) zu Altona erscheinende „Neue graue Ungeheur", dessen Herausgeber (Rebmann) Wekhrlin in der Vorrede unter dem Titel: „Eine Urne auf das Grab" folgendermaßen apostrophiert:

„Dich vermochten sie zwar aus Deinem letzten Ruheplätzchen zu jagen, den Pöbel gegen Dich aufzuhetzen, Deine Papiere zu durchsuchen, Deinen Erwerb zu vernichten, Deine Hoffnungen auf ein künftiges behagliches Leben zu zertreten, aber — die Wahrheiten blieben im Gang, die Du verkündet hattest, und mancher brave junge Mann erhielt durch Dich den elektrischen Stoß, durch welchen Du noch jetzt die Tyrannen und Blutegel der Menschheit aus ihrem Schlaf aufscheuchst. Märtyrer des Preßzwangs! — Für Dich würde ja jetzt, da Wahrheit verpönt ist, ohnedem keine bleibende Stätte in Deutschland mehr sein!" *

Den Epilog zu dem Ereignis, liefert der erste Biograph: „Keine Katastrophe ließ sich je sicherer voraussagen, als diese. Zu einer Zeit, wo selbst Alltagsnovellisten jeden Augenblick anstoßen, wo die Gemüther erbittert, die Parteien ergriffen, auf einen Punkt alle Augen geheftet sind, — unternahm dieser Kopf auf Preußischem Grund und Boden — ein politisches Blatt. Seine Freunde warnten ihn einstimmig, Genannte und Ungenannte wandten sich schriftlich

* Eine ähnlich lautende Äußerung des gleichen Verfassers (Rebmann) findet sich in dessen: „Empfindsamen Reise nach Schilda" Leipzig 1793.

an ihn und suchten ihn diesem Weg des Verderbens zu entreißen. Umsonst! ein eiserner Arm war über ihm ausgestreckt und hielt ihn fest auf dem Punkte, auf dem er sein Grab finden sollte." — Das Sterberegister der Stadtpfarrei St. Johannis zu Ansbach (Fol. 155) gibt als Todesursache „Gicht" an und bezeichnet den Verstorbenen als „von Weckherlin, königl. französischer Legationsrath, 49 Jahre."

Der Todestag war Samstag der 24. November 1792 und am darauffolgenden Montag den 26. wurde Wekhrlin mit einem „Frühsermon" zur letzten Ruhe gebracht.

Dr. von Knoblauch macht darauf aufmerksam, daß nach Fischers Beschreibung von Ansbach (1786) dort damals elf verschiedene Bestattungsarten gebräuchlich gewesen seien, und daß nach der Benennung „Frühsermon" angenommen werden dürfe, daß auch Wekhrlin eine „Sermonleiche" zu teil geworden sei, indem etwa bei seiner Bestattung auf dem Kirchhofe zuvor in der daselbst befindlichen Begräbniskirche (zum heiligen Kreuz) am Altar eine Rede gehalten wurde, obschon er, wie Schlichtegroll berichtet, kurz vor seinem Tode auf die Frage, ob er einen Geistlichen verlange, geantwortet hätte: man möchte ihn doch in kranken Tagen mit Besuchen verschonen, die er selbst in gesunden nicht habe leiden können.

Schubarts Schilderung im Stile Werthers würde damit zum Teil hinfällig: „Auch von ihm hieß es: non habuit unde efferetur. Er wurde daher früh in aller Stille auf Kosten des Ministers begraben. Kein Geistlicher hat ihn begleitet, kein Lebenslauf ward von ihm abgelesen."

Herr Dr. von Knoblauch hat vergeblich auf dem alten Kirchhof in Ansbach nach Wekhrlins Grabstein gesucht; er

ist der Meinung, daß man gleich nach des Ministers Hardenberg Versetzung nach Berlin, zu Ansbach den Grabstein vernichtet haben müsse, um jede Erinnerung an Wekhrlin und dessen künstlich herbeigeführten Tod in der Stadt auszulöschen. Aus gleichem Grunde seien auch keine Polizeiakten u. dgl. da. Nach Ebeling ließ ihm nämlich Hardenberg einen Grabstein setzen, „aber er sei längst verwittert“.

Für die Zeit nach Wekhrlins Tode fließt die unterbrochene Quelle unserer Materialien noch einmal. Es handelt sich um seinen Nachlaß. Zu der Ansbacher Konkursmasse hatte Wekhrlins damals noch lebende Mutter einen Beitrag von 1200 Gulden beigesteuert. Die Gläubiger aus dem Ries hatten es vorgezogen, die von Wekhrlin auf dem Hochhaus zurückgelassenen Bücher und Gerätschaften als Faustpfand zu beanspruchen und gingen auf diese Weise fast leer aus. Denn, als später auch seitens des Oberamts Hochhaus „an des Schuldners Mutter, die verwittibte Stadt- und Amtsschreiberin Heuglin zu Ludwigsburg, mehrere dringende Vorstellungen gerichtet wurden, einen beliebigen Beitrag zu etwelcher Befriedigung der diesseitigen gutherzigen Gläubiger zu spenden,“ zeigte sie sich hart und erklärte, da ihr Sohn „sein angestorbenes geringes Vermögen schon längstens erhalten und dafür quittiert habe, gedenke sie weder seiner Verlassenschaft, noch seines Schuldenwesens sich anzunehmen.“ Da die Gläubiger aus dem Ries, obgleich sie nach Ansbach ad liquidandum eingeladen wurden, nicht erschienen seien und die auf Hochhaus zurückgebliebenen Effekten als Spezialunterpfand in Anspruch genommen hätten, statt sie ad massam communem zu konferieren, müßten sie sich jetzt auch damit begnügen.

Wekhrlins ehemaliger Verleger Beck in Nördlingen erstand seine Bibliothek für 200 fl., aus den Gerätschaften löste man nur 55 fl. Der Summa activorum von 255 fl. 54 Kr. stand aber allein an Gerichtskosten der Betrag von 165 fl. 21 Kr. gegenüber. Darunter figurierten für Arretierung und Transportierung nach dem Hochhaus 43 fl. 23 Kr., selbst für die Reparierung des für Wekhrlins Aufenthalt in Hochhaus zurecht gemachten Zimmers wurde der Nachlaßmasse ein Betrag (3 fl. 14 Kr.) abgenommen.

Zur Deckung der Passiva verblieben nur 90 fl. 33 Kr., welche der Apotheker, der Barbierer, die beiden letzten Mägde Wekhrlins als rückständigen Liedlohn (30 fl. u. 32 fl. 30 Kr.) u. s. w. erhielten. Die Gläubiger zweiter Klasse mit 112 fl. 54 Kr. und dritter Klasse mit 282 fl. 21 Kr. fielen gänzlich durch.

So hat Wekhrlin die „bündigste Versicherung“, die er bei seinem Abgang von Hochhaus gegeben, „daß kein einziger seiner Schuldgläubiger einigen Verlust von ihm erleiden solle,“ nicht einhalten können. Wir haben oben bereits ersichtlich gemacht, wie viel kleiner „gutherziger“ Leute durch diesen Ausfall von nicht ganz 400 fl. betroffen wurden. Um aber die ganze Kleinheit und Misère der Verhältnisse unseres Publizisten, den frühere Biographen bald als einen üppigen Verschwender, bald als den willkommenen Gast eines Reichsfürsten schilderten, noch anschaulicher zu gestalten, wollen wir schließlich noch ein kleines Nachspiel der Verlassenschaftsverhandlungen etwas ausführlicher behandeln.

Die Verlassenschaftsbehörde hatte Wekhrlins letzter Magd und Haushälterin, Magdalena Bartlin von Crailsheim,

welche 24 fl. 28 Kr. für Haushaltungsbedürfnisse ausgelegtes Geld verlor, „ein altes Unterbett, zwei alte Kopfkissen und einen Strohsack, sehr alt und schlecht," überlassen, da sie geltend gemacht hatte, ihr verstorbener Brotherr habe sie ihr zum Eigenthum übergeben. Die Aufsichtsbehörde in Wallerstein beanstandete diese Maßregel des Langen und Breiten und ordnete deren Rückgängigmachung an. Die Bartlin wurde von Nördlingen, wo sie inzwischen in Dienst getreten war, vor das Oberamt zitiert. „Nachdem man derselben," besagt ein hierüber aufgenommenes Protokoll vom 4. August 1795, „eröffnet, wie sie vermöge eingelaufener gnädigster Regierungsverordnung das sich als Eigenthum zugeeignete Bett zu extradiren habe, um dasselbe an die Meistbietenden verkaufen zu können, weil ihr verstorbener Dienstherr als ein schon von Anfang gewesener Gantirer zum Nachtheil seiner Gläubiger nichts zu verschenken, zu alieniren, oder zu distrahiren befugt gewesen sei, fieng benannte Dienstmagd bitterlich zu weinen an und sprach: wenn ja nach den Gesetzen ihr verstorbener Dienstherr solches zu thun nicht befugt gewesen sei, so könne sie doch, erforderlichen Falles mit einem körperlichen Eid bekräftigen, daß er ihr dieses unbedeutende Bett bei seinem Abgehen von Hochhaus nach Ansbach ausdrücklich als Eigenthum überlassen habe. Und da sie, ihren Liedlohn ausgenommen, mit ihren übrigen Forderungen durchgefallen, so wolle sie inständigst bitten, daß ihr dieses, wie dem Oberamt selbst bekannt sei, äußerst geringhaltige und nur auf 5 fl. eingeschätzte Bett gelassen werden möchte. Sollte solches aber nicht geschehen können, so wolle sie nur bitten, daß man ihr dasselbe um die Einschätzung überlassen und

diese 5 fl. an ihrem Liedlohn abziehen möchte. Dieser Bitte wurde statt gegeben: „bloß in der Voraussetzung, daß aus dem geringen Bette wenig oder gar nichts über den gerichtlichen Anschlag erlöst werde.“

Mit dieser Verfügung schließen die Verlassenschaftsakten.

Wir sind mit dem Gedanken umgegangen, an dieser Stelle eine kleine Blumenlese zeitgenössischer Urteile über Wekhrlin zu geben; jedoch bei näherer Betrachtung der Sache davon abgekommen, denn die kritiklosen Schimpfereien einer offiziellen, pedantischen und meist nur auf kirchlichen Standpunkt stehenden Kritik über seine angebliche Nachsucht, seine Spottlust, seinen Cynismus u. s. w., welche die Parteileidenschaft und das verletzte persönliche Interesse vergiften und welche noch dazu einer von dem anderen abschreibt, verdienen nicht der Vergessenheit entrissen zu werden, der sie mit Recht verfallen sind.

Hat doch Wekhrlin selbst sehr gering von der Kritik seiner Zeit gedacht und den vornehmen Standpunkt, den er zu ihr einnahm, in einem witzigen Artikel an die Spitze des IV. Bandes des grauen Ungeheurs gestellt:

„Durch die Vermittlung meiner Freunde,“ sagt er darin, „erfahre ich, daß mir in einigen Zeitschriften die Ehre erwiesen wird, ausgepfiffen zu werden. Es ist mir leid zu sehen, daß diese Bemühung verloren geht, weil ich gerade jene Schriften nicht benütze: ich lese weder den teutschen Merkur, noch die Hefte über Empfindelei, Kraftgenies 2c. 2c.“ „Um aber den Herrn Verfassern darzulegen, wie empfindlich ich für die Aufmerksamkeit bin, womit sie mich beehren, so specificire ich anmit meine Lectüre, damit sie sich nimmer irren, wie sie mir das Vergnügen machen sollen, ihre Persiflage zu erfahren.“ „Was sie ins teutsche Musäum, die Staatsanzeigen, das

Journal in und für Deutschland, die Ephemeriden der Menschheit, das politische Journal oder das Magazin des Kunst- und Buchhandels einzurücken belieben werden, das wird mir nicht entwischen." „Ich werde mich zwar nie in dem Falle sehen, auf Etwas zu antworten, weil ich es für eine Beleidigung des Publikums halte, auf seine Kosten meine Eigenliebe zu vertheidigen, aber immer wird es mir lieb sein, das Urtheil zu wissen, das andere Gentlemen von mir fällen."

Schubart d. j. citirt am Schluße seiner Biographie Wekhrlins den Nachruf in seiner Fortsetzung der Chronik seines Vaters vom 23. November 1792 aus dem auch wir Einiges hier anführen wollen: „Wer einen ausgezeichneten Kopf zu schätzen weiß, der beklagt ihn gewiß. Wekhrlin hatte nicht studirt, wirkte aber demungeachtet mit seinen Schriften weit mehr auf das Publikum, als hundert gelehrte Compendienschreiber, denn er besaß reiche Kenntnisse, Kühnheit und eine gefällige, oft hinreißende Darstellungsgabe. Schade! daß er zu sehr nach französischen Flittern jagte und Deutsches Schrot und Korn darüber vergaß. Seine Chronologen, sein graues Ungeheur und seine Hyperboreischen Briefe werden von Freunden der Freimüthigkeit und einer leichten geistreichen Unterhaltung noch lange gelesen werden." „Er ruhe sanft, denn Vieles hat er auf seiner abenteuerlichen Reise durch dieses Leben geduldet und getragen, vieles als Schriftsteller, noch mehr als Mensch; er ruhe sanft und freue sich mit seinem geistvollen Ahnherrn (?) Rudolf Wekherlin jenseits eines Daseins, das ihm hier so wenig Früchte trug!"

In der That, — wenn wir uns vergegenwärtigen, wie Wekhrlin, verstoßen vom häuslichen Herd, ausgewiesen angeblich von Wien, sicher von Augsburg und Nördlingen, endlich als einzigen sicheren Zufluchtsort — ein Gefängnis

findet, werden wir so manches in seinen Schriften wie in seinem Leben besser begreifen und milder beurteilen, als seine Zeitgenossen. Wir haben gesehen, wie die bittere Lebensnot dauernd wohl nie von ihm wich und ihre kalten hemmenden Schatten auf seine ganze Thätigkeit warf. „Was aber ein Mann in der Noth thut", schrieb er am 19. September 1780 an einen Vetter, „darf man niemals als seine Prinzipien auslegen."

Um so höher müssen wir anschlagen, daß er im großen und ganzen von seiner Grundtendenz niemals abgewichen ist. Er gehörte in Wahrheit zu der Zahl der Bekenner, derjenigen, die für ihre Sache dulden, die geachtete Stellungen dem Drange, der Menschheit zu nützen, opfern, die eine immer so vorteilhafte Übereinstimmung mit der herrschenden Richtung dahingeben um den ungewissen Dank der Zukunft.

Sein Sterbemonat, der November, ist in seinem „Taschenbuch der Philosophie" „der Märtyrermonat" genannt und auf seine Publizistenlaufbahn findet das Axiom Anwendung, das er diesem Monat beigefügt hat: „Kein Stand in der Menschlichkeit, den man nicht verherrlichen könnte, entweder durch das, was man darin thut, oder durch das, was man darin leidet."


WEKHRLIN.
A. L. Moeglich. inv. & sc. Nürnb.

Kap. [illegible]

Wetterlins äußere Erscheinung [illegible] humoristische Auffassung der [illegible] rung Ebelings. Silhouette von [illegible] Radierung von Johannes Müller. Der [illegible] Gemälde Schweigmanns [illegible] [illegible] Bocks nach Beßell. [illegible] der [illegible]

Es ist charakteristisch [illegible] ganz unseres Publikum[illegible] äußeren Erscheinung [illegible] suchen müssen.

Mit der [illegible] Zapfe in de[illegible] stimmt in e[illegible] der Bürgerm[illegible] Dezember 1777 dem Augsburger Stad[illegible]: „So viel ich mich noch erinnere, ist dieser Mensch klein von Person und nur [illegible] 5 Fuß 3 [illegible] trägt eine[illegible]

Noch [illegible] von Glarus [illegible] Wekhrlin als „[illegible] de 30 [illegible] âge [illegible] taille petite, jambes minces [illegible] gène, très désagréable" geschildert wird, [illegible] weniger Äußerung an einen „Freun[illegible]" Anlaß gibt (Gr. Ungeh. S. 120):

„Sie wollen also wissen, wie ich aus[illegible] Skizze [illegible], welche ein Porträtmaler zu Glarus [illegible] [illegible] „Sie stellt mich meisterlich [illegible] Ge[illegible] Scherz, den der Sonderer [illegible] zu tr[illegible] ist nicht dieß, daß er mau[illegible]



WEKHRLIN

Kapitel XXVI.

Wekhrlins äußere Erscheinung. Die Schilderung der Steckbriefe. Humoristische Auffassung derselben von seiten Wekhrlins. Äußerung Ebelings. Silhouette von der Hand des Grafen Wallerstein. Radierung von Johannes Müller. Der Stich Küfners nach dem Gemälde Schweigländers. Ein „ärgerliches" Gemälde. Der Stich Bocks nach Heßell. Das Verhältnis der beiden Stiche zu einander.

Es ist characteristisch für die Zeit und für den Lebensgang unseres Publicisten, daß wir die Schilderung seiner äußeren Erscheinung — in Steckbriefen und Pamphleten suchen müssen.

Mit den oben (Kapitel V) angeführten Äußerungen Zapfs in den Gegenbemerkungen zum Anselmus Rabiosus stimmt in einigen Punkten das Signalement überein, welches der Bürgermeister von Rehlingen in seinem Berichte vom Dezember 1777 dem Augsburger Stadtmagistrat liefert: „So viel ich mich noch erinnere, ist dieser Mensch klein von Person und ungefähr 5 Fuß 3 Zoll hoch; magern Leibes, trägt eigene Haare und eine silbergraufarbene Kleidung."

Noch unvorteilhafter lautet der Steckbrief des Magistrats von Glarus vom 2. Dezember 1783 (s. o. Kap. X), in dem Wekhrlin als „agé de 30 ans, visage pâle et maigre, taille petite, jambes minces et en général la figure très désagréable" geschildert wird, was ihm zu folgender witziger Äußerung an einen „freundlichen Unbekannten" Anlaß gibt (Gr. Ungeh. S. 120):

„Sie wollen also wissen, wie ich aussehe? Kennen Sie die Skizze nicht, welche die Portraitmaler zu Glarus dem Publikum von mir geliefert haben?" „Sie stellt mich meisterlich her." „Ach! das Grausame in dem Scherz, den der Souverain von Glarus mit mir zu treiben beliebt, ist nicht dieß, daß er mich vogelfrei erklärt, daß

er es übernimmt, meinen Kopf zu taxiren — ein Succeß, der im Reiche der Musen selten ist; nur wenige Schriftsteller können sagen, was sie werth sind, — sondern, daß mich mein Kabinetsmaler um meinen Kredit in der schönen Welt bringt." „Welches Mädchen wird mich nun mehr mögen? Wird man den berühmten Schweizervers künftig in den Melkstuben der Kantone nicht für mich singen?

Ihm lächle nie der Liebe Glück
Ins schwarze Herz mit sanftem Blick.
Das Mädchen, das die Alpen ehrt,
Ihm ist kein schwarzer Sklave werth!"

Gar sehr kontrastiert mit diesen unschmeichelhaften Bildern die Äußerung Ebelings: „Nach der Schilderung von Zeitgenossen war Wekhrlin eine fast hohe, imposante, in den letzten Jahren etwas starkbeleibte Erscheinung mit sokratischer Kopf- und Gesichtsbildung, ruhigen, durchdringenden Auges, dessen Glanz einen eigentümlichen Schein über ein stereotypes Lächeln breitete, in welchem die einen Gutmütigkeit, die anderen Sarkasmus, noch andere selbstbewußte Überlegenheit lasen und von jener hofmännischen Geschmeidigkeit, die auf den Mann von Weltbildung immer Anziehungskraft ausübt."

Bei diesem Widerstreit der Auffassungen müssen wir uns den vorhandenen Porträten des Vielgeschmähten zuwenden.

Die erste Erwähnung eines solchen geschieht in Wekhrlins Briefen vom September 1780. In Wallerstein blühte in jenen Tagen, wie Wekhrlin im zweiten Bande des Grauen Ungeheurs (S. 67) ausführt, und wie die in den fürstlichen Sammlungen zu Maihingen noch erhaltenen Exemplare beweisen, die damals wieder in Aufnahme gekommene Schattenrißkunst. Auch der schon erwähnte Bruder des regierenden Fürsten, Graf Franz, scheint sich darin versucht

zu haben, wie wir folgender Stelle eines Briefes Wekhrlins an seinen Schwager Beyer vom September 1780 entnehmen dürfen:

„Anbei übersende ich Ihnen einige Bildlein mit der Bitte, Sie möchten sie Ihren lieben Kindern, meinen theuersten Neffchen, — jedem eines à part, geben. Dieß ist Alles, was ich ihnen meinen gegenwärtigen Umständen nach, schicken kann, um mein Andenken bei ihnen festzusetzen. Legen Sie, ich bitte, bester Herr Schwager, den Ursprung dieser Bilder keiner Eitelkeit bei. Er ist nicht mein eigen. Der Graf Wallerstein,* Bruder meines Schutzfürsten, besuchte mich einst. Er ist ein außerordentlicher Liebhaber und Praktiker der Schattenrisse. Es fiel ihm zum Scherz ein, mich im ‚Krankenkontour', so wie er mich fand, abzureißen. Das kleine Bild ist völlig getroffen. Die Zeichnung gerieth in die Hände meines Verlegers. Dieser wandte die Kosten daran, sie stechen zu lassen. Ich habe also keinen Theil an der Existenz dieses Bildes.

Diese Silhouette von gräflicher Hand** war es wohl, welche Wekhrlin dem Landschreiber von Glarus übersandte, um sie oben auf den Scheiterhaufen zu legen, auf dem am 1. Dezember 1783 sein Artikel über eine dortige angebliche Hexe verbrannt wurde, und „die vermuthlich den Typ zu dem obigen Signalement und das Bild zu jener désagreablen Figur erweckt haben mag," welches sich der dortige Magistrat von ihm machte.

* Graf Franz Ludwig zu Öttingen-Wallerstein, den wir hier als Künstler kennen lernen, ist derselbe, welcher nach Jung-Stilling die Freilassung Wekhrlins bei dem regierenden Fürsten, seinem Bruder, erbat, und den Wekhrlin anläßlich einer Verteidigung des Adels (Gr. Ung. Bd. XI. S. 316) „einen geborenen Edelmann im ganzen Umfang des Begriffes, einen Menschenfreund, Musenfreund, Biedermann, Galanthomme, mit einem Worte eine von jenen Seelen" nennt, „welche Heinrich IV. gerne um sich hatte."

** Wir geben diesem Kapitel eine Reproduction derselben bei; die Bezeichnung: A. L. Moeglich inv. & sc. bezieht sich offenbar nur auf die Umrahmung.

Einige Zeit darauf fertigte der Nördlinger Maler Johannes Müller (geboren 1752) eine kleine Radierung unseres Journalisten in Medaillonform an. Ein Exemplar derselben klebte Wekhrlin einem an einen Wallersteiner Freund gerichteten Neujahrswunsch für 1785 bei, in dessen Stammbuch sie sich erhalten hat.

Die Gleichheit des Verlegers mochte dann vielleicht die Herausgeber der „Reisenden für Länder- und Völkerkunde" (Felßecker'sche Buchhandlung, Nürnberg 1788) bewogen haben, Wekhrlins Bildnis nach einem Gemälde von Schweigländer, gestochen von A. W. Küfner 1788, dem ersten Bande ihres Lieferungswerkes voranzustellen. Sie hatten in dem Prospekte desselben angekündigt, daß „vor jedem Bande ein merkwürdiger Mann von entschiedenem Einfluß für das Wohl einer Stadt, oder eines Landes, er sei nun Fürst, Minister, Lehrer, Kaufmann oder Künstler in Kupfer erscheinen solle, und Wekhrlin war offenbar nicht wenig stolz und beglückt, diese Reihe zu eröffnen. In dem ersten Artikel des dritten Bändchens der Hyperboreischen Briefe trägt er seinen Dank im Tone der Bescheidenheit ab, mit welcher er so gerne kokettiert.

„Mit der lebhaftesten Empfindung ersehe ich aus dem ersten Bande Ihrer Arbeit, daß Sie mir die Ehre erweisen, mein Bild an die Spitze desselben zu stellen. Diese Gunst durchdringt mich. Einst war eine Zeit, in der ich dem Ruhm nachlief; er floh mich. Jetzt, da ich ihn nimmer suche, überrascht er mich. Womit hätte ich soviel verdient, meine Herrn? wie käme ich zu diesem Vorzug? Ich bin mir nicht des mindesten Anspruchs auf die Aufklärung unserer Zeit bewußt. Meine Bemühung ist Nichts, als die Stimme des Predigers in der Wüste. Ich kam bei weitem zu spät." — „Habe ich etwa die Zahl der Verbrechen an der Menschheit vermindert, indem ich einigen Schurken Furcht einjagte: so ist's ein Verdienst, das

ich mit all' meinen Zunftgenossen, den Journalisten des Tages, gemein habe, und das eigentlich auf die Rechnung der preiswürdigen Publizität kommt." „Ist es mir gelungen, einigen Menschenschindern den Mordstahl aus der Hand zu reißen, und ihnen ihre Schlachtopfer zu entziehen, so bin ich's der Großmuth des Publikums schuldig, das mich anzuhören würdigte." „Hab' ich hier oder dort einen Thoren beschämt? — Heil ihm! Der Lohn ist sein, nicht mein." „Alles dieß, Gentlemen, berechtigt mich, wie Sie sehen, nicht, mich 'unter die merkwürdigen Männer von entschiedenem Einfluß' zu erheben. Ich gehöre nur zu den Invaliden der Litteratur. Mit Einem Wort: ich bin zu nichts fähig. Zu nichts, als Ihre Güte zu bewundern und die Pflicht zu fühlen, so sie mir auferlegt. Erlauben Sie demnach, daß ich Ihnen meine gränzenlose Hochachtung für die Ehre antrage, die Sie mir erweisen. Man müßte sehr unempfindlich sein, um bei einer solchen Versuchung nicht stolz zu werden."

Das Bild stellt Wekhrlin in einer ländlich formlosen kraftgenialischen Verfassung dar, in welcher ihn auch Schlichtegroll in der Baldinger Zeit schildert: „Auf dem Kopfe hatte er einen grauen Tyroler Hut; das Halstuch vorn in einen Knoten geschlungen hing über die Brust herab, an seinem Rocke konnte man kaum noch die ursprüngliche Farbe erkennen, seine Strümpfe waren über die Beinkleider hinaufgezogen und von breiten Kniebändern gehalten; seine Schuhe waren mit einem zerlumpten Bande gebunden." Von der „faunischen Gesichtsbildung" und dem „schneidenden Lächeln," von welchen Schlichtegroll noch außerdem phantasiert, können wir freilich in dem Bilde keine Spur entdecken. Das Blatt wurde auch gesondert für fünf Groschen ausgeboten.

Was mag aus dem Originale Schweigländers geworden sein, und was aus den anderen Ölporträten Wekhrlins, die Karl Julius Weber, der im Jahre 1823 schrieb,

im Ries in mehreren Häusern gesehen haben will? Haben Verwandte sie erhalten, haben sie, wie so manche andere Schicksalsgenossen, dazu gedient, Dachfenster auszufüllen, hängen sie noch irgendwo verstaubt und rauchig in einem Korridor, wird es einem späteren Forscher gelingen, eines oder das andere aufzufinden und so den Freunden Wekhrlins ein farbigeres lebensvolleres Bild seiner Persönlichkeit wiederzugeben, als es ein Stich vermag?

Auch unter den „Schand- und ärgerlichen Gemälden", die sich in Wekhrlins Nachlaß vorfanden, und deren Verbrennung die Wallersteinische Regierung anordnete, war ein Porträt des Verstorbenen von Schweigländer, welches eine vorhandene Aufzeichnung Wekhrlins folgendermaßen benennt: „Die Morgenstunde des Kunstfreundes, ein allegorischer Versuch, oder Wekhrlin, Schweigländer und die schöne Natur in einer Gruppe, Original von Schweigländer. Die bestgetroffenen Köpfe: meiner und der meines Freundes Schweigländer."

Aus dem letzten Lebensjahre Wekhrlins rührt der nach einer Zeichnung Heßells gefertigte Stich von Christoph Wilhelm Bock her, welchen der letztere der Biographie Schubarts in seiner Sammlung von Bildnissen gelehrter Männer und Künstler beigab. Es ist, wie Dr. von Knobland richtig bemerkt, nicht der wirkliche volksmäßige Wekhrlin, sondern „der von dem Fürsten Hardenberg auf kurze Zeit höfisch zugestutzte Wekhrlin der letzten Lebensmonate, nicht der Held der Chronologen, des Ungeheurs und der hyperboreischen Briefe."

Wie es bei Aufnahmen von vorne und im Profil nicht selten der Fall ist, haben die beiden Bildchen auf den

ersten Blick wenig Ähnlichkeit unter einander, aber die nähere Betrachtung ergibt, daß sie sich gegenseitig ergänzen. Auf dem älteren Bilde glaubt mancher mehr einen biederen Landmann, als einen der feinen Geister des achtzehnten Jahrhunderts vor sich zu haben. Das offene Auge und die offene Brust verraten den Aufklärer und das unfrisierte, struppige Haar Gleichgültigkeit gegen konventionelle Schranken. Der Kopf hat in seinen Umrissen etwas schwäbisch Viereckiges, und nur der feine Mund und die Form des Kinns beweisen, daß auch die Grazien an der Wiege dieses Denkers standen. Auf dem späteren Bild ist Wekhrlin frisiert, er trägt den Jabot unter dem Revolutionskostüm. In seinen Zügen liegt etwas Gezwungenes, eine Art Streben, seine Persönlichkeit pathetisch emporzustrecken, sie den aristokratischen Verhältnissen, die er lehrte und empfahl, anzupassen und die Würde zur Schau zu tragen, die in den mißlichen Verhältnissen, in denen er lebte, so oft in die Brüche ging.

Nachtrag.

Während der Drucklegung dieses Buches ist mir ein weiterer Brief Wekhrlins d. d. Nördlingen den 29. Juli 1777 zugänglich geworden, welcher einen neuen Beweis dafür zu enthalten scheint, daß unser Autor wegen seine Denkwürdigkeiten von Wien nicht aus der Kaiserstadt ausgewiesen wurde. — Es heißt darin:

„Um meinen Freunden zu Wien ein Vergnügen zu machen, habe ich eine Schilderung dieser Stadt entworfen und zu Anfang gegenwärtigen Jahrs* mit E. H. L. Magistrats zu Nördlingen Censur in dasiger Reichsstadt drucken lassen. Wider all sein Verdienst hat das Büchelgen den Beifall der Journalisten, des Publikums und selbst des k. k. Hofs erhalten. Der Herr Stadtschreiber Heuglin zu Ludwigsburg** aber ists allein, dem es nicht gefällt. Man weiß nicht, wie es zu seiner unglücklichen Wissenschaft gekommen ist: unterdessen hat er es zum Grund gelegt, mir seine Freundschaft und seinen Briefwechsel aufzukünden. Er nennt es ein satyrisches confiscirtes Buch, welches die ganze Anverwandtschaft beschimpfe."

* Die erste Lieferung des Buches erschien schon 1776.

** Wekhrlins Stiefvater.

Namenregister.

(Die Ziffern beziehen sich auf die Seiten.)

Er redet die Sprache eines klaren, echten und tiefen Empfindungslebens. Eine edle Weltanschauung tritt uns überall entgegen, mit gefestigten ethischen Idealen, die weit entfernt ist von einem moralischen Biedermannstum und wirklich im Innersten wurzelt, aus der eigenen Erfahrung hervorwuchs."